

The background is a solid yellow color. It features several abstract geometric elements: a series of parallel black lines forming a triangular shape in the top right corner; a series of parallel black lines forming a triangular shape in the bottom left corner; a large black triangle pointing downwards in the center-right; and a smaller black triangle pointing upwards in the bottom right. The text is positioned in the upper left quadrant.

**Timo Dorsch, Jana Flörchinger,  
Börries Nehe (Hg.)**

# **GEOGRAPHIE DER GEWALT**

**Macht und Gegenmacht in Lateinamerika**  
*mandelbaum verlag*

Timo Dorsch, Jana Flörchinger,  
Börries Nehe (Hg.)

# **GEOGRAPHIE DER GEWALT**

Macht und Gegenmacht in Lateinamerika

mandelbaum *verlag*

Gefördert von der Rosa-Luxemburg-Stiftung mit Mitteln des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) der Bundesrepublik Deutschland.

Der Inhalt des Buches liegt in der Verantwortung der Herausgeber:innen und gibt nicht notwendigerweise die Position der Rosa-Luxemburg-Stiftung wieder.



Der Film zum Buch:



mandelbaum.at • mandelbaum.de

ISBN 978-3-85476-944-6

© mandelbaum verlag, wien • berlin 2022

alle Rechte vorbehalten

Übersetzungen: DOROTHEA HEMMERLING,  
GEROLD SCHMIDT, SARITA BRANDT

Transkription von Wortbeiträgen: TULINE GÜLGÖNEN

Lektorat: JANINA HENKES

Satz: KEVIN MITREGA, Schriftloesung

Umschlag: MÓNICA ALEJANDRA RODRÍGUEZ SOSA

Druck: PRIMERATE, Budapest

# Inhaltsverzeichnis

TIMO DORSCH, JANA FLÖRCHINGER, BÖRRIES NEHE

- 7 Geographie der Gewalt. Eine Annäherung

## Narrar

CARLOS BERISTAIN

- 20 Von der Konfusion zur Komplexität  
*Zum Verständnis der Geographien der Gewalt*
- 38 Den Horror erzählen.  
Journalismus in Zeiten des Ausnahmezustands  
*Carlos Martínez, Daniela Rea und Marcela Turati im Gespräch*

HERIBERTO PAREDES CORONEL

- 67 Warum leben wir im Paradies?  
*Fotografisches Porträt einer indigenen Nahuatl-Gemeinschaft  
in ihrem Kampf für das Leben*

CHRISTIAN SPERLING

- 90 Der multimediale Journalismus im Kontext  
des Mexikanischen »Drogenkrieges«

## Cuerpo

RITA LAURA SEGATO

- 112 Der Körper der Frauen als Territorium des Krieges

DINA ALVES

- 126 Rassistische Nekropolitiken: Gott erschafft, die Polizei tötet

EMANUELA BORZACCHIELLO

- 145 Wieder-Existieren in Mexiko  
*Von Ciudad Juárez zu den vielen heutigen Ciudad Juárez*

ALEX WISCHNEWSKI

- 162 Verschiedene Kontexte – geteilte Erfahrung  
*Was bedeutet es, transnational anzuknüpfen?*

## Comunidad

RAQUEL GUTIÉRREZ AGUILAR, CLAUDIA LÓPEZ PARDO

- 173 Das Gemeinschaftliche produzieren,  
um das Leben zu erhalten  
*Anmerkungen zum Verständnis eines sich ausbreitenden gemein-  
schaftlich-popularen Horizonts, der den Raubtierkapitalismus  
herausfordert, ihn umstürzt und über ihn hinweggeht*

VERÓNICA GAGO

- 196 Finanzextraktivismus und Verschuldung  
*Zur Einhebung des Prekariats*

VERA MALAGUTI BATISTA

- 209 Verbrechen und Krieg im heutigen Brasilien

ALKE JENS

- 220 Stadt, Neoliberalismus und Gewalt

JONAS WOLFF

- 234 Extraktivismus, Konflikt und Demokratie

## Memoria

MARIO RUFER

- 245 Erinnerung als Verbindung  
*Gegen die herrschaftliche Macht*

ANNE HUFFSCHMID

- 264 Erzählbarmachung  
*Bildhandeln und forensische Imagination*

- 282 Zu den Autor:innen und Herausgeber:innen

TIMO DORSCH, JANA FLÖRCHINGER,  
BÖRRIES NEHE

## Geographie der Gewalt. Eine Annäherung

Die mexikanische Journalistin Marcela Turati berichtet in diesem Sammelband von einem Telefonat mit einem Vater aus Tijuana, der seinen verschwundenen Sohn suchte. Er rief sie von einer Exhumierung an, erklärte, sie hätten endlich etwas gefunden, er würde ihr ein Foto schicken. »Wie viele Leichen gibt es?«, fragte Turati. Und der Mann antwortete: »Nein, nein, schau dir das Foto an und dann sprechen wir darüber.« Er schickte das Bild: ein Glas mit drei Knochenfragmenten, so groß wie Zähne. »Zuerst haben wir nur über Ermordete geredet«, so Turati, »dann haben wir angefangen, über Verschwundene zu reden und haben daraufhin über die Nachforschungen der Eltern berichtet. Jetzt sind wir bei den Gräbern, in denen es nicht einmal mehr Leichen gibt. Es sind jetzt kleine stark verkohlte Fragmente. Ich wusste weder, wie ich mir die Situation erklären noch sie den Lesern verständlich machen könnte.«

Das Nicht-sprechen-können, Sich-nicht-erklären-können, ist eines der zentralen Charakteristika jener *neuen* Art von Gewalt, wie wir sie in Lateinamerika und zahlreichen anderen Regionen des sogenannten Globalen Südens beobachten können. Sie produziert ein schwarzes Loch der Vorstellungs-, Sprach- und Bildlosigkeit. Wie können wir von dieser Gewalt erzählen, wie darüber sprechen? Wie können wir ein Verständnis dieser Gewalt entwickeln, ohne dabei in vereinfachende Erklärungsmuster zu verfallen? Mit welchen Kategorien können wir die Gewalt fassen, die sich doch in ihrer unfassbaren Brutalität, ihrer scheinbaren Richtungslosigkeit und Unvorhersehbarkeit jeder Kategorisierung entzieht? Wie können wir ihre lokalen und spezifischen Ausprägungen ebenso

denken wie ihre globale Verstricktheit, ihre Wiederkehr, ihr gleichzeitiges Aufflammen an ganz unterschiedlichen Orten der (post-)kolonialen Welt?

Diese Fragen und die Suche nach Antworten entspringen keinem wissenschaftlichen Interesse, sondern einer politischen Notwendigkeit. Wie die in diesem Band versammelten Texte von ganz verschiedenen Perspektiven aus eindrücklich darstellen, weist die Dynamik der Gewalt weit über ihre scheinbar klar umgrenzte räumliche Situiertheit hinaus: ihre lokalen Manifestationen müssen in der Logik einer weltweiten Produktion der Gewalt – einer globalen *Geographie der Gewalt* – gedacht werden, von der Europa gleichermaßen Teil ist, in der wir uns verorten und gegen die wir uns positionieren müssen. Das schließt ein, dass wir individuell und kollektiv unsere Stellung in einem kolonialen Gefüge von Herrschaft und Ausbeutung zu denken lernen, dass wir politisch Verantwortung übernehmen, und dass wir unsere Anstrengungen, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes und geknechtetes Wesen ist, internationalistisch artikulieren. Wir müssen Grenzen transzendieren.

### **Un-/Sichtbarkeiten**

Die *neue* Gewalt, die wir in Lateinamerika zunehmend mit Ende der Militärdiktaturen beobachten können, fordert uns konzeptuell, ethisch und emotional. Angesicht der Flut der Bilder – denn nur vermittelt über solche, scheint der Globale Norden ja Teil der Gewalterfahrung – ist die Selbstversicherung, dass das eigene Leben (der eigene Konsum, die eigene Sicherheit, die eigenen Werte) mit *jenem* nichts zu schaffen hat, eine ebenso beruhigende wie verständliche Reaktion. Unser distanziert-interessierter Blick auf Reportagen oder Netflixserien über Drogenkriege versichert uns so immer auch unserer eigenen Positionalität im *anderswo*.

Gleichzeitig jedoch trägt die Bilder- und Informationsflut, welche die heutige Gewalt begleiten, kaum etwas zum Verständnis dieser bei. Im Gegenteil: Gewalt in Lateinamerika bewegt sich heute in einem Spannungsfeld aus totaler Sichtbarkeit und völliger Unlesbarkeit. Den immer graphischeren Darstellungen in den Produkten der globalen Kulturindustrie, den halbseitigen Farb-

fotos brutal Ermordeter auf den Titelseiten lateinamerikanischer Zeitungen, den Zahlen, Statistiken, Infographiken und dem »Ejecutómetro« – dem in Echtzeit aktualisierten »Exekutionszähler« im mexikanischen »Drogenkrieg« – steht der Zusammenbruch von Sinnzusammenhängen und der Kollaps der Erklärungen gegenüber. Durchzog die lateinamerikanische Vergangenheit eine Unsichtbarkeit, ein Verstecken und Vertuschen der Gewalt, ist die gegenwärtige Situation eine gänzlich umgekehrte: Es ist gerade die permanente Offenlegung der Gewalt und ihre ubiquitäre Sichtbarkeit, jener Mix aus Spektakel und Manipulation (von Informationen, Tatorten, Berichten), die es unmöglich machen, der Erfahrung und Beobachtung eine Sinnhaftigkeit zu verleihen.

Angesichts dessen verlieren die Kategorien, mit denen wir zu denken geschult wurden, zunehmend ihre explikative Kraft. An welchen Orten wird die kontemporäre Gewalt produziert? Wie können wir ihre Akteure<sup>1</sup> treffend beschreiben? Was wollen sie erreichen? Wir haben keine zufriedenstellenden Antworten auf diese Fragen. Sehr wohl wissen wir, dass kein Staat, kein »Kartell«, kein Unternehmen oder Imperium allein als Schaltzentrum der Gewalt benannt werden kann, ohne einer unlauteren Vereinfachung, ja Fiktionalisierung anheim zu fallen. Zeitgleich wird eine solche Fiktionalisierung permanent produziert: die binäre Kategorisierung der Wirklichkeit in »legal« und »illegal«, »staatlich« und »kriminell«, »gut« und »böse«, welche so charakteristisch für das Narrativ des sogenannten »Drogenkrieges« ist, entwirft ein propagandistisches Bild der Realität, das jeder Grundlage entbehrt.

Vom Staat wird diesen die Sicht und die Wahrheit vernebelnden Narrativen nichts entgegengesetzt. Im Gegenteil: anstatt sich um Aufklärung zu bemühen, befördern staatliche Institutionen durch systematische Strafflosigkeit die Verschleierung, das Unlesbarmachen. Die Gesellschaft *erlernt* diese Strafflosigkeit, und mit ihr die Willkür der Macht. Denn jedes ungeklärte und ungesühnte Verbrechen

1 Hier und an anderen Stellen wird explizit das generische Maskulinum verwendet, um den patriarchalen Charakter der Machtverhältnisse zu unterstreichen. Daher ist die Schreibweise in diesem Sammelband keine durchgängige, sondern achtet darauf, dass auch im geschriebenen Wort der patriarchale Charakter nicht überdeckt wird.

transportiert eine Botschaft: die ostentative und konsequenzenlose Zurschaustellung der Grausamkeit zeigt, dass es Souveräne über dieses Territorium gibt und dass sprechen, schreiben, Anklage erheben fast unmöglich wird.

### **Gewalt regiert**

In ihrer scheinbaren Funktions- und Ziellosigkeit unterscheidet die heutige Gewalt sich von jener, die für die autoritären Regime des vergangenen Jahrhunderts kennzeichnend war, für die wir die verantwortlichen (Militär-)Regierungen, Staaten und Apparate klar benennen können und deren politisch-ideologische Motivation offensichtlich ist. Die Gewaltakteure der Gegenwart hingegen sind verfangen in einer Dynamik, die für sie – und uns – zunehmend unbegreiflich ist. Doch die für sich genommen unerklärlichen Gesten, Einzelhandlungen und Motivationen (re-)produzieren in ihrer Gesamtheit, in ihrer chaotischen Verstricktheit, ein Gefüge von Macht und Herrschaft, dessen innere Logik verständlich und lesbar gemacht werden kann. Die Geographien der Gewalt und die dahinterliegende Dynamik folgen nicht immer einer erwartbaren Logik. Doch in ihrer Gesamtheit produzieren die Akteure der Gewalt eine bestimmte Art der *Regierung* der Gesellschaft. Sie wissen das nicht, aber sie tun es.

Was wissen wir über diese Art von »Regierung«? Sie ist nicht länger nur staatlich organisiert, sie wird nicht allein in den Repressionsapparaten des Staates gelenkt. Mit dem neoliberalen Umbau der lateinamerikanischen Staaten, welche in vielen Fällen mit den demokratischen Transitionen zusammenfiel, wurden nicht allein natürliche Ressourcen, Pensionsfonds und öffentliche Infrastruktur privatisiert, sondern zunehmend auch die Produktion von Gewalt an *private* Akteure outgesourct. Die Gewalt paramilitärischer Gruppen, welche ganze Landstriche entvölkern, um sie als Weideland dem globalen Markt zuzuführen; die um territoriale Kontrolle konkurrierenden transnationalen Drogenunternehmen; die lokalen Handlanger globaler Energiekonsortien, die unliebsame Umweltaktivist:innen ermorden; die bewaffnete Gruppe Halbwüchsiger, die das Schutzgeldgeschäft im Dorf an sich reißen: ihren Taten ist gemein, dass sie sich nahtlos in die Funktionslogik

eines immer brutaler agierenden, immer autoritärer gerierenden weltweiten Kapitalismus einschreiben. Ein Kapitalismus, der auf der rücksichtslosen Ausbeutung von Mensch und Natur basiert und dabei sehenden Auges die Grundlagen menschlicher und nicht-menschlicher Existenz vernichtet.

Das bedeutet nicht, wie manche trivialen ökonomistischen Lesarten nahelegen, dass jeder Manifestation von Gewalt eine direkte wirtschaftliche Motivation zugrunde läge. Vielmehr ist die ausufernde Gewalt nicht nur ein Zeichen und Produkt einer allgemeineren gesellschaftlichen Verrohung, sondern – wie Silvia Federici darlegt – selbst eine produktive Kraft, durch welche eine dem Kapital schutzlos ausgelieferte Gesellschaft überhaupt erst hervorgebracht wird. Die Brutalisierung der Politik, der sozialen Beziehungen, der Bilder und der Sprache produziert Subjekte, die der zerstörerischen Ausbeutungslogik des Kapitals zunehmend weniger entgegenhalten können und wollen. Das passiert nicht als linearer Prozess, sondern stellt sich als permanente Auseinandersetzung um Selbstaufgabe und Selbstbehauptung der Subalternen als politische Subjekte dar. Im Widerstand gegen Gewaltverhältnisse liegt deshalb immer auch ein emanzipatorisches Potenzial.

Die Gewalt – das Regieren-durch-Gewalt – erscheint des Weiteren weitestgehend ein Problem des Globalen Südens zu sein. Im Globalen Norden hingegen scheint sie uns als ein wohlgeordnetes, staatlich monopolisiertes Feld. Einerseits. Andererseits ahnen wir, zumeist ohne es genau erklären zu können, dass die in Deutschland produzierten Waffen von Heckler & Koch, mit denen vermutlich mexikanische Polizisten protestierende Studierende ermordet haben, nicht die einzige Verbindung zwischen uns und den Toten des Globalen Südens sind. Dass der unstillbare Hunger Europas nach Energie, nach Rohstoffen und Textilien ebenso zentral für die weltweite Organisation der Gewalt sind wie das menschenverachtende europäische Grenzregime, mit dem dieser Kontinent seinen Reichtum verteidigt. Wie können wir dieser globalen Verstricktheit analytisch gerecht werden? Und wie können wir unsere eigene(n) Position(en) darin denken und, jenseits einer rein kognitiven Einsicht, einen subjektiven Bezug herstellen?

## Die Fortsetzung der *Conquista* mit anderen Mitteln

Um Antworten auf diese Fragen zu finden, müssen wir die Welt als eine einzige denken: als Welt, deren innere Verbundenheit allerdings durchdrungen und vermittelt ist über die *Kolonialität der Macht* und einen andauernden Prozess der *Eroberung* der Natur und der Menschen. Rita Segato argumentiert in ihrem Beitrag zu diesem Buch, dass *raza*<sup>2</sup> das Epizentrum dieser Kolonialität darstellt und sich tief in die Körper, in die Geographie und in die Geschichte einschreibt. Sie ist »eine Naturalisierung – und später eine Biologisierung – der im Zuge der Eroberung und Kolonisierung besiegten Körper. Daher ist *raza* die Art, wie ein Körper in seiner Position in der Geschichte gelesen wird.« So lenkt sich unser Blick vielleicht weniger auf die Neuheit und Andersartigkeit der Gewalt als auf ihre historische Kontinuität, als Fortschreibung einer Geschichte der Ausplünderung und Kolonisierung des »Globalen Südens«.

In diesem Sinn kann Politik anknüpfend an Michel Foucault als Stabilisierung von gewaltsam etablierten Machtbeziehungen, als »Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln« gedacht werden. Durch Gewalt, d. h. im Prozess der andauernden Eroberung, von dem Segato spricht, geschieht eine binäre Spaltung der Gesellschaft in die Einen und die Anderen, in Sieger und Besiegte: in die Besitzer der Macht, der Normen, der Wahrheit und des legitimen Reichtums, und die Beherrschten, Anormalen, Subalternen. Die politische Macht dient der Aufrechterhaltung dieser Polarität, welche sie jedoch – in Form bürgerlicher Staatlichkeit,

2 *raza*, dt. »Rasse«: Aus dem Spanischen und Portugiesischen übersetzte Beiträge in diesem Band beziehen sich mit *raza* auf eine soziale Konstruktion, das heißt, auf einen Begriff, für den es keine wissenschaftlich begründete Basis gibt, der aber in der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Eroberung in Lateinamerika eine wichtige Rolle spielt. Da Rassismus zur Einführung der Kategorie »Rasse« führte und nicht vermeintliche »Rassen« von Menschen den Rassismus hervorbrachten, ist die Verwendung des Begriffs rassistisch. Da wir dennoch Worte brauchen, um über Rassismus zu sprechen, wird im vorliegenden Sammelband in Abgrenzung zum deutschen Begriff der »Rasse« mit seiner nationalsozialistischen und antisemitischen Konnotation, der spanische Begriff *raza* beibehalten und in den Texten deutscher Autor:innen *race* verwendet. [Anmerk. d. Übers.]

durch liberale Rechtsdiskurse, Geschichtsschreibung usw. – permanent kaschiert. Um die Herstellung und Ausübung von Macht zu verstehen, müssen wir folglich die Gleichzeitigkeit dieser Bewegungen denken: die *Conquista* als andauernden Prozess der Ausbeutung, Unterwerfung und rassistischen Teilung der Gesellschaft, welche von der politischen Macht zugleich mobilisiert und kaschiert wird.

Das schließt ein, dass wir in der Willkür und Unübersichtlichkeit der Gewalt in Lateinamerika die dahinterliegenden Ordnungsprinzipien entschlüsseln. Denn die Gewalt ist eben nicht für alle gleich: prinzipiell kann jede:r ihr Opfer sein, doch das Maß von Vulnerabilität ist höchst ungleich verteilt und aus einer intersektionalen Perspektive heraus zu erfassen. Dabei ist festzuhalten, dass Gewalt nicht nur rassistisch, patriarchal oder klassenspezifisch strukturiert ist, sondern die dahinterliegenden sozialen Konstruktionen und Kategorien beständig neu hervorbringt. Sie ist ein zunehmend zentrales Element der neoliberalen Subjektivierung und permanenten Eroberung, indem sie nicht nur Körper zerstört, sondern auch die Territorien, und diese dem direkten Zugriff des Kapitals preisgibt.

Indem die Gewalt sich in den Kapillaren der Gemeinschaften festsetzt, zerstört sie so auch das Fundament, auf welcher diese ruhen: die Beziehungen von Solidarität, Reziprozität und Vertrauen. Dabei erfüllt Gewalt gegen Frauen und Queers häufig eine spezifische Funktion – sie ist eine *politische* Gewalt, weil sie ihre Körper zum Territorium des Krieges, seine Enteignung zum Mittel der Herrschaft und Unterwerfung und zum Zeichen der eigenen Macht macht. Insbesondere feministischer Theorie und Praxis gelingt es, diese Verschränkung von Körper und Raum zu artikulieren.

### **Erinnerung an eine schmerzende Gegenwart**

Wie können wir von einer solchen hier beschriebenen Welt sprechen? Wie können wir die Gewalt erzählen, darstellen oder erinnern? Wie kann ein Sprechen über Gewalt und Grausamkeit aussehen, das nicht zu einer abstoßenden, sondern zu einer inklusiven Erzählung wird? Das Zuhören, der Versuch zu verstehen,

empathisch zu sein und die Erfahrungen anderer Menschen nachklingen zu lassen, erscheinen als zentrale Momente einer transformativen Praxis.

Aller Ohnmacht zum Trotz, welche die herrschende Ordnung permanent produziert und anerzieht, entstehen inmitten dieser gewaltvollen Verhältnisse zahlreiche neue kollektive Artikulationen und Subjektivitäten, die das Bestehende in Frage stellen. Paradigmatisch hierfür ist die Arbeit der zahlreichen Organisationen von Angehörigen von gewaltsam Verschwundenen in Lateinamerika. Entgegen jeder Wahrscheinlichkeit münden der Schmerz, das Nicht-Wissen darüber, wo das eigene Kind, Partner:innen, Familienangehörige oder Vertraute sind und die Machtlosigkeit gegenüber den untätigen staatlichen Institutionen hier nicht in Resignation, sondern in Organisation und transformativer Energie.

Auch den feministischen Bewegungen in Lateinamerika gelingt es, eine vielschichtige Lesart von Gewalt zu entwerfen. Was große Teile dieser Kämpfe und Analysen auszeichnet, ist die Politisierung alltäglicher Erfahrungen, sei es patriarchale, rassistische oder ökonomische Gewalt. Die Herstellung und Sozialisierung dieser transversalen Perspektive ermöglicht es, dass Gewalt nicht länger als Problem der Anderen oder individuelles Schicksal wahrgenommen wird. Gewalt als eine geteilte Erfahrung zu begreifen, ist zentral für die massenhaften Mobilisierungen, die sich über den lateinamerikanischen Kontinent erstrecken.

Hier, wie auch in den unzähligen kleineren und größeren Kämpfen gegen Verdrängung in den Städten, gegen die Prekariisierung der Lebensverhältnisse, gegen Vertreibung und Zerstörung von Territorien usw. wird der fragmentierenden und dissoziierenden Logik der herrschaftlichen Gewalt eine Logik der Assoziation und Artikulation entgegengesetzt – ein Neu- und Anders-Verbinden, das Schaffen neuer Sinnzusammenhänge und Narrative, und auch anderer Räume und Beziehungsweisen sowie neuer politischer Verbindungen. Mehr denn je sind wir dazu aufgerufen, auf dieser Grundlage eine internationalistische Praxis zu gestalten, welche der Globalität der Gewalt mit einem universalistischen emanzipatorischen Gegenentwurf begegnet.

Die Artikel des vorliegenden Bandes basieren auf den Beiträgen und Diskussionen eines mehrtägigen Zusammenkommens im Juni 2019 in Frankfurt am Main, welches dank der Unterstützung der Rosa-Luxemburg-Stiftung und der Goethe-Universität Frankfurt stattfinden konnte. Die Autor:innen haben ihre Überlegungen mit einigem zeitlichen Abstand wieder aufgenommen, weiter gedacht, ausformuliert und überarbeitet. Damit schreibt dieses Buch jenen kollektiven, kritisch-solidarischen Dialog fort, der für das Treffen kennzeichnend war. Die Wichtigkeit, sich konzentriert und gemeinschaftlich über die Geographien der Gewalt auszutauschen und sich über ihre Überwindung den Kopf zu zerbrechen, wird auch morgen noch eine unserer dringlichsten Aufgaben sein. Dieser Sammelband versteht sich als Beitrag zu globalen, internationalistischen Debatten und Widerstandspraktiken und lotet Fragen aus, die dem Verstehen, dem Erklären und dem Unterbrechen von Gewalt nachgehen, um Neues zu schaffen: neue Gedanken, neue Erfahrungen, neue Begegnungen, neue Konstellationen, neue Wege.

Der Sammelband ist in vier Rubriken unterteilt: *Narrar*, *Cuerpo*, *Comunidad* und *Memoria – Erzählen, Körper, Community* und *Erinnern*. Durch alle Rubriken erstreckt sich eine journalistisch-ethnographische Fotoreportage. Dabei verläuft zwischen den Rubriken nicht immer eine klare Trennlinie und manche Texte könnten ebenso auch an anderer Stelle verortet sein. Das ist gut und gewollt, verdeutlicht es doch nur einmal mehr die Verflochtenheit der Beiträge und die Offenheit der Analysen und Perspektiven der Autor:innen.

Unter *Narrar* versammeln sich Beiträge, die sich mit der Darstellbarkeit von und dem Erkennen einer grundlegenden Logik der Gewalt im lateinamerikanischen Kontext befassen. Carlos Beristain argumentiert ausgehend von seinen jahrzehntelangen Erfahrungen in der Aufarbeitung von Menschenrechtsverbrechen auf dem lateinamerikanischen Kontinent, dass die Geographien der Gewalt nicht konfus, sondern lediglich komplex sind. Zentral für ihr Funktionieren und Reproduzieren sind die Kontrolle über das soziale Gefüge und über die Territorien.

Daran schließt unmittelbar das Gespräch an, das Christian Sperling mit den Journalist:innen Carlos Martínez, Daniela Rea und Marcela Turati führt. Wie können ein Sprechen über eine sich permanent wandelnde Gewalt und unsere eigene Rolle als Beobachtende darin aussehen? Dabei geben die drei Medienschaffenden sensible Einblicke in ihre Arbeiten in Mexiko und El Salvador, in der sie den Erfahrungen der Opfer und den Motivationen der Täter:innen journalistisch nachgehen.

In seinem eigenen Beitrag schließlich diskutiert Christian Sperling kollektive Selbstorganisation und neue Medienformate im mexikanischen unabhängigen Journalismus. Dadurch wird auch der propagandistischen Produktion von Wahrheit und Wirklichkeit durch herrschende Machtinteressen belastbare Materie entgegengesetzt.

Auch das fotografische Porträt einer an der mexikanischen Pazifikküste gelegenen indigenen Nahua-Gemeinde von Heriberto Paredes Coronel stellt einen solchen Gegendiskurs dar. Santa María Ostula verkörpert dabei emblematisch auch den Kampf und Widerstand gegen die Dynamiken der Gewalt. Die Fotoserie durchzieht diesen Sammelband, begleitet von jeweils einer kurzen Erklärung.

Die Rubrik *Cuerpo* thematisiert die Verbindungslinien zwischen patriarchaler und kolonialer Gewalt und zwischen Körper und Raum. Indem die Autor:innen die kleinste geographische Ebene bzw. *scale*, den Körper, in den Blick nehmen, werden die Zusammenhänge verdeutlicht, die diese Gewalt erst ermöglichen und wie sich diese in den Körpern festschreiben und sie regierbar machen. Rita Segato spricht im Falle Lateinamerikas von einer Kolonialität der Macht, in der die Produktion von *raza* im Zentrum situiert ist. Den Geographien der Gewalt ist dabei ein Spektakel der Strafflosigkeit eingeschrieben, um so die andauernde Eroberung von Körpern weiterhin zu garantieren.

Wie genau sich diese Muster und Logiken in die Praktiken und Institutionen des Staates – wie die Polizei oder der Justizapparat – festschreiben, zeigt Dina Alves auf, indem sie uns einen selten privilegierten Einblick in die Aufarbeitung des Mordfalls an Luana Barbosa dos Reis Santos in der brasilianischen Stadt Ribeirão Preto gibt.

Einen weiteren Ausdruck dieser Verbindungen sieht Emanuela Borzacchiello in der Ausweitung des Gewaltkomplexes von Ciudad Juárez auf ganz Mexiko und zeigt auf, wie patriarchale Gewalt den privaten wie auch öffentlichen Raum gleichermaßen einnimmt und dominiert. Sie plädiert für eine historische Erkundung der lokalen Orte, um der Gewalt beizukommen.

Trotz ihrer lokalen Situiertheit artikuliert sich in ihr ebenfalls eine globale Verstricktheit, derer wir gerecht werden müssen, ohne dabei der Versuchung zu verfallen, die Verantwortung (wieder) zu externalisieren, wie es Alex Wischnewski in ihrem Text fordert.

Im mit *Comunidad* überschriebenen Teil dieses Buches fragen die Autor:innen nach den Bedingungen für Gemeinschaftlichkeit, und wie Gewalt seitens der dominierenden staatlichen und nicht-staatlichen Institutionen jene Gemeinschaftlichkeit fragmentiert und zu zersetzen droht. Keineswegs ist es ein linearer Prozess der Zerstörung. Gewalt reagiert immer auch auf emanzipatorische Kämpfe und erkämpfte Räume, läuft ihnen zuwider, wirkt regressiv auf diese. Vor dem Hintergrund einer konstatierten gesellschaftlichen Reproduktionskrise in ganz Lateinamerika, sprechen sich Raquel Gutiérrez Aguilar und Claudia López Pardo für die Produktion des Gemeinschaftlichen als antagonistisches Verhältnis zum Kapital aus.

Die Macht, auf die sich beide beziehen und die das Gemeinschaftliche unterläuft und zersetzt, findet sich auch im erweiterten Extraktivismus wieder, von dem Verónica Gago in ihrem Beitrag spricht. Gemeint ist damit ein Extraktivismus der finanziellen Plünderung prekariisierter Bevölkerungsgruppen, insbesondere durch Mechanismen der Verschuldung. Dem Extraktivismus kommt zudem eine zentrale Rolle bei der Ausweitung illegaler Ökonomien zu, während gemeinschaftliche und familiäre Beziehungen unter der Schuldenlast erodieren.

Als weiteres Mittel der zersetzenden Gewalt und der schon weiter oben angesprochenen Kolonialität der Macht zählt Vera Malaguti Batista die systematische Konstitution eines *tödbaren Subjekts* im urbanen Raum in Brasilien. Ein hochgerüsteter, polizeilich-militärischer und justizieller Apparat richtet sich gegen

Schwarze<sup>3</sup> Körper, die über *raza*, Klasse, aber auch über den (städtischen) Raum konstituiert werden.

Auch Alke Jenss diskutiert Gewalt im städtischen Raum. Am Beispiel von den Konflikten in Oaxaca-Stadt zeigt sie die Verstrickung von Wettbewerbslogik und direkter wie indirekter Gewalt und macht klar, wie selektiv diese operiert.

Jonas Wolff richtet den Blick eher auf den ländlichen Raum und beleuchtet Konflikte um den (Neo-)Extraktivismus in Lateinamerika. Die Auseinandersetzungen um Territorium und Ressourcen befördern dabei Souveränitätskonflikte, die wiederum entscheidende demokratietheoretische Fragen aufwerfen.

Unter der vierten und letzten Rubrik versucht sich *Memoria* an einer Unterbrechung oder auch an einer Nicht-Wiederholung der Vergangenheit. Die beiden Beiträge gehen dabei der Frage nach, wie ein Erinnern nach der Gewalt aussehen und inwiefern daraus eine widerständige Praxis erwachsen kann. Mario Rufer sieht in den Versuchen, eine andere Erzählung des Geschehenen und der Gegenwart zu (re-)konstruieren, ein subversives Potenzial. Entgegen einer fragmentierenden herrschaftlichen Macht bedeutet Erinnern verbinden, meint Rufer.

In ihrem diesen Band abschließenden Beitrag berichtet Anne Huffschmid von der Arbeit der mexikanischen *Buscadores*, den Angehörigen Verschwundener, die selbst auf die Suche nach ihren Liebsten gehen. Der schmerzhaften Leere, der geisterhaften Un-Körperlichkeit des Verschwindenlassens begegnen sie mit dem, was sie als »forensischen Widerstand« bezeichnet.

Dieses Buch ist der Versuch, ausgehend von den vielen darin enthaltenen Stimmen eine Linie zu skizzieren, die von der Betrachtung der Gewalt, über das Verstehen der Gewalt bis hin zur Überwindung der Gewalt reicht. Um der Ohnmacht wegen der Verhältnisse eine Komplexität der Verhältnisse entgegenzustellen, die uns zu anderen, zu guten Verhältnissen hinüberführt. Um weniger kann es heute nicht mehr gehen.

3 Mit der Schreibweise Schwarz und *weiß* sollen soziale Konstruktionen dieser Kategorien hervorgehoben werden. [Anmerk. d. Herausgeber:innen]

\* \* \*

Dieses Buch sowie der Kongress »Geographien der Gewalt« wären nicht möglich gewesen ohne die Unterstützung zahlreicher Menschen und Institutionen. An dieser Stelle möchten wir uns bei allen Vortragenden, Moderator:innen sowie Teilnehmenden an dem Kongress für die fruchtbaren Diskussionen bedanken. Des Weiteren bedanken wir uns bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung, insbesondere bei Birte Keller, Angela Ispording und dem Referat Lateinamerika. Bei Dorothea Hemmerling, Gerold Schmidt und Sarita Brand bedanken wir uns herzlich für die sorgfältigen Übersetzungen, bei Mónica Alejandra Rodríguez Sosa für das Coverdesign. Außerdem bedanken wir uns bei Tuline Gülgönen für die Transkriptionen der Kongressbeiträge, bei Janina Henkes für das Lektorat, sowie bei Martin Birkner für die Betreuung seitens des Mandelbaum Verlags. Weiterer Dank gilt der Goethe-Universität Frankfurt, insbesondere Susanne Heeg, Silvia Wolf-Möhn und Lucian Kirschbaum, sowie Rime Abd Al Majeed, Max Baum, Julius Bücher, Sven Kirschlager, Juan Carlos Ordóñez Reyes, Julia Manek, Sophia Tepper und Alper.

## Von der Konfusion zur Komplexität

*Zum Verständnis der Geographien der Gewalt*

In Guatemala-Stadt gibt es im Stadtbezirk *Zona 2* am Eingang zur ehemaligen Pferderennbahn eine große Reliefkarte von Guatemala. Der Maßstab ist in der Höhe überproportional. Auf diese Weise ist auf kleinem Raum die geographische Struktur Guatemalas zu erkennen. Dabei wird klar, warum Nebaj ein so wichtiger Ort ist, warum Joyabaj zu einem so wichtigen Ort wurde und warum San Martín Jilotepeque die Ortschaft ist, wo die als *verbrannte Erde* bekannt gewordene Strategie der Aufstandsbekämpfung begann. Ebenso wird klar, warum der Militärgeograph, der das Reliefmodell erstellt hat, von der eigenen Armee ermordet wurde. Er war derjenige, der die Geographie des Landes am besten kannte und die Kriegllogik kommt auch in der Geographie zum Ausdruck. Es gibt eine Dynamik der Geographien der Gewalt. Obgleich wir als Menschenrechtsverteidiger:innen auf viele Fragen, die dies aufwirft, noch keine Antwort haben, so verfügen wir doch über Praktiken, um die Ziele unserer Arbeit zu erreichen: die Opfer von Gewalt zu begleiten und uns mit den Herausforderungen auseinanderzusetzen, vor die uns die Gewalt stellt. Auf den folgenden Seiten geht es darum, ausgehend von diesen Erfahrungen die Logik der Gewalt zu reflektieren.

In der Regel hat ein Krieg eine militärische Dimension: die direkte Konfrontation zwischen den Konfliktparteien. Der größte Teil der Dimension eines Krieges ist allerdings nicht die militärische Dimension. Neben den Konfrontationen gibt es zwei weitere Dimensionen: die Kontrolle des Territoriums und die Kontrolle der Bevölkerung. Die Dynamik beider Logiken verändert sich je nach Art des Krieges. Zum Beispiel steht in vielen internen bewaffneten Konflikten hinter den Logiken der Kontrolle des Ter-

ritoriums und der Kontrolle der Bevölkerung die Absicht der Aufstandsbekämpfung. Aber diese Logiken gibt es auch im sogenannten Krieg gegen die Drogen. Für uns als Begleitende ist es äußerst wichtig zu versuchen, diese Dynamiken zu verstehen.

Als ich 1994 begann, nach Kolumbien zu reisen, sagten mir Freund:innen: »Wie kannst du nach Kolumbien gehen, wenn niemand versteht, was dort passiert?« Es gibt dort die Guerilla, die Revolutionären Streitkräfte Kolumbiens (*Fuerzas Armadas Revolucionarias de Colombia*, FARC), die Nationale Befreiungsarmee (*Ejército de Liberación Nacional*, ELN), die Reste der Volksbefreiungsarmee (*Ejército Popular de Liberación*, EPL), das organisierte Verbrechen, die Paramilitärs, die Armee, die Marine, die Polizei – all die, die in Kolumbien als »die bewaffneten Akteure« bezeichnet werden. Daraufhin haben wir einen Satz erfunden: »Kolumbien ist ein komplexer, kein konfuser Konflikt.« Wir müssen von der Konfusion zur Komplexität gelangen. Daraus folgt, dass wir uns verstärkt bemühen, die Dynamiken der Gewalt und diese Geographien der Gewalt zu verstehen. Oft hapern die Modelle, die wir haben, um die Dinge zu begreifen. Wir müssen uns dann erneut bemühen, die dahinterstehenden Dynamiken zu verstehen, die nicht der erwarteten Logik folgen. Auch diese Dynamiken beinhalten die Dimension der Bevölkerungs- und Territorialkontrolle. Manchmal zielt die Gewalt auf die Kontrolle der Routen ab, manchmal auf die Kontrolle der Grenze. Und manchmal auf die Kontrolle dessen, was »unter den Füßen« liegt, also das, was mit der extraktiven Industrie zu tun hat. Aber die Logik bleibt dieselbe.

In Kolumbien war ich in den 1990er Jahren beratend bei der Schulung eines Teams der *Peace Brigades International* tätig. Das Team fuhr an einen Ort namens Ocaña im Nordosten des Landes, um ein Vertriebenenlager zu besuchen. In diesem Lager besuchte der Priester, den das Team begleitete, das kleine Holzhaus einer Frau. Drinnen hatte sie eine kleine Madonnenstatue. Javier, so hieß der Priester, fragte sie: »Worum bitten Sie Ihre Madonna?« Die Frau antwortete: »Ich bitte darum, dass, wenn ich wieder vertrieben werde, nichts unter meinen Füßen liegt.« Denn beide Male, die sie vertrieben wurde, hatte sie etwas »unter den Füßen«: einmal waren es Smaragde, das andere Mal Gold. Folglich

muss manchmal auch »unter den Füßen« gesucht werden, um die Dynamik des Krieges oder die der Vertreibung zu verstehen. Es handelt sich um verschiedene Dynamiken mit unterschiedlichen Mechanismen, aber beide beruhen hinsichtlich der Kontrolle der Bevölkerung und des Territoriums auf derselben Logik.

Das hier Geschilderte bezieht sich lediglich auf einige der Mechanismen und Konsequenzen, welche die Einwirkung von Gewalt mit sich bringt. Es zeigt, dass diese Wirkung nicht als intrapsychisches oder individuelles Problem der betroffenen Menschen zu verstehen ist. Hier geht es um beabsichtigte und kollektive Auswirkungen, nicht um irgendeine Naturkatastrophe. Die Mechanismen der Gewalt verfolgen ein bestimmtes Ziel. Terror soll an und in den Personen, an die er sich richtet, etwas bezwecken.

### **Mechanismen des Horrors**

1997 stellten wir den Bericht »Guatemala. Nunca más« (Arzobispado Guatemala 1998) fertig. Die Arbeit daran beruhte auf 5 000 Zeug:innenaussagen von Kriegsopfern, von denen 84 Prozent indigene Mayas in Guatemala waren. Die katholische Kirche unter der Leitung von Bischof *Monseñor* Gerardi hatte die Schirmherrschaft des Projektes übernommen. Zwei Tage, nachdem er diesen Bericht in der Kathedrale von Guatemala-Stadt vorgestellt hatte, wurde er ermordet.

Es sollte ein dreibändiger Bericht werden. Zunächst wollten wir einen Band über die Geschichte des bewaffneten Konflikts, die verschiedenen Epochen und Regierungen veröffentlichen. Ein weiterer Band sollte sich mit den Auswirkungen auf die Opfer befassen, mit den Folgen der Ereignisse, die gemeinhin unsichtbar bleiben. Der dritte Band war mit Daten und Statistiken vorgesehen. Als die Arbeit zunahm, begannen wir, einige Zeug:innenaussagen von Verantwortlichen aufzunehmen. Sogar einige Paramilitärs der unteren Ebene sowie Angehörige der Streitkräfte im Rang eines Hauptmanns und Geheimdienstler:innen sagten für das Projekt aus. Es waren wenige, aber wichtige Zeug:innenaussagen. Am Anfang handelte es sich um ein kleines Dokument von 20 Seiten mit einigen systematisierten Interviews. Aber dann weitete es sich aus und wurde zu einem ganzen Berichtsband mit dem Titel

»Mechanismen des Horrors«. Warum? Weil es ein Band ist, der eine Analyse davon vornimmt, was den massiven Horror in einem Land unter Kriegsbedingungen möglich macht. Dafür genügt nicht ein gezielter Granatenangriff mit Menschenopfern. Zivile Opfer sind kein Kollateralschaden, sondern 90 Prozent der Kriegsoffer. Diese Zahl kommt nicht zustande, weil die Bombe an der falschen Stelle eingeschlagen ist. Vielmehr hat dies Methode, denn es handelt sich um eine Aktion, bei der die Kontrolle der Bevölkerung ein wesentlicher Bestandteil des Krieges ist.

Warum haben sie Bischof *Monseñor* Gerardi getötet? Meiner Meinung nach wurde er vor allem ermordet, weil er den Band mit der Schirmherrschaft unterstützte und half, die Strukturen und Geographien der Gewalt in Guatemala nachzuzeichnen. Denn dieser Band enthüllt die Mechanismen, die den massiven Horror möglich machten: Er zeigt auf, wie im Falle Guatemalas die Geheimdienste bei den Angriffen auf die Zivilbevölkerung, bei der Rechtfertigung der Operationen, bei den Massakern agierten. Dieser Band geht nicht mehr nur von den Erfahrungen der Opfer aus, sondern basiert ebenso auf Dokumenten, den Aussagen der Verantwortlichen. Letztere berichteten, wie die Ausbildung ablief, wie gefoltert wurde, wie die Menschen in diesen Praktiken geschult wurden. Dies war kein Gewaltausbruch oder einfach eine Situation, in der alles schlimmer wurde. Es war eine Methodologie des Terrors. Wenn wir diese Methoden des Terrors, diese Mechanismen, nicht aufdecken, wird der Horror weiterhin produziert oder für andere Ziele wie Korruption oder Drogenhandel neu aufbereitet.

### **Die Logik der Kontrolle**

Um auf die Logik der Kontrolle einzugehen, möchte ich das Augenmerk auf die Rolle des Paramilitarismus, das Phänomen der zivilen Selbstverteidigungspatrouillen in Guatemala, legen. Anhand ihrer Funktionen lässt sich anschaulich darstellen, wie sie als Kontrollinstrumente im Krieg dienten. Ihre vorrangige Aufgabe bestand darin, die Armee bei Operationen in den Bergen zu unterstützen: Vorräte transportieren, die offiziellen Truppen durch das Gelände führen. Eine zweite Funktion war die Beteiligung an Massakern und weiteren Gewalttaten. Ein großer Teil der

weit verbreiteten Massaker im Lande wurde gemeinsam von der Armee und diesen paramilitärischen Gruppen verübt. Eine dritte Funktion war die interne Kontrolle der Gemeinden: Wer verließ sie, wer betrat sie, welche Lebensmittel wurden gebracht, wohin reisten bestimmte Familienangehörige und so weiter. Dies führte dazu, dass das Vertrauen innerhalb der Dorfgemeinschaften zerbrach. Zudem hatte es einschneidende kulturelle Auswirkungen, denn in indigenen Gemeinschaften ist die persönliche Identität eng mit einer kollektiven Identität verbunden. Der Verlust und der Riss in der kollektiven Identität ist ein mächtiger Mechanismus der sozialen Kontrolle. Danach erübrigen sich weitere Aktionen. Ist dieser Zusammenhalt erst einmal zerbrochen, diese Kulturform angegriffen, ist noch mehr Terror unnötig.

In Kolumbien gingen die Paramilitärs 1998 in einen Ort namens Barrancabermeja. Es war die sogenannte »rote Zone« im Zentrum des bewaffneten Konflikts. Sie verlangten die Schlüssel zur Gemeinschaftsküche der Frauenorganisation *Organización Femenina Popular* (OFP), die zu einer militärischen Zielscheibe geworden war. Warum wollten sie die Schlüssel? Sie wollten den Raum nicht zerstören. Sie wollten lediglich die Schlüssel haben, da dies zur Kontrolllogik gehört. Es ging dort nicht um Zerstörung, sondern um Kontrolle. Die Gemeinschaftsküche der Frauen hat mit dem Krieg zu tun, da sie ein Ort ist, an dem Menschen, die nichts zum Essen haben oder die vertrieben worden sind, versorgt werden. Hier reden Menschen miteinander und tauschen Informationen aus. Es ist der Ort, an dem es einen anders gearteten zivilen Raum gibt. Es ist ein Beispiel für Ungehorsam gegenüber dem bewaffneten Konflikt. Um das soziale Gefüge zu kontrollieren, müssen diese Räume kontrolliert werden. In diesem Fall ist es kein Mechanismus der Zerstörung oder des Mordes. Dieser funktioniert nur in bestimmten Situationen.

Frauen angreifen, Frauen kontrollieren, ist ein effektiver Mechanismus zur Kontrolle des sozialen Gefüges. In dem Bericht *Memoria para la vida: una comisión de la verdad desde las mujeres para Colombia* [Erinnerung für das Leben: eine Wahrheitskommission von den Frauen für Kolumbien], den wir 2014 zusammen mit der kolumbianischen Frauenorganisation *Ruta Pacífica de las Mujeres*

[Der Friedensweg der Frauen] erstellt haben, stellten wir fest, dass es drei Formen von Gewalt gegen Frauen gibt. Erstens, die direkte Gewalt: körperliche Gewalt, psychische Folter, Vergewaltigung. Es ist eine direkte Gewalt, die oft verharmlost, versteckt, nicht berücksichtigt, nicht untersucht wird. Eine weitere Form der Gewalt sind die Folgen von Verlusten. Sie werden immer auf dem Rücken der Frauen ausgetragen. Die Auswirkungen auf das gute Leben, das sie hatten: Wie kann das wieder aufgebaut werden? Die Beziehung zu ihren Kindern, zu den Gefühlen und allem, was damit zusammenhängt, lastet auf den Frauen. Eine dritte Gewaltform ist die der Kontrolle über das Leben der Frauen. Warum kommen die Paramilitärs in diese Dorfgemeinschaft und erlassen Vorschriften darüber, wann es erlaubt ist, die Gemeinde zu verlassen und zu betreten, wie lang ein Rock sein muss, warum verbieten sie Piercings? All dies wird zu einem drakonischen Kontrollinstrument. Hier notieren wir also drei Gewaltformen: die Verluste, die direkte Gewalt, aber vor allem die Kontrolle als Strategie.

### **Legitimation und Schuldumkehr**

Terror allein ist untauglich für die Kontrolle. Angst ist nur in einer bestimmten Phase nützlich. Angst ist immer mit einer Form von Legitimität verbunden. Es muss etwas geben, das den Terror legitimiert, oder etwas, das den bewaffneten Akteur legitimiert. Terror erzeugt Misstrauen, Distanz, Selbstschutz, Flucht, manchmal sogar aktiven Widerstand. Aber nur Terror als Kontrollmechanismus funktioniert nicht. Es gibt immer eine Legitimationsebene.

Dies zeigt das Beispiel der Paramilitärs im Norden Kolumbiens, im Landkreis Necocli, in der Region Urabá. Ende der 1990er Jahre gehörte die Zone zum harten Kern der Gebiete, die unter paramilitärischer Kontrolle standen. Dort hatten Paramilitärs zahlreiche Morde und Massaker begangen. Eine Gruppe von Laienpriestern begleitete damals die dortigen Gemeinden. Die Laienpriester blieben etwa 15 Tage, reisten ab, und sobald es möglich war, kehrten sie zurück. Eines Tages steckte die Gruppe in einer Krise. »Hier ist nichts zu machen«, sagten sie. »Wir werden nicht zurückkehren. Wir sind zu diesem Ort gefahren und haben einen paramilitärischen

Kontrollposten passiert. Die Paramilitärs haben uns gesagt: »Wie gut, dass Sie kommen, um die Menschen zu trösten. Wir müssen Menschen töten und Sie kommen, um sie zu trösten. Sie können weiterfahren, kein Problem.« Als sie aus den Gemeinden zurückkamen, kriselte es bei ihnen. Die Laienpriester sagten: »Wie kann das angehen? Auch wir sind in eine repressive Strategie eingebettet! Wie ist das möglich? Wir werden nicht zurückkehren!« Daraufhin fragte ich sie: »Und was sagen die Leute, was sagen die Gemeinden?« »Die Gemeinden sagen, dass wir weiterhin kommen sollen.« Ich erwiderte: »Und wie reagieren die Menschen dort?« Da erzählten sie mir eine Geschichte, die beispielhaft ist: Als in den Dorfgemeinschaften eine Gedenkfeier stattfinden sollte, wussten die Menschen, dass die Paramilitärs mit einer Kuh als Geschenk für die Gemeinden kommen würden. Das heißt, dieselbe Gemeinschaft, die das Massaker erlitten hatte, sollte für die Gedenkfeier eine Kuh von den Paramilitärs, den Tätern des Blutbades, bekommen. Die Frauen standen um zwei Uhr früh auf, um zu kochen. Als die Paramilitärs mit der Kuh ankamen, sagten sie ihnen: »Wisst ihr was, wir brauchen die Kuh nicht. Wir haben das Essen bereits gekocht. Nehmt sie wieder mit.« Das ist eine Haltung des Widerstands. Es ist nicht der Widerstand auf einer Demonstration, sondern hier gibt es ein lebendiges soziales Gefüge, das unter sehr extremen Bedingungen Widerstand leistet und eine heroische widerständige Handlung vollbringt.

Ein ähnlicher Versuch der Legitimierung der Gewalt geschah im Fall Guatemala, allerdings in größerem Maßstab. Dort musste die katholische Kirche die Diözesen in der Provinz Quiché schließen und sich nach dem Mord an elf Priestern und Nonnen und vielen weiteren Menschen fluchtartig zurückziehen. Es gab keine Grundlage mehr für die Präsenz der katholischen Kirche in Quiché. Danach wurde das religiöse Vakuum, das die katholische Kirche hinterließ, von evangelikalen Sekten eingenommen. Eine der Führungspersonen der evangelikalen Sekten war der General Ríos Montt,<sup>1</sup> verantwortlich für Völkermord an der indigenen

1 José Efraín Ríos Montt war von März 1982 bis August 1983 diktatorisch regierender Präsident von Guatemala. Ríos Montt wurde 2013 wegen Völker-

Bevölkerung und gleichzeitig an der Spitze der Pfingstkirche *El Verbo* [Das Wort].

Die Botschaften, mit denen diese evangelikalen Sekten auftraten, lauteten: »Die Autoritäten sind von Gott eingesetzt, es gibt keinen Grund, sie auszutauschen. Je ärmer wir auf der Erde sind, desto reicher sind wir im Himmel. Ihr seid schuld an dem, was euch passiert ist, weil ihr euch selbst in Probleme hineingeritten habt.« Hier sind drei Ansagen enthalten, die für die Ausübung der Kontrolle äußerst wirkmächtig sind. Es geht um die Besetzung des religiösen Raums, eine Sinnhaftigkeit herzustellen, darum, die Schuldzuschreibung festzulegen und darum, eine Darstellung der Realität zu verbreiten. Darüber hinaus richten sich die Botschaften an diejenigen, die sich mit den Opfern identifizieren könnten. Sie sollen nicht auf die Idee kommen, etwas Ähnliches zu tun, sich nicht mit den Opfern zu solidarisieren. Es geht darum, einen Zustand der Isolation zu schaffen, eine symbolische Einkesselung, um die am stärksten Betroffenen zu isolieren. Denn diese stehen beispielhaft für das, was niemand tun darf. Diese Formen der Solidarität sollen gebrochen werden.

Ein solcher Gewaltmechanismus erfüllt eine Legitimationsfunktion, eine Funktion der Schuldumkehr: Aus nicht näher definiertem Grund muss es ihnen passiert sein, sie müssen in etwas verwickelt gewesen sein. So operiert seit jeher die Logik der Diktaturen in Lateinamerika, in Chile, Argentinien und Guatemala. Heute findet diese Logik Anwendung auf andere Phänomene. Zum Beispiel in Mexiko: Wer waren die Toten? Wer waren die Verschwundenen? Was haben die ermordeten Journalist:innen gemacht? Es gibt ständig diese Phänomene der Umkehr von Schuldzuweisungen. Die Schuld wird nicht dem Täter, sondern dem Opfer zugeschrieben. Ein sehr effektiver Mechanismus, der historisch gesehen in verschiedenen Gewaltdynamiken angewandt wurde. Im Falle der Militärdiktaturen, um unter anderem politische Dissident:innen, widerständige Aktivist:innen, Gewerkschafter:innen, Mitglieder einer Guerillagruppe zu kriminalisieren. Jetzt gibt es im

mordes und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu 80 Jahren Gefängnis verurteilt. [Anm. d. Übersetz.]

Kontext einer veränderten Dynamik der Gewalt andere, aber doch sehr ähnliche Mechanismen. Diese Tendenz zur Kriminalisierung und Rechtfertigung herrscht von El Salvador in den 1980er Jahren bis hin zu Mexiko im Fall Ayotzinapa.

### **Straflosigkeit und Wahrheit als Prozess**

Es gibt Muster, die die verschiedenen Situationen miteinander gemeinsam haben. Zum einen wird deutlich: Nicht die Realität ist wichtig, sondern die Darstellung der Realität. Dabei spielen die Medien eine maßgebliche Rolle. Es gibt einen Kampf um die Repräsentation der Realität, aber es geht nicht eigentlich um die Realität. Diese Tendenz ist im Fall Ayotzinapa offensichtlich. Hier sind der Drogenhandel und der Staatsapparat in den Fall verwickelt. Beide Akteure ließen am 26. September 2014 43 Studierende aus einer Schule verschwinden und töteten sechs Zivilist:innen.<sup>2</sup> Im Fall Ayotzinapa konnten wir sehen, wie bewusst eine Version der Geschichte fabriziert wurde, die den Fall abschließen sollte. Was der Staat sagte, schien wahr zu sein, könnte wahr sein, und dann war es wahr. Tatsächlich war es jedoch ein Puzzle, bei dem an einer Stelle zehn Teile übrigblieben. Weder an der einen noch der anderen Seite passte es, die fehlenden Puzzle-Teile einzufügen. Was der Staat erzählte, war eine Version der Geschichte, die wahr zu sein *schien* – und damit war der Fall abgeschlossen. In der für diesen Fall eingerichteten Interdisziplinären Gruppe Unabhängiger Expert:innen (GIEI) mussten wir uns in unserer Arbeit mit dieser Version auseinandersetzen. Dabei gelangten wir zu der Schlussfolgerung, dass der Fall, so wie er uns dargestellt wurde, nicht der Wahrheit entsprach. Und dafür haben wir Beweise.

Bei dieser Sache, die sich postfaktische Wahrheit nennt und die eigentlich ein sehr altes Konstrukt ist, ist zunehmend das Bestreben zu beobachten, Realitäten so darzustellen, dass sie den Fakten und den Erfahrungen der Opfer die Wahrheit entziehen. Die post-

2 Der Fall von Ayotzinapa, bei dem 43 Studierende einer linken Hochschule für Lehramtsanwärter brutal überfallen und entführt wurden, sorgte international für Aufmerksamkeit. Bis heute steht der Fall sinnbildlich für die Verstrickung von Behörden und organisiertem Verbrechen und ihr brutales Vorgehen gegen soziale Bewegungen.

faktische Wahrheit wird zu einer weiteren Version der Geschichte. In diesem Zusammenhang mussten wir in Ayotzinapa ein hartes Stück Arbeit leisten: Was geschah mit den Informationen? Was geschah mit den Opfern? Was geschah mit den Mobiltelefonen, mit dem Brandgutachten? Wir mussten uns mit Dingen befassen, die uns als unbestreitbar auf den Tisch gelegt wurden, obwohl nichts zusammenpasste. In vielen Fällen, die sich heute in Mexiko ereignen, kommt es immer häufiger vor, dass nach zwei Tagen eine offiziell abgeschlossene Version der Geschichte vorliegt. Das ist ein starker Kontrollfaktor, denn damit ist das Problem vermeintlich gelöst. Es gibt eine Version, die den Fall halbwegs abschließt. Auch das sind Geographien der Gewalt, die zudem *Dynamiken der Straflosigkeit* darstellen.

Straflosigkeit bringt uns zur staatlichen Verantwortlichkeit. Wir stellten fest, dass es Staatsanwält:innen gab, die uns anlogen, Gerichtsmediziner:innen, die Berichte manipulierten oder Schlussfolgerungen verfälschten. Der Leiter der Kriminalpolizei manipulierte den Tatort, an dem die Überreste einer der vermissten und offensichtlich ermordeten Studierenden, Alexander Mora, gefunden wurden. Worum es sich hier handelt – was die staatliche Verantwortlichkeit schafft, sie sichtbar macht –, ist die Straflosigkeit. Und es ist diese Straflosigkeit, die dazu beiträgt, dass dieser Kreislauf aus Gewalt, Menschenrechtsverletzungen und Korruption fortbestehen kann.

Im Fall der 43 Studierenden gibt es die Angehörigen der Betroffenen und die jungen Menschen, die überlebt haben. Sie alle sind Opfer unterschiedlicher Gegebenheiten und doch alle Opfer dieses Falles. Die vom Staat konstruierten Versionen begannen, einen Bruch zwischen den Eltern und den Studierenden zu provozieren. Die offiziellen Versionen schrieben den Studierenden die Schuld für die Vorfälle zu. Demnach waren die Studierenden vom Drogenhandel unterwandert worden. Es sollte unter ihnen sogar einen Drogenhändler geben, den sogenannten *Cochiloco*. Als wir anfangen, mit den Studierenden zu sprechen, sagten sie: »Die Väter und Mütter beschuldigen uns, wir können nicht reden. Außerdem sind wir terrorisiert, traumatisiert. Dies ist das erste Mal, dass wir einen Raum haben, um darüber zu sprechen, was uns, den Stu-

dierenden, widerfahren ist.« Deswegen war es von grundlegender Bedeutung, einen Raum für die Zusammenarbeit mit ihnen zu schaffen. Sie mussten verstehen lernen, warum die Väter und Mütter diese Fragen an sie hatten und wie wichtig es war, ihnen eine Antwort geben zu können. Es war unsere Aufgabe, ein Treffen einzuberufen. Dabei saßen alle Eltern auf der einen Seite, die jungen Leute auf der anderen. Es begann mit: »Welche Fragen haben Sie an die jungen Leute?« Einige der Fragen waren: »Warum sind die Verschwundenen fast alle aus dem ersten Studienjahr?« »Wer hatte die Idee, nach Iguala zum Busbahnhof zu fahren? Denn das wäre der Verantwortliche.« Wären diese Fragen unbeantwortet geblieben, hätte dies zu einem immer tieferen Bruch im sozialen Gefüge zwischen den Studierenden und den Eltern geführt. Deshalb mussten wir diese Frage- und Antwortrunde organisieren und die jungen Menschen auffordern: »Leute, antwortet auf diese Fragen.« Wir mussten einen Raum öffnen, um diesen Zusammenhalt neu knüpfen zu können.

Wenn diese Dinge außen vorgelassen werden, wenn der Blick nicht auf das soziale Gefüge gerichtet wird, bricht der Kampf zusammen. Zudem ist es unerlässlich, auf den Prozess und die Vision eines kollektiven Prozesses zu achten. Unter anderem, damit unsere Begleitung oder unsere Interventionen, oder was auch immer unternommen wird, dieses Gefüge nicht noch mehr zerbrechen. Genau dies versuchte der Staat von Anfang an zu erreichen: diesen Prozess brechen. Ein solcher Prozess scheitert durch Manipulationsversuche. Er scheitert, wenn den Menschen Geld für ökonomische Wiedergutmachung gegeben wird und dies die Manipulation ihrer Erwartungen und Bedürfnisse einbezieht. Er scheitert, wenn die Menschen sich über viele dieser Dinge nicht im Klaren sind, wenn sie keinen Raum für eine kollektive Reflexion haben, wenn sie sich nicht im Beispiel anderer sehen.

### **Etwas tun, wenn nichts getan werden kann**

Ausschlaggebend ist die Fokussierung auf die Opfer, sie darf nicht erst am Ende kommen. Erstens, weil die Kontrolle der Zivilbevölkerung mit aller Absicht ein militärisches Ziel ist. Hier geht es nicht um Leid, das sich einfach so anhäuft. Nein, wir sprechen

über etwas, was beabsichtigt ist. Umso fundamentaler ist deshalb die Stärkung des sozialen Zusammenhaltes. Wie können wir ihn stärken? Ein gefestigtes soziales Gefüge kann begleiten, Halt und Sinn geben. Dies gilt auch in Situationen, in denen die Kohäsionsfaktoren eher gering sind. Die Faktoren des sozialen Zusammenhalts sind unterschiedlich. Die Bedingungen bei der Arbeit mit Opfern in den Favelas von Rio de Janeiro, mit den Müttern, deren Kinder von der Polizei in Vigario Geral oder Candelaria ermordet wurden – Massaker, von denen wir alle gehört haben – sind anders als beispielsweise bei der kolumbianischen Vereinigung von Angehörigen der Verhaftet-Verschwundenen (*Asociación de Familiares de Detenidos-Desaparecidos*, ASFADDES). Bei den Müttern der *Plaza de Mayo*<sup>3</sup> gibt es wiederum andere Kohäsionsfaktoren.

Warum? Es gibt Fälle, in denen die Verfolgung eindeutig politisch begründet ist. In anderen Fällen spielen wirtschaftliche Faktoren, der Drogenhandel oder die Kontrolle der Stadtviertel durch die Polizei eine Rolle. Die Möglichkeit, solcher Erfahrung einen Sinn zu geben, unterscheidet sich von Fall zu Fall. Was sie jedoch eint, ist die Strafflosigkeit. Wenn Menschen zusammenkommen, wenn die Mütter aus Rio de Janeiro mit *Doña Fabiola Lalinde* zusammenkommen – der ersten Frau, die in Kolumbien die sterblichen Überreste ihres Sohnes Luis Fernando gefunden hatte – dann eint sie die Erfahrung der Strafflosigkeit. Diese offenbart die Verantwortlichkeit des Staates, zeigt die Dinge, die verändert werden müssen. Sie deckt den zentralen Punkt auf, um diesen normalisierten und unsichtbar gemachten Kreislauf aus Gewalt, Korruption, Menschenrechtsverletzungen zu durchbrechen. Hier liegt das Schlüsselement. Diese Dimension der Begleitung, der Stärkung ist in diesem Kontext für mich ein Kernpunkt.

Ich komme zurück auf den Fall Kolumbien, auf den Bericht, den wir mit der Frauenorganisation *Ruta Pacífica de las Mujeres* erarbeitet haben. Es ist ein Bericht über Gewalt gegen Frauen,

3 Die Madres de Plaza de Mayo ist eine Organisation argentinischer Frauen, deren Kinder unter der Militärdiktatur von 1976 bis 1983 verschwunden gelassen wurden. Sie ist heute eine der wichtigsten Menschenrechtsorganisationen Argentiniens.

um die Auswirkungen des bewaffneten Konflikts auf Frauen aus einer feministischen und Genderperspektive sichtbar zu machen. Das war zu einer Zeit, als von einem bewaffneten Konflikt nicht gesprochen werden durfte. Ich erwähne dies, um die Dinge auch aus der handelnden Perspektive zu betrachten. Manchmal muss etwas zu einem Zeitpunkt getan werden, zu dem es eigentlich gar nicht möglich ist. Als der Friedensprozess mit den FARC begann, war dieses Frauennetzwerk fast die einzige Organisation in Kolumbien, die auf den Friedensprozess vorbereitet war. Fünf Jahre zuvor hatte das Netzwerk damit begonnen, die Zeug:innenaussagen von Frauen, die Opfer des bewaffneten Konflikts geworden waren, zu sammeln. Das geschah zu einem Zeitpunkt, der ausweglos erschien. Als der bewaffnete Konflikt noch nicht als solcher benannt werden konnte, begann bereits eine langfristige Arbeit. Eine Tiefenströmung mit einer Strategie, die Gewalt gegen Frauen sichtbar zu machen. Wir müssen also etwas tun, wenn eigentlich nichts getan werden kann, damit es eines Tages möglich wird. Wir dürfen uns nicht von etwas überzeugen lassen, das erlernte Ohnmacht ist.

Als wir in Mexiko ankamen, um den Fall Ayotzinapa zu untersuchen und zu dokumentieren, sagten uns viele Leute: »Ihr werdet nichts tun können, sie werden euch nicht lassen.« Was haben die Menschen damit gemeint? Dort gibt es eine historische Erfahrung. Bei dem ersten Treffen mit den Familienangehörigen der verschwundenen Studierenden sagten viele von denen, die sich äußerten: »Sagt uns immer die Wahrheit, lügt uns nicht an. Auch wenn es schmerzhaft ist, auch wenn es schwierig ist, auch wenn es traumatisch ist.« Dies zeigt, wie wichtig die Wahrheit für die Opfer ist, um ihren Schmerz und ihr Leid zu verarbeiten. Gleichermaßen hilft es, einen sozialen Rahmen zu konstruieren, in dem die Erfahrungen anerkannt werden. Es handelt sich nämlich nicht um eine individuelle Wahrheit, die innerlich wie in einer Tasche aufbewahrt wird, sondern um eine Wahrheit mit einer kollektiven Dimension.

Des Weiteren sagten sie uns: »Ihr seid die einzigen Personen, denen wir vertrauen. Wir trauen niemand sonst.« Dies ist ein Ausdruck für die Kraft des Vertrauens. Nichts von dem, was die Arbeit mit den Opfern ausmacht, kann ohne Vertrauen getan werden. Ver-

trauen ist eine elementare Energie, eine transformierende Energie, um etwas erreichen zu können. Wie können wir diese Vertrauensprozesse in Kontexten schaffen, in denen gerade das Vertrauen am meisten verletzt wurde? Misstrauen ist ein Anpassungsmechanismus an feindselige Kontexte. Inmitten der Angst vor dem Terror leben, in Angst leben, führt zu immer mehr Misstrauen. Wie sitze ich vor der Haustür, wie gehe ich die Straße entlang? Misstrauen ist ein wirkmächtiger Mechanismus zur Zerstörung des sozialen Zusammenhaltes, weil es das interne Vertrauen zerstört.

### **Im Spiegel der Anderen**

In den späten 1990er Jahren organisierten wir einen Workshop mit führenden Vertreter:innen vertriebener kolumbianischer Gemeinschaften, bei dem wir unsere Erfahrungen austauschten. Ich erzählte ihnen von einigen Erfahrungen aus meiner Arbeit mit den Widerstandsdörfern (*Comunidades de Población en Resistencia*, CPR) in Guatemala. Die CPR befanden sich in den Gebieten des bewaffneten Konflikts und entwickelten inmitten des Krieges eine Widerstandsfähigkeit, die ich in meinem Leben nie wieder gesehen habe. Zu dieser Arbeit gehörte auch die mit guatemalteckischen Geflüchteten, die Begleitung von Rückkehrprozessen der vertriebenen Bevölkerung. Eine der Führungspersonen einer Ortschaft namens San José de Apartado, einer vom Konflikt in Kolumbien stark betroffenen Gemeinde, sagte am Ende dieses Workshops: »Dieser Workshop, dieses Treffen war für mich, für meine Gemeinschaft sehr wichtig. Ich habe festgestellt, dass das, was wir zu tun versuchen, schon von anderen gemacht wurde. Denn manchmal denken wir, wir sind verrückt. Wir denken, dass es keinen Sinn macht, sich zu wehren, weil es einfach unmöglich ist. Dass es mitten im Krieg nicht möglich ist, Widerstand zu leisten.«

Dieser Austausch auf Augenhöhe ist ein sehr wirkungsvolles Instrument, weil wir uns im Spiegel des anderen als Gleiche sehen können. Auf diese Weise erkennen wir, was wir aus diesen Erfahrungen lernen und wie wir gegen die erlernte Ohnmacht ankämpfen können. Dazu gehört, nicht an das Mandat zu glauben, es könne nichts getan werden. Von diesen Beispielen der Widerstandserfahrungen lernen, bildet die Grundlage für jedes Wieder-

aufbauprojekt. Wir wissen, dass allein der Widerstand gegen ein Projekt nicht reicht. Dazu sagte uns einmal eine indigene Führungsperson aus dem Norden der kolumbianischen Provinz Cauca: »Unser Widerstand geht über den Krieg hinaus, das ist nur ein Teil davon. Es ist wie ein Fußballspiel: das Projekt des Todes gegen das Projekt des Lebens.« So hat er den Krieg erklärt. Ich fragte ihn: »Und was ist der Ball?« Er antwortete: »Der Ball ist die Erde. Wir kämpfen nicht nur gegen die Gewalt. Wir kämpfen für unser Lebensprojekt. Und der Ball ist die Erde.«

Diese Widerstandserfahrungen der Menschen sind tiefgreifend, sie sind wichtig. Manchmal sind sie begrenzt, fragmentiert. Mitunter stehen die Menschen in den Kämpfen allein da. In ihrer eigenen Umgebung, im Kampf gegen das multinationale Unternehmen, das ihnen das Land genommen hat oder Zyanid in die Gewässer infiltriert hat. Bisweilen sind es sehr harte Kämpfe, die Machtverhältnisse sind asymmetrisch. Jedoch denke ich, dass der Austausch unter Gleichgestellten, diese Stärkung des sozialen Gefüges, Teil einer Strategie ist, die transversal sein sollte. Es gibt eine weitreichende politische Dimension. Es stellen sich Fragen wie: Woher kommen die Waffen? Wie wird im Ayotzinapa-Prozess mit dem Thema der Waffen umgegangen? Wie wurden die Waffen im Fall Ayotzinapa eingesetzt? Aber es gibt auch diese andere Dimension, die Tiefenströmung. Sie führt uns dazu, unter der Oberfläche zu suchen, nicht nur die politische Dimension der Forderungen zu erkennen, sondern auch diese Dimension der Stärkung kollektiver Prozesse. Denn das bleibt, in diesen Prozessen liegt die größte Transformationskraft.

Wir leben in einer Zeit, in der die Wahrheit nur noch zu einer weiteren Meinung wird. Darüber hinaus leben wir in schwierigen Zeiten. Gleichwohl gibt es bei der Menschenrechtsarbeit eine Hoffnung, die ich, angelehnt an John Berger wie folgt ausdrücken möchte: Es ist die Hoffnung, dass die Erfahrung zu einer Sprache findet, in der sie sich ausdrücken kann. Manchmal erfüllt eine Wahrheitskommission diese Aufgabe, die Erinnerung dient der Hoffnung. Wie können die Erfahrungen der Opfer eine Sprache finden, in der sie richtig zum Ausdruck kommen? Wie können die Dinge – sobald sie ausgedrückt und erklärt werden können –

zum Handeln aufrufen? Das Unerträgliche zu benennen ist eine Form, zum Handeln aufzurufen. Wir leben in Zeiten, in denen die Benennung des Unerträglichen zu einer weiteren Meinung wird.

### **Die emotionale Bindung sozialisieren**

Der letzte Band des Berichts *Guatemala. Nunca más* sollte sich mit den Auswirkungen der Gewalt befassen. Bischof *Monseñor* Gerardi beschloss, dass dies nun stattdessen der erste Band sein sollte. Warum? Weil es fundamental ist, die Auswirkungen, die Folgen und Tragweite des Terrors auf die Menschen aufzuzeigen. Zu zeigen, was mit den Frauen, den Familien passiert ist. Bei der Untersuchung des Falles Ayotzinapa hörten wir bei vielen Treffen zu, wie Angehörige mit der Generalbundesstaatsanwaltschaft (*Procuraduría General de la República*, PGR<sup>4</sup>), dem Staatspräsidenten und Staatsbeamt:innen sprachen und ihnen sagten: »Versetzen Sie sich in meine Lage. Stellen Sie sich vor, Ihr Sohn ist einer der Verschwundenen. Denken Sie nicht daran, dass er mein Sohn ist.« Nur wenn diese Übung der Empathie möglich ist, kann die transformierende Energie mobilisiert werden. Letzterer bedarf es, um zu sagen: »So kann es nicht weitergehen, das darf nicht passieren.« Ist dies nicht möglich, wird das Geschehene immer zu einem Problem der anderen. Es bleibt bei Rechtfertigungen des Vorgefallenen, wenn es sich nicht um jemanden wie du oder ich handelt. Wenn sich die Staatsbeamt:innen, aber auch die Gesellschaft, nicht von diesem Schmerz, dieser Erfahrung berühren lassen, dann beschränkt sich die mobilisierende Energie lediglich auf die Kraft der Energie, die von den Opfern ausgeht und von der wir so viel gelernt haben. Aber wir brauchen auch eine Praxis der Empathie. Wir müssen uns berühren lassen. Das gilt auch für den Staat, seine Beamt:innen. Nur so kann diese transformierende Energie erzeugt werden.

Blicken wir auf die historischen Erfahrungen der letzten 40 Jahre in Lateinamerika zurück. Gehen wir beispielsweise von den Erfahrungen der Gruppe für gegenseitige Unterstützung (*Grupo*

4 Abkürzung für die inzwischen aufgelöste und unter dem Kürzel FGR (*Fiscalía General de la República*) neu aufgestellte Generalbundesstaatsanwaltschaft.

*de Apoyo Mutuo*, GAM) in Guatemala, den Müttern der Plaza de Mayo in Argentinien, ASFADDES in Kolumbien und anderen Organisationen in anderen Ländern aus. Dann stellen wir fest, dass viele dieser Organisationen mit der Logik der emotionalen Bindung begannen. Ein Familienmitglied machte sich auf die Suche nach einem verschwundenen Angehörigen. Der Auslöser war die Logik der emotionalen Bindung. Es geht um das eigene Kind, das gesucht wird – egal wie, egal, wie viel Zeit dafür aufgewandt werden muss. So wie das gewaltsame Verschwindenlassen ein andauerndes Verbrechen ist, so ist es auch ein dauerhafter Schmerz. Das bedeutet, dass die Wunde über Jahre hinweg offenbleibt. Bis wir wissen, was passiert ist, wer dafür verantwortlich war. Bis wir wissen, ob die angehörige Person ermordet wurde oder wo ihre Überreste sind, bis wir sie begraben können. All dies wird zunächst durch die Logik der emotionalen Bindung in Gang gesetzt, durch die Bindung an die verschwundene Person, das Familienmitglied.

Doch im Laufe der Zeit wurde aus dieser Logik der emotionalen Bindung eine Logik der Menschenrechte. Für die Mütter der Plaza de Mayo galt: »Wir sozialisieren die Mutterschaft.« Genau das haben viele der Frauen in Mexiko getan: die emotionale Bindung vergesellschaftet. Sie sprechen nicht mehr nur über ihren eigenen Fall, sondern über »ihre Verschwundenen«. Dabei wird das Problem nicht nur kollektiviert, sondern der Vorgang hilft, ein positiveres Bild von sich selbst zu haben. Denn was »mir« passiert ist, ist auch anderen Familienangehörigen, anderen Frauen, widerfahren. Dadurch entsteht die Fähigkeit, sich selbst in einem Spiegel zu sehen, der ein positiveres Bild widerspiegelt. Es ist eben nicht der Spiegel, in dem du dich immer betrachtest, der für viele Opfer ein Spiegel der Schuldzuweisungen, der Individualisierung oder der emotionalen und sozialen Isolation ist. Auf diese Weise entstehen Netzwerke, die eine Schlüsselfunktion einnehmen. Nicht nur, weil der oder die eigene Verschwundene gesucht wird, sondern auch, weil es eine umfassendere Vision gibt, die hinterfragt, was dies im Hinblick auf die Menschenrechte bedeutet. Das ist die Vision eines kollektiven Bewusstseins. Ich denke, dies ist eingeschränkter in Fällen mit weniger explizit politischen Merkmalen. In diesen Fällen ist die politische Absicht hinter der Handlung

kaum sichtbar. Unabhängig davon, dass viele Angehörige in den politisch motivierten Fällen selbst gar nicht politisch aktiv waren. Sie hatten auch keine politische Vision.

Hier gilt es, die tiefe Bindung zwischen der individuellen Geschichte und der kollektiven Erfahrung zu sehen: Trotz der Müdigkeit, der Frustration, trotz gescheiterter Versuche kämpft die Bevölkerung weiter. Es gibt eine grundlegende Antriebskraft. Sie ist nicht allein vom Bewusstsein für die Menschenrechte bestimmt, sondern ebenso von der erwähnten Logik der emotionalen Bindung. Indes gibt es auch hier viele Spannungsfaktoren. Das haben wir im Fall der 43 verschwundenen Studierenden erlebt. Diese können sehr leicht zu einem Bruch der Prozesse führen. Als wir die Angehörigen, die Opfer, die jungen Menschen begleiteten, bekamen wir mehrere solcher Bruchstellen mit. Ich sagte den Familienangehörigen immer wieder: »Kein Kampf kann auf Dauer ohne einen ihm innewohnenden Prozess geführt werden, ohne auf diesen Prozess zu achten.« Du kannst die ideologische Vision, die konzeptionelle Klarheit, die politische Vision haben. Aber ohne den Prozess zu stärken, ist dieser Kampf nicht durchzuhalten. Denn es existieren auch die psychosozialen Auswirkungen. Die Strategien der Strafflosigkeit, die Formen der Kontrolle, die Versionen der Geschichte, diese Mechanismen des Terrors wirken auf die Opfer ein. Dem Terror wohnt eine Rationalität inne. Schon Bruno Bettelheim hat in seinen Schriften über die Konzentrationslager auf die Rationalität des Terrors als effektives Kontrollinstrument hingewiesen. Es geht nicht um Grausamkeit als etwas Irrationales. Sie hat eine Logik. Dahinter verbirgt sich immer eine Logik. Und diese Logik zu verstehen ist ein Schlüsselement.

*Übersetzung aus dem Spanischen von Dorothea Hemmerling*

## **Literatur**

- Arzobispado Guatemala (1998). *Guatemala: Nunca más*. Oficina de Derechos Humanos del arzobispado de Guatemala (ODHAG), Guatemala.
- Ruta Pacífica de las Mujeres/Carla Afonso/Carlos Martín Beristain (2013). *Memoria para la vida: una comisión de la verdad desde las mujeres para Colombia*. Bilbao: Univ. del País Vasco, Hegoa.

# Den Horror erzählen. Journalismus in Zeiten des Ausnahmezustands

*Carlos Martínez, Daniela Rea und  
Marcela Turati im Gespräch*

Der folgende Text basiert auf Auszügen aus einem Gespräch zwischen einigen der meistgehörten Stimmen des unabhängigen Journalismus in Mexiko und Zentralamerika. Die investigative Arbeit dieser Journalist:innen hat dazu beigetragen, die Ursachen, Folgen und Dilemmata der Konflikte, die die Region derzeit heimsuchen, abzubilden. Marcela Turati, Daniela Rea und Carlos Martínez untersuchen in ihren Artikeln, Chroniken und Multi-Mediaprojekten die verheerenden sozialen und psychologischen Auswirkungen der Gewalt. Dabei gehen sie den Erfahrungen der Opfer und den Motiven der Täter:innen auf den Grund. Gleichzeitig entwerfen sie eine panoramaartige und kontextualisierte Perspektive hinsichtlich der politischen Beweggründe und dem von der Gewalt hervorgerufenen Zerfall des sozialen Gefüges. Hervorzuheben ist, dass sich ihre journalistische Arbeit durch eine singuläre Sichtweise auszeichnet. Dagegen ist die konventionelle oder Mainstream-Berichterstattung durch einen von den jeweiligen Regierungen verbreiteten Manichäismus geprägt: von Statistiken, die die Toten in anonyme Zahlen verwandeln, von der Kriminalisierung der Opfer bis hin zum morbiden Spektakel der Gewalt. Im Gegensatz zu dem von den Massenmedien produzierten Zerrbild beschreibt der investigative Journalismus, wie konkrete Personen in einem Szenario ständiger Konfrontation zwischen kriminellen Banden und staatlichen Kräften leben. Das heißt unter Bedingungen ständiger Erpressung und Bedrohung sowie in einer Situation, in der staatliche Behörden Komplizen des organisierten Verbrechens sind.

Sich mit diesem blinden Fleck der Mediensphäre zu befassen, trifft natürlich einen empfindlichen Nerv, was die verborgenen In-

teressen der mit dem organisierten Verbrechen verstrickten politischen Klasse und der wirtschaftlichen Eliten betrifft. Zwischen dem 1. Februar im Jahr 2000 und dem 31. Januar im Jahr 2022 wurden 149 mexikanische Journalist:innen aufgrund der Ausübung ihres Berufs ermordet (Artículo 19 2022: web). Eine Zahl, die die Todesfälle von Journalist:innen in fast allen erklärten Kriegsgebieten auf unserem Planeten übertrifft. Sie ist bezeichnend für die Schutzlosigkeit von Journalist:innen, die über sensible Themen berichten und mit der vom Staat garantierten und geförderten Straflosigkeit konfrontiert sind.

Die journalistische Arbeit von Marcela Turati wurde unter anderem in mehreren Sammelbänden veröffentlicht. In *Fuego cruzado* (2011) gibt die Autorin den Opfern des Krieges gegen den Drogenhandel eine Stimme. Ihre umfangreiche journalistische Tätigkeit befasst sich zudem mit den Themen Migration (auch der von Kindern), soziale Desintegration und Gewalt in Ciudad Juárez, Militarisierung im heutigen Mexiko, Straflosigkeit in den Fällen von ermordeten Journalist:innen und dem gewaltsamen Verschwindenlassen. Die Texte des von ihr und anderen Journalist:innen herausgegebenen Buches *Los buscadores* (2018) beschäftigen sich mit dem Phänomen der Massengräber, in denen Tausende der nicht identifizierten Opfer des organisierten Verbrechens und des mexikanischen Staats verscharrt wurden.

Die Journalistin Daniela Rea fokussiert in ihrer Arbeit soziale Konflikte und die Auswirkungen von Gewalt. Insbesondere befasst sie sich mit dem Thema des gewaltsamen Verschwindenlassens und der Behinderung der Justiz durch den mexikanischen Staat. Unter anderem hat sie über staatliche Maßnahmen berichtet, die darauf abzielen, gemeinschaftliche Bestrebungen, sich der organisierten Kriminalität zur Wehr zu setzen, zu konterkarieren. In anderen Reportagen schildert sie, wie in den von staatlichen Institutionen verlassen Armutsvierteln von Ciudad Juárez eine Gewaltspirale einsetzt. Sie ist Autorin des Buches *Nadie les pidió perdón* (2015) und Co-Autorin von *La tropa* (2019).

Carlos Martínez ist Journalist und Autor des Buches *Juntos, todos juntos. Crónica del primer intento colectivo de saltar la frontera estadounidense*. Er ist Mitglied von *Sala Negra*, einer Gruppe investigativer Journalist:innen der salvadorianischen Online-Zeitung

*El Faro*, die über die Gewalt in Mittelamerika berichtet. Martínez beschäftigt sich mit Jugendbanden in Mittelamerika, insbesondere mit den auch hier bekannten *Mara Salvatrucha-13* und *Barrio 18*. Er hat zahlreiche Artikel veröffentlicht, die sich mit den zivilen Opfern der Bandenkriege in El Salvador, den historischen Ursprüngen der kriminellen Banden in Los Angeles und El Salvador sowie der Gewalt, die Salvadorianer:innen zur Flucht aus ihrem Land gezwungen hat, befassen. In weiteren Artikeln geht es um die Bemühungen, die Gewalt zu deeskalieren und die Bandenmitglieder wieder in die Gesellschaft einzugliedern.

*Marcela, deine jüngsten Reportagen befassen sich detailliert mit den Funden der geheimen Gräber, den Fehlern in den Gerichtsakten und der Verzweiflung, die die Angehörigen der Opfer durchleben. Kannst du uns sagen, wie du dazu kamst, über das Thema Gewalt in Mexiko zu berichten?*

MARCELA TURATI: Bis 2008 habe ich über Naturkatastrophen, Ökologie, religiöse Themen und Armut berichtet. Aber einmal, ich hielt mich gerade in Ciudad Juárez (nördliche Grenzstadt in Mexiko [Anmerk. d. Übers.]) auf, bekam ich einen Anruf mit der Information, dass es in dem nahe gelegenen Ort Villa Ahumada gerade ein Massaker gegeben habe. So bin ich dann – völlig unvorbereitet – dorthin gefahren. Was ich vorfand, waren Leichen auf den Straßen. Alle Polizisten<sup>1</sup> waren getötet worden. Nur eine Polizistin war noch am Leben, sie quittierte am selben Tag den Polizeidienst. Und dann erlebte ich noch, wie eine Gruppe von bewaffneten Personen ein Haus nach dem anderen nach einigen Leuten durchsuchte, um sie mitzunehmen. Es war wohl so etwas wie der Beginn des Territorialstreits im Bundesstaat Chihuahua und in der Umgebung von Ciudad Juárez.

Damals begann ich, über Gewalt zu berichten. Wie viele andere war ich eine Journalistin, die nichts über die Gruppen der or-

1 Im Gespräch haben die Interviewten zumeist keine gendersensible Sprache verwendet. Wir haben uns dazu entschlossen, dies nicht nachträglich zu ändern. [Anmerk. d. Herausgeber:innen]

ganisierten Kriminalität wusste. Nachrichten dazu las ich ungerne: Ich verstand nicht, wer gegen wen war und was vor sich ging. Aber als ich dann am Tatort war, wollte ich beschreiben, was in einer Gemeinde passiert, wenn die organisierte Kriminalität dort eindringt, alle Polizisten tötet und der Bürgermeister fliehen muss. Was geschieht, nachdem zehn Personen verschleppt worden sind oder eine Kühlbox mit drei Köpfen am Hauptplatz einer Ortschaft abgestellt wird. Dort, wo sich die Bewohner jeden Tag treffen. Ich wollte beschreiben, wie die Menschen unter diesen Bedingungen leben, was dort vor sich geht.

Nach und nach haben wir uns als journalistisches Kollektiv *Red de Periodistas de a Pie* vorgenommen, nicht nur Reportagen über die Geschichten der Gewaltopfer zu verfassen, sondern versucht, eine Gegenerzählung zu schreiben. Denn jedes Mal, wenn eine Person ermordet aufgefunden wurde, hieß es in offiziellen Verlautbarungen: »Das muss ihr aus irgendeinem Grund passiert sein, sie war in irgendwas verwickelt.« In meiner Berichterstattung ging es darum, den Geschichten von ermordeten Maurern nachzugehen, deren Leichen auf den Straßen lagen. Oder mich zu fragen, wer der verschwundene Sohn dieser Frau war. Es ging darum, die Lüge zu entlarven. Zu zeigen, dass diese offizielle Version, wir müssten uns keine Sorgen machen, weil es nur Halunken seien, die sich gegenseitig umbringen, unhaltbar ist. Zu zeigen, wie wir alle, die gesamte Gesellschaft, dieser Gewalt ausgesetzt sind und in sie eintauchen.

In Mexiko wurde plötzlich eine Generation von Journalisten zu Kriegsberichterstatlern, ohne das Land zu verlassen. Wir begannen, über Themen zu berichten, auf die wir nicht gefasst waren: Die Entdeckung eines Massengrabes mit 200 Leichen oder das Mörder an den 72 Migranten in San Fernando in Mexiko im Jahr 2010. Und dann, als ob alles eskalieren würde, das Verschwindenlassen der 43 Studierenden 2015 in Ayotzinapa in Mexiko.<sup>2</sup> Immer wenn wir denken, dass wir die Grenze des Schreckens überschritten

2 Der Fall von Ayotzinapa, bei dem 43 junge Männer einer linken Hochschule für Lehramtsanwärter brutal überfallen und entführt wurden, sorgte international für Aufmerksamkeit. Bis heute steht der Fall sinnbildlich für die Verstrickung von Behörden und organisiertem Verbrechen und ihr brutales Vorgehen gegen soziale Bewegungen.

haben, passiert etwas noch Schrecklicheres, über das zu berichten ist. Es sind jetzt schon mehr als zwölf Jahre, in denen wir über die Gewalt berichten und dabei versuchen, uns zu organisieren und Netzwerke zu unserem Schutz und für unsere Veröffentlichungen aufzubauen. Dabei verfolgen wir auch das Ziel, nicht zensiert zu werden und das Leben von bedrohten Journalisten retten zu können.

*Inwiefern hat sich deine Arbeit verändert? Wie hat sich die Präsenz von Gewalt in den Medien in den Jahren, in denen du über diese Themen berichtest, gewandelt?*

MT: Nach und nach haben wir unsere Arbeit infrage gestellt. Es gab einen Moment, da dachte ich: Ich habe schon so viele Zeugnisse von Opfern erzählt, es gibt schon 77 000 Verschwundene. Die Leute sagen dir, dass die Geschichte von gestern der von vorgestern ähnelt. Was kannst du noch anders machen, wenn die verschwundene Person die Nummer 70, 700 oder 70 000 ist? Das Medienunternehmen, in dem ich arbeitete, sagte mir, dass sie kein Ressort für mich hätten, in dem ich ausschließlich über die Verschwundenen schreiben könne. Wie schaffst du es also, die Texte so zu verfassen, dass sie als wichtig wahrgenommen werden, damit sie nicht zur Normalität werden?

Schließlich hinterfragten wir uns: Warum sprechen wir über die Opfer nur als Menschen, die nicht in der Lage sind, zu reagieren? Wir müssen über die Widerstände sprechen. Darüber, wie sich die Mütterkollektive, die ihre verschwundenen Kinder suchen, zusammenschließen. Wo sich die Leute organisiert haben, um sich gegen die organisierte Kriminalität zu wehren. Zu welchen Organisationsformen es gekommen ist, als sie dieser Gewalt widerstehen mussten.

In letzter Zeit ging es in meiner Arbeit darum, die Logik des Terrors, die hinter dem Verschwindenlassen steckt, zu ergründen. Das heißt, zu versuchen, mehr Karten zu erstellen, Datenbanken zu suchen, zusätzlich zu den Geschichten und der Dokumentation von Zeugenaussagen die Geschehnisse etwas mehr zu analysieren. Es geht darum, wie Carlos Beristain sagte, von der Konfusion zur Komplexität überzugehen (dazu ausführlich Carlos Beristain

in diesem Band [Anmerk. d. Herausgeber:innen]). Dies ist eines unserer Anliegen als Journalistinnen und Journalisten: Wir erzählen diese Geschichte seit so vielen Jahren. Es wird als normal angesehen, dass wir im Nebel dieses Krieges nicht verstehen, wie er entstanden ist, was passiert, warum es passiert. Denn wir haben uns einfach daran gewöhnt. Deshalb beschloss ich innezuhalten und nicht einfach irgendeine Geschichte zu erzählen, sondern einigen Episoden auf den Grund zu gehen.

*Daniela, in deinen Chroniken gibst du den Opfern des Konflikts und den marginalisierten Personen eine Stimme, in deinem Buch La Tropa<sup>3</sup> auch den Tätern. Wie bist du zu dieser Perspektive gekommen, die sich von der gängigen Berichterstattung in den Medien abhebt? Wie versuchst du, den im dominanten Diskurs vorherrschenden Strategien der Stigmatisierungen entgegenzuwirken?*

DANIELA REA: Mir wurde klar, dass ich in meiner journalistischen Arbeit intuitiv immer dazu neigte, Räume zu schaffen, die zum Sprechen und Zuhören einladen. Räume, die verschiedene Erfahrungen oder verschiedene Arten von Menschen zusammenbringen können, um ihnen zuzuhören und die Stereotypen, die wir von anderen haben, aufzubrechen. Und bei dieser eher intuitiven Suche bin ich von der Berichterstattung über die Opfer eines staatlichen Verbrechens oder einer kriminellen Gruppe dazu übergegangen, mich den einfachen Soldaten anzunähern, dem auf den Straßen patrouillierenden militärischen Fußvolk. Sie sind das augenfälligste Gesicht der Militarisierung des Landes. Und für uns als Menschen das greifbarste Gesicht des Staates.

Schon Foucault<sup>4</sup> sagte, es gelte, sich dem äußersten Rand der Macht zu nähern, der mit dem alltäglichen Leben in Kontakt steht, um die Macht zu verstehen. In diesem Fall waren es die Soldaten,

3 Daniela Rea/Pablo Ferri/Mónica González Islas, *La Tropa*. Por Qué Mata Un Soldado, Aguilar, 2019.

4 Michel Foucault, In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France 1975/1976, Suhrkamp Verlag, 2002.

auf die wir zugegangen sind. Diese intuitive Suche hat mich dorthin geführt, auch in diese Räume. Hier kann die Sprache helfen, Räume des Zusammenkommens und nicht des Auseinandergehens zu schaffen – in einem Land, in dem die Polarisierung so brutal ist. Es ist eine wirtschaftliche und soziale Polarisierung, in der es keine Räume des Zuhörens mehr gibt. In der alles, was kommuniziert wird oder geschieht, dazu dient, dass sich Gruppen untereinander angreifen, ideologische Gruppen oder Aktivisten. Aber es gibt keine Räume, die zu einem Verständnis führen könnten.

Ich denke, wir als Journalistinnen und Journalisten haben auch eine Aufgabe, bei der es nicht nur darum geht, die Sprache zu benutzen, um diese Räume zu schaffen. Wir müssen noch weiter zurückgehen, uns daran erinnern, dass es immer noch notwendig ist, zu *verstehen*. Dass es Dinge gibt, die wir nicht verstehen, obwohl es nach zehn Jahren, in denen wir über die von der Militarisierung erzeugte Gewalt berichtet haben, so *scheint*, als ob wir verstanden hätten. Ich glaube, wir sollten uns darüber Gedanken machen, dass es immer noch Dinge gibt, die wir nicht verstehen, bevor wir uns die Frage stellen, wie wir sie erzählen. Wie funktionieren die Verbindungen innerhalb und zwischen den Akteuren: Staat, Kriminelle, transnationale Staaten, extraktive Industrien, gemeindebasierte Zusammenschlüsse? Wie bewegt sich all das in einem bestimmten Kontext, und wie wirkt es sich auf das Leben der Menschen aus?

*Wie drückt sich das konkret aus?*

DR: Um das Buch *La Tropa* zu schreiben, haben Pablo Ferri, Mónica González Islas und ich über mehrere Jahre Familienangehörige und Überlebende von militärischen Angriffen interviewt und viele Berichte und Akten gelesen. Diese Schilderungen reichten aber nicht um verstehen zu können, dass ein Soldat aus weniger als einem Meter Entfernung sechs Schüsse auf eine Person abgibt, die bereits verwundet ist. Nichts rechtfertigt diesen Horror: einem Menschen sechsmal ins Gesicht zu schießen, der bereits schwer verwundet und bezwungen ist, egal ob es ein Krimineller war oder nicht. Das überstieg unser Vorstellungsvermögen. Wir waren überzeugt,

dass es notwendig ist, denen zuzuhören, die auf der Straße sind. Zu verstehen, unter welchen Bedingungen sie patrouillieren, ausgebildet werden und was und wer für sie der »Feind« ist. Was es für sie heißt, ihn im Feld bekämpfen zu müssen.

Dabei war es für uns sehr wichtig, feministische Theorien aufzugreifen, die uns zeigen, wie die Soldaten die Gewalt am eigenen Körper erfahren haben. Durch die selbst erlittene Gewalt lernten sie, gewalttätig zu werden. Sie erfuhren physische und emotionale Gewalt in der militärischen Ausbildung, hatten aber schon viel früher die Erfahrung struktureller Gewalt aufgrund von Ausgrenzung und Marginalisierung in ihrem täglichen Leben gemacht. Hinzu kommt der Druck, sich immer als »Männer« verhalten zu müssen. Was es heißt in einer Gesellschaft wie Mexiko, ein Mann zu sein.

Worauf ich damit hinaus will, ist Folgendes: Unsere Realität in Mexiko kann nicht durch endgültige, determinierende oder definitive Narrative erklärt werden. Ich bin mir nicht sicher, ob wir als Gesellschaft bereit und emotional überhaupt imstande sind, ein komplexes Land wahrzunehmen. Wir haben ein Bedürfnis nach einfachen Erzählungen, die es uns als Menschen erlauben, unseren Platz in der Gesellschaft zu verorten. Um auszuloten, ob ich zu den einen oder zu den anderen gehöre. Ob ich, wenn ich nicht zu den Bösen gehöre, dann in der Gruppe der Guten bin und mir somit wahrscheinlich nichts passieren wird. Das ist eine schwierige Angelegenheit. Noch einmal: Ich bin mir nicht so sicher, ob wir so weit sind, ein komplexes Land wahrzunehmen. Es ist sehr frustrierend, dass bei den Buchvorstellungen immer die Fragen kommen: »Was ist dann die Lösung?«, »Militärgarde ja oder Militärgarde nein?«, »Militär auf der Straße ja, oder Militär auf der Straße nein?«, oder: »Sind Soldaten gut oder sind Soldaten schlecht?«

Ausgehend von dieser Notwendigkeit, bereit zu sein, zuzuhören, meine ich, dass mein Beitrag als Journalistin darin bestehen kann, zu versuchen, sichere Räume zu schaffen, in denen wir uns für einen Moment unserer moralischen Bewertung enthalten und versuchen zu verstehen, wie wir dorthin gekommen sind, wo wir sind: Wie ist es bei denen, die als einfache Soldaten den Streit-

kräften angehören? Bei den Jugendlichen, die als Bandenmitglieder oder Nicht-Bandenmitglieder auf der Straße sind? Wie sind wir bis dahin gekommen?

Marcela Turati und Carlos Beristain haben bereits gesagt, wie wichtig es ist, von der Konfusion zur Komplexität zu gelangen. Ich glaube, es ist nicht einfach. Aber noch schwieriger ist es, offen dafür zu sein, sich dieser Komplexität bewusst zu werden. Wir müssen uns fragen: Was können wir tun, um den Lesern zu vermitteln, dass wir nicht alles über die Feminizide<sup>5</sup> oder über den Krieg gegen die Drogen wissen. Das heißt, unsere Arbeit sollte ein *Ent-Wissen* als Ausgangspunkt haben, um so erneut zuhören zu können.

In diesen Jahren habe ich versucht, eine Art konzeptionellen Übergang zu erarbeiten. Ich habe dabei von vielen journalistischen Kollegen und Aktivisten gelernt. Bei dieser Transition geht es darum, Wege zu finden, sich von der Idee, jemandem »eine Stimme zu geben«, zu lösen. Als ich als Journalistin über Armut berichtete, hatte ich das Gefühl, dies zu tun, ich gab ihnen eine Stimme. Das empfinde ich jetzt als sehr peinlich, denn es gilt, zum *Zuhören* zu kommen, wie es der Journalist John Gibler immer wieder hervorhebt. Des Weiteren geht es darum, statt eine *Wahrheit* zu verkünden, zu den Erfahrungen überzugehen, empathisch zu sein, die Erfahrungen anderer Menschen nachklingen zu lassen.

*Carlos, deine Arbeit basiert neben anderen Elementen und Erfahrungen auf Interviews mit mittelamerikanischen Bandenmitgliedern. Was bedeutet es, ein Bandenmitglied zu interviewen? Wie »übersetzt« du Codes und Kontexte für eine Leser:innen-schaft, die die Besonderheiten krimineller Banden nicht kennt?*

- 5 Während die Schreibweise Femizid vor allem auf die Tötung unter geschlechtsspezifischen Merkmalen verweist, nimmt der Begriff Feminizid Bezug auf die Verantwortung von Institutionen, insbesondere des Staates. »Feminizid« wurde im Anschluss an Femizid vor allem im Kontext feministischer Bewegungen Lateinamerikas in den letzten 25 Jahren weiter theoretisiert, weshalb der Begriff in diesem Kontext häufiger verwendet wird als in Deutschland. Für die Verwendung beider Versionen sprechen unterschiedliche Gründe. Die Autor:innen im vorliegenden Sammelband entscheiden jeweils selbst, welche Version sie verwenden. [Anmerk. d. Herausgeber:innen]

*Wie kannst du erzählen, was du siehst, was du fühlst oder was diejenigen, die du interviewst, sehen und fühlen und dir erzählen?*

CARLOS MARTÍNEZ: Wie meine Kolleginnen habe ich mich oft gefragt, ob ich mich nicht wiederhole. Was mein Ausgangspunkt sein sollte, um mich mit einem Thema zu befassen. Auch, wie eine Berichterstattung über Gewalt und ihre grausamsten Erscheinungsformen zu gestalten ist, damit sie nicht zu einer abstoßenden, sondern zu einer inklusiven Erzählung wird. Eine, die es möglich macht, sich einfühlen zu wollen, sich in die Haut eines anderen zu versetzen, um die Ereignisse des Horrors und der Gewalt zu verstehen. Dies sind Fragen, die ich mir hoffentlich immer wieder stellen werde und die uns die Gewissheit geben, dass wir noch innerlich lebendig sind, dass die Berichterstattung über die Gewalt im Laufe der Jahre die Tränen nicht hat versiegen lassen. Und ich hoffe, dass diese Zweifel fortbestehen.

Aber ich würde es mir nie anmaßen, meinen mexikanischen Kolleginnen und Kollegen in einem so grausamen und gewalttätigen Umfeld, in einem der gefährlichsten Länder für die Ausübung von Journalismus, Rezepte vorzuschlagen, wie man auf Mörder zugehen sollte oder wie eine Berichterstattung über Gewalt innerlich zu verarbeiten ist. Oder Ratschläge zu erteilen, wie nach einer solchen Berichterstattung die geistige Gesundheit erhalten werden kann. Ich denke, das lernen wir bei der Arbeit. Vor allem, wenn wir das Privileg haben, für Zeitungen zu arbeiten, die uns das erlauben, und was für mich bei der Arbeit in komplexen Milieus ausschlaggebend ist: Reichlich Zeit zu haben, ein Thema abzudecken. Genug Zeit, um jeden Schritt verstehen und einordnen zu können, ohne den unerträglichen Druck der immer näher rückenden Deadline, den fürchterlichen Zwang, die Exklusivmeldung oder die spektakuläre Schlagzeile zu liefern.

Unsere Aufgabe besteht in erster Linie darin, komplexe Phänomene zu verstehen. Erst danach gilt es, einen Weg zu finden, das, was wir schwarz auf weiß erarbeitet haben, der allgemeinen Öffentlichkeit zu vermitteln. Das ist die einzige verantwortungsvolle Art, Journalismus auszuüben.

Der einzige allgemeingültige Rat, der mir für diesen Fall einfällt, ist der Aufbau von Plattformen, die Journalisten genug Zeit geben, sich die richtigen Fragen zu stellen. Die ersten Fragen, mit denen sie anfänglich versuchten, ein Phänomen zu verstehen, sollten verworfen, ausgemistet und neu formuliert werden: Woche für Woche, in denen wir nach und nach äußerst komplexe Phänomene verstehen. Begebenheiten, die uns Schrecken einjagen und uns gewahr werden lassen, wie ahnungslos wir sind und wie es uns alles überwältigt. Ich glaube, ohne ausreichend Raum und Zeit für das Verstehen und die folgende Reflexion, wie wir unseren Journalismus erklären können, riskieren wir nicht nur, dass unsere Arbeit uns in physische Gefahr bringt. Es könnte noch etwas Schlimmeres passieren, nämlich falsch zu informieren und so zur Verwirrung angesichts der Gewaltphänomene beizutragen.

Gewalt als Phänomen erscheint anfangs immer entropisch, als Chaos oder Unordnung, als das verheerende Ergebnis individueller Entscheidungen oder als Folge einer unkontrollierbaren Lawine. Aber wenn es so wäre, würde unsere Arbeit ziemlich sinnlos sein. Würden wir uns mit dieser Maxime abfinden, wären wir nur Spielfiguren am Ende dieser Lawine. Unsere Aufgabe ist es jedoch, davon überzeugt zu sein – denn so ist es –, dass die Gewalt einen Sinn beherbergt und ihr immer eine Logik innewohnt. Ich sage nicht, sie sei gerechtfertigt. Ich sage, sie ergibt Sinn und folgt einer Logik. Und unsere Aufgabe ist es, Feldarbeit zu leisten, um die zugrunde liegende Logik zu verstehen.

*Marcela und Daniela haben bereits erwähnt, dass sie als Journalistinnen, die über Gewalt berichten, nicht nur bei der Arbeit vor Ort auf Widerstände stoßen, sondern auch, wenn es um den Dialog mit den Leser:innen geht.*

CM: Wir sind mit verschiedenen Dingen konfrontiert. Ich knüpfe an das an, was die Kolleginnen gesagt haben. Jemand hat einmal die inzwischen geläufig gewordene Aussage gemacht, dass Journalismus darin besteht, all das zu veröffentlichen, was jemand nicht veröffentlicht haben will. Alles andere sei nur Öffentlichkeitsarbeit. Dem stimme ich vollkommen zu. Aber Martín Caparrós fügte

hinzu, dass Journalismus in jüngster Zeit, besonders, wenn so hässliche Dinge gesagt werden müssen, wahrscheinlich auch bedeutet, etwas zu veröffentlichen, wovon die Leute nichts wissen wollen, was abgelehnt wird. Manchmal geht das hin bis zu bewussten Anstrengungen, nichts zu wissen: nichts von Verschwundenen, nichts von geheimen Gräbern zu wissen, nichts davon, wie ein junger zum Soldaten gewordener Mann so brutal trainiert wurde, dass er sechs Schüsse auf einen anderen Menschen abgeben kann. Ich denke, zu unserer Arbeit gehört auch, dies einzuordnen, Strategien und Wege zu suchen, um jetzt nicht mehr die Apathie zu überwinden, sondern die verständliche Abneigung, das eigene Leben mit solch grausamen Narrativen konfrontiert zu sehen.

Am Anfang hat es mich sehr geärgert, wenn nach der Veröffentlichung eines Textes die Leserschaft mit Fragen reagierte wie: »Warum erzählst du uns das von den Banden, wenn wir doch wissen, was man über sie wissen muss? Es sind schlechte Menschen, sie sind Mörder und sie verdienen es, zu sterben.« Oder sie fragten mich: »Was soll ich mit dem anfangen, was du mir erzählst?« Das hat mich sehr geärgert und ich dachte: »Verdammt noch mal, ich war vor Ort, habe Kopf und Kragen riskiert, viel Zeit zum Schreiben gebraucht und jetzt soll ich dir sagen, was zum Teufel du damit anfangen sollst?«

Aber mit der Zeit verstand ich, dass es berechtigte Beschwerden sind und es auch zu meinem Job gehört, mir diese Einwände anzuhören, versuchen zu verstehen, warum meine Geschichte, die ich für so transzendent, erklärend oder tiefgreifend hielt, nicht so willkommen ist. Warum es keine Leseclubs gibt, in deren Räumen sie als Lektüre genutzt wird. Die Frage lautet also: »Warum wird eine Arbeit abgelehnt, die mich so viel Mühe gekostet hat und die ich für so wichtig halte?« Ich denke, in diesem Sinne wird das Wie zu einer Kontinuität des Was, das ist eine nicht weniger wichtige Kontinuität. Denn das Wie ist die Art und Weise, in der das, was wir für wichtig halten, einfühlsam und annehmbar übersetzt wird. Für diejenigen, die es zulassen, dass diese grausame Geschichte, dieses geheime Grab, dieser Mörder, in ihr Haus und ihre Freizeit eintreten, die sich hinsetzen, um die Geschichte zu lesen und zu verstehen, um ein Phänomen wahrzunehmen, das sonst nur

abstoßend ist. Deshalb denke ich, dass es auch unsere Aufgabe ist, aus dem Wichtigen etwas Interessantes zu machen. Aus der Information muss Kenntnis entstehen – und zwar auf die bestmögliche Art und Weise, mit den passendsten Worten und unter Verwendung der effektivsten Sprachwerkzeuge.

*Könnte aus dem Wichtigen etwas Interessantes machen auch bedeuten, das Menschliche in den Subjekten zu erzählen, jenseits unserer oberflächlichen und von Stereotypen geprägten Wahrnehmungen?*

CM: Da fallen mir einige Geschichten ein, die mich enorm geprägt haben. Sie könnten als Erklärung dienen, wenn es darum geht, über Gewaltlawinen zu berichten. Es sind Ereignisse, die mich vor Ort verletzt haben, die ich mit nach Hause genommen habe. Ich denke, es ist wichtig, diese kleinen Fragmente inmitten eines Massakers, inmitten der Grausamkeit eines geheimen Grabes oder der Geschichte von Mördern zu teilen: In einer vollständig von einer Jugendbande kontrollierten Gemeinde, in der die Kinder kaum Möglichkeiten haben, zu lernen oder etwas anderes zu tun, als nach dem Respekt zu streben, den diese tätowierten, gewalttätigen und bewaffneten Kids genießen, war auf einem einsamen Basketballplatz ein Kind, ein sehr kleiner Junge. Er prahlte damit, wie gut er Spiderman-Figuren zeichnen konnte. Das hat mich umgehauen: Die Gewissheit, dass die Wege dieses Knirpses, der so selbstbewusst Spiderman-Figuren zeichnete, so eng abgesteckt, so begrenzt waren. Seine Zukunftsoptionen lagen im nächsten Straßenblock, dort, wo sich die Zelle der Bande traf.

Oder ein Mädchen, das im Alter von 15 Jahren die Sexsklavin eines Bandenanführers wurde. Bis sie sich 20-jährig schließlich in einen Jungen aus ihrem Viertel verliebte und mit ihm floh. Es ist komplex, mit anzusehen, wie ein Mensch zum ersten Mal die tiefe, klare und kindliche Bedeutung des Wortes »Liebe« entdeckt und davon überrascht wird.

Solche Episoden, diese kleinen Dinge verwandeln die Opfer in komplexe Personen, menschliche Wesen, die etwas erstreben und anderes verabscheuen. Zuvor hatten sie einen flachen, dimensions-

losen Charakter, sie waren Subjekte, die passive Empfänger der Handlungen Anderer waren. Ihr Leben ist somit nicht nur von der Dimension des Opfers, des Mörders, des Grausamen oder von einem dramatischen Moment geprägt, sondern von dem Leben an sich. Von dem Leben, das wir sind. Und nur, indem wir konkret von Menschen sprechen, kann es uns gelingen, dass das, was den Anderen passiert, auch uns passiert.

MT: Wir drei teilen diesen Zweifel, wie der Schrecken erzählt werden kann, wie wir mit so viel Horror umgehen müssen, wie wir das Unsagbare ausdrücken können. Und wir teilen auch manche Art der Frustration, manche experimentelle Erfahrung unserer konkreten Arbeit. Wir berichten seit so vielen Jahren über diese ganze Horrorgalerie und so viel schreckliche Ereignisse. Es stellt sich die Frage, was zu tun ist, wenn du wieder mal merkst oder das Gefühl hast, die Leute interessiert das nicht.

Ich erinnere mich zum Beispiel an das Verschwindenlassen der 43 Studierenden aus Ayotzinapa. Damals kam es zu einem Treffen der Journalisten, die darüber berichteten. Wir waren innerlich hin und hergerissen, denn in den Redaktionen, in denen wir arbeiteten – ich hatte in meiner seit acht Jahren über das Verschwindenlassen berichtet –, wurde uns gesagt: »Hör mal, berichte darüber, das ist sehr interessant.« Als ob dein Chef zuvor nicht bemerkt hätte, dass in diesem Land Leute verschwinden. Plötzlich gingen die Leute auf die Straße und skandierten: »Sie haben 43 Studierende verschwinden lassen«. Und ich fragte mich: »Haben sie 2010 etwa nicht mitbekommen, dass eine komplette Gruppe von 72 Migrant\*innen verschwand? Dass 52 Menschen in einem Spielkasino in Monterrey in Mexiko verbrannt sind, dass 2011 ein Grab mit 200 Leichen gefunden wurde?« Diese spontane Reaktion der Menschen, als ob sie die vorherigen Ereignisse nicht registriert hätten, führte auf einmal dazu, uns selbst infrage zu stellen. Für mich war es wie eine Krise, weil ich mir sagte: Noch einmal erzählen, was wir schon erzählt haben. Wie erzähle ich es anders? Und wenn die Leute vorher nichts zur Kenntnis genommen haben, wo haben wir versagt, was geht hier vor sich?

Ich erinnere mich auch daran, dass ich 2011 einmal mit einem

Mann aus Tijuana sprach, der seinen Sohn suchte. Er war bei der Exhumierung dabei und sagte zu mir: »Wir haben schon etwas auf dem Gelände gefunden, ich schicke dir das Foto.« Ich fragte ihn: »Wie viele Leichen gibt es?«, und er antwortete: »Nein, nein, schau dir das Foto an und dann sprechen wir darüber.« Er schickte mir das Foto: ein Glas mit drei Knochenfragmenten, so groß wie ein Zahn. Und dann meinte er: »Schau, diese Überreste haben wir bereits gefunden, es scheint Aussichten zu geben.« Ich erinnere mich, ich war in der Redaktion der Zeitschrift und fand keine Worte, um dies aufzuschreiben und den Lesern zu vermitteln, dass es nicht einmal eine Leiche gab. Zuerst haben wir nur über Ermordete geredet, dann haben wir angefangen, über Verschwundene zu reden und haben daraufhin über die Nachforschungen der Eltern berichtet. Jetzt sind wir bei den Gräbern, in denen es nicht einmal mehr Leichen gibt. Es sind jetzt kleine stark verkohlte Fragmente. Ich erinnere mich, dass ich an diesem Tag wie eine gepeinigte Seele durch die Redaktion lief. Ich wusste weder, wie ich mir die Situation erklären noch sie den Lesern verständlich machen könnte.

*In letzter Zeit habt ihr begonnen, mit verschiedenen Formaten zu arbeiten.<sup>6</sup> Wie seid ihr dazu gekommen?*

MT: Eine große und neue Erfahrung war für mich die Gräberkarte, die wir 2017 erarbeitet haben.<sup>7</sup> Dafür haben wir zwei Jahre gebraucht. Es ist eine gemeinschaftliche Arbeit von Journalisten, die wir ehrenamtlich in unserer Freizeit realisieren. Unsere Grundlage war die Information, die die Regierung bereit war über die Gräber herauszugeben. Das bedeutet nicht, dass sie vollständig verzeichnet sind, denn es gibt viele Gräber, die noch nicht gefunden worden sind. Es gibt Zonen des Schweigens, Regionen, in denen man uns Informationen verweigert hat. Bei diesem Projekt habe ich gemerkt, wie wichtig der visuelle Aspekt ist. Manchmal denke ich: All die Jahre habe ich über Gräber berichtet, aber nichts hatte

6 Siehe dafür auch den Beitrag von Christian Sperling in diesem Band.

7 »El país de las 2 mil fosas«, <https://quintoelab.org/project/el-pais-de-las-2-mil-fosas> [Zugriff 4. 1. 2022].

eine so durchschlagende Wirkung wie diese Karte. Eine Karte, die sich ständig verändert, auf der zu sehen ist, wo die Gräber sind, die Fragen bei den Menschen hervorruft, wenn sie das sehen. Daher hinterfrage ich vieles: Ich frage mich, ob die Geschichten wichtig sind. Natürlich weiß ich, dass sie eine Rolle spielen, dass es wichtig ist, Zeugnisse aufzunehmen. Aber wie kannst du die Logik dahinter sehen? Wie kannst du dir andere Fragen stellen? Ich frage mich, wenn ein Video Aufmerksamkeit erregen kann, weil es ein Bild ist, ob ich dann nicht auch das Format ändern muss, um die Dinge anders zu erzählen, damit die Leute einen anderen Zugang haben und sich Fragen stellen.

DR: Das Thema der Formate war für uns in den letzten Jahren sehr relevant. Diese Frage brachte mich dazu, das audiovisuelle Format auszuprobieren. Nicht, weil der Journalismus diese Möglichkeit nicht hat, sondern weil mir die rein journalistische Sprache nicht mehr ausreichend war. Das soll nicht heißen, dass sie ungeeignet ist, um diese Ereignisse zu schildern. Außerdem ist das Visuelle eine andere Art der Darstellung, um zu erreichen, dass sich die Leser auf das Thema einlassen. Es scheint manchmal leichter zu sein und mehr Bereitschaft zu geben, eine Karte anzugucken oder einen einstündigen Film zu sehen, als zu lesen. Nicht nur wegen des Faktors Zeit, sondern auch aufgrund der Art und Weise, in der die Informationen aufgenommen werden.

Über andere Formate oder andere Erzählweisen nachzudenken hat uns auch dazu gebracht, mit Leuten zusammenzuarbeiten, die keine Journalisten sind. Das war eine sehr bereichernde Erfahrung. Ich denke, dass der Dokumentarfilm *No sucumbió la eternidad* eines der Projekte war, das ich am meisten genossen habe. Es hat mir geholfen, mit meiner Arbeit umzugehen, es hatte eine heilende Wirkung. Dabei habe ich mit Leuten zusammengearbeitet, die nichts mit Journalismus zu tun hatten und die andere Ansätze, andere Fragen, andere Beweggründe hatten. So konnte ich auch meine journalistische Arbeit von einem anderen Blickwinkel aus betrachten. Die vielschichtige Problematik hat uns dazu gezwungen, mit der Wissenschaft und mit verschiedenen Disziplinen und Bereichen zusammenzuarbeiten. Dazu gehören auch Poesie und die visuelle Kunst.

*Marcela und Daniela erzählen in ihren Chroniken sehr gut, wie der mexikanische Staat die Suche nach den Verschwundenen behindert, wie er die Arbeit von Journalist:innen unmöglich macht. Dazu kommt die Selbstzensur, die Journalist:innen unter den Bedingungen dieser permanenten Bedrohung ausüben. Habt ihr Beispiele für die Situation, in der Journalist:innen leben? Wo liegt die Grenze, die Journalist:innen in El Salvador oder in Mexiko nicht überschreiten sollten? Und wie üben zum Beispiel die Redaktionen der großen Zeitungen eine Zensur darüber aus, was verbreitet werden darf und was nicht?*

CM: Mittelamerika ist eine gewalttätige, konfuse und politisch turbulente Region. Aber es ist keine Region, in der die Ausübung des Journalismus so bedroht ist wie bei unseren Kollegen in Mexiko. Das heißt, sie töten uns nicht, wie sie die mexikanischen Kollegen töten. Allerdings bewegt sich Mittelamerika gerade in einer sehr gefährlichen und ganz anderen Spirale. In Nicaragua werden Journalisten offen verfolgt, angegriffen, überfallen und ins Exil gezwungen. Es gibt Medien, die vom Militär besetzt wurden. In Honduras wurden Kollegen ermordet, in El Salvador hat die Regierung mit einer Reihe von Verfolgungen, Schikanen und Boykotten begonnen. Die Aggressionen unter der Regierung von Präsident Nayib Bukele eskalieren von Tag zu Tag mehr. Sie werden schwerwiegender, offener und gewalttätiger.

Es ist eine komplexe Region. Im Medienbereich herrscht vielfach eine primitive und überholte Struktur vor. Damit meine ich, dass Familien, die Eigentümerinnen von Medienunternehmen sind, meist politischen Parteien nahestehen oder wirtschaftlichen Eliten angehören und auch ideologisch geprägte Interessen vertreten. In El Salvador zum Beispiel gehören die Eigentümer von *Prensa Gráfica*, der auflagenstärksten Zeitung Mittelamerikas, dem Opus Dei an. Ich möchte ihnen nicht das Recht absprechen, Teil des Opus Dei zu sein. Das Problem ist, in der Theorie sollten die persönlichen Überzeugungen der einflussreichen Gruppen sich nicht auf die redaktionelle Arbeit auswirken. In diesen Zeitungen kann jedoch nur über Schwangerschaftsabbrüche gesprochen werden, wenn sie kriminalisiert werden. Oder Gewalt gegen Frauen,

Feminizide: Das sind Themen, bei denen auf den Seiten der traditionellen Zeitungen in El Salvador immer noch starre Meinungen vertreten werden. Das liegt daran, dass die Medien weiterhin stark patrimonial geprägt sind. Es wird nicht weiter unterschieden, ob man ein Medienunternehmen oder eine Schuhfabrik besitzt. Auch der intellektuelle Gehalt des Journalismus zählt nicht, nur der unternehmerische Aspekt. Diese Auffassungen und Zustände beschränken sich nicht nur auf Mittel- und Lateinamerika. Die Verzahnung mit machtvollen Institutionen, mit ökonomischen Interessen sowie die ideologische Bindung an die jeweiligen Überzeugungen der Medieneigentümer ist eine bekannte Crux unseres Berufes.

MT: Ich erinnere mich, wie ich 2010 über die Gräber im Bundesstaat Tamaulipas in Mexiko berichten musste. Als ich in der Stadt Matamoros an der Grenze zu Texas ankam, stapelten sich dort die Leichen. Die Menschen standen Schlange und versuchten herauszufinden, ob ihre Familienangehörigen darunter waren oder nicht. Busladungen mit Menschen, deren Kinder verschwunden waren, kamen aus dem ganzen Land an. In diesem Moment, als ich ankam, um zu berichten, kam eine Frau sehr wütend auf mich zu und fragte mich: »Sind Sie Journalistin?« Ich bejahte, und sie sagte: »Warum kommt ihr hierher, wenn wir schon die ganze Zeit gesagt haben, dass die *Zetas* auf diesen Landstraßen die Leute aus den Autos holen und sie umbringen, und niemand hat auf uns gehört? Es war, als sei unsere Stimme unter dem tiefsten Meeresboden begraben!«

Über diesen Satz »Es war, als sei unsere Stimme unter dem tiefsten Meeresboden begraben« musste ich noch lange nachdenken. Immer, wenn ich in die Zonen des Schweigens reise, wo die journalistische Arbeit unmöglich ist, wo es keine Nachrichten gibt, fragte ich mich: Wie war das möglich? Bei der Durchfahrt durch San Fernando, im Bundesstaat Tamaulipas, anderthalb Stunden von den Vereinigten Staaten entfernt, wurden die Busse, die in Richtung Norden fuhren, von einer Gruppe junger Männer angehalten, die zu den *Zetas* gehörten und auch von der lokalen Polizei unterstützt wurden. Aus jedem Bus holten sie Migranten und Leute aus anderen Bundesstaaten, von denen sie annahmen, sie würden mit den gegnerischen Gruppen zusammenarbeiten.

Dies passierte jeden Tag um sieben Uhr morgens vor der weiterführenden Schule. Alle Eltern und die ganze Stadt sahen dem Schrecken starr zu. Meine Frage war: Wie war das möglich? Die Busse kamen nur mit den Koffern an und die Regierung hat das verschwiegen. Wie kann so etwas passieren? Ich habe gehört, dass Leute es auf Twitter gepostet haben, dass die Busunternehmen sich darüber Sorgen machten und anfangen, die Routen zu ändern, aber es ging so weiter. Monatelang.

Früher dachte ich, in San Fernando gäbe es keine Journalisten. Fünf Jahre nach dem Massaker konnte ich hinfahren, weil eine Gruppe von Priestern dort ein Kreuz zum Gedenken an die 72 Migranten aufstellen wollte. Als ich an dem Ort ankam, sah ich dort einige Journalisten. Ich lud sie ein, mit mir zu fahren. Es war eine aufwühlende Erfahrung. Zum einen, weil sie mir sagten, sie würden jetzt zum ersten Mal an den Ort des Massakers fahren, obwohl sie dort lebten. Zum anderen, weil es ihnen verboten war, darüber zu schreiben. Keiner von ihnen konnte etwas über das Massaker an den 72 Migranten veröffentlichen. Dies musste ausländischen Korrespondenten oder Journalisten aus Mexiko-Stadt überlassen werden. Und fünf oder sechs Jahre nachdem wir dort waren, kam es noch vor, dass sie dort hingingen, aber in mehreren Fällen die Informationen nicht an ihre Medien schickten, weil sie immer noch Angst hatten. Und diejenigen, die berichteten, haben nicht mit ihrem Namen unterzeichnet, weil sie Angst hatten. Dies, obgleich nicht mehr dieselbe kriminelle Gruppe vor Ort war und viele derjenigen, die das Massaker begangen hatten, bereits ermordet worden waren. Wo es Zonen des Schweigens gibt, passiert vieles: Menschen verschwinden, es gibt Massaker und wir bemerken es nicht. Es herrscht – beziehungsweise herrschte – eine Politik, die darauf abzielt, dass zumindest in den Medien nichts mehr erscheint.

*Wie werden diese aufgezwungenen Zonen des Schweigens, wie du sie nennst, in den Lokalzeitungen erlebt? Was passiert dort?*

MT: Was die Zeitung *Siglo de Torreón* im Bundesstaat Coahuila angeht, sind zum Beispiel fünf Mitarbeiter in verschiedenen Teilen

der Stadt entführt und als Geiseln genommen worden. An einem Abend haben sie den für polizeiliche Nachrichten zuständigen Journalisten angerufen und kündigten ihm an, Leute des mexikanischen Drogenkartells *Los Zetas* seien auf dem Weg zu ihm. Bei dem anderen Journalisten, der über Polizeiliches berichtete, seien sie schon gewesen. Der Kerl erzählte mir dann, dass er zu Hause war, seinen Schlafanzug auszog, sich ankleidete, sich von seiner Frau und seinen Kindern verabschiedete, sich im Wohnzimmer aufs Sofa setzte und darauf wartete, dass sie kämen und ihn holten. Also fragte ich ihn: »Aber wie geht es an, dass du nichts unternommen hast, warum hast du nicht um Hilfe gebeten?« Er antwortete: »Wen soll ich um Hilfe bitten, wenn die Polizei und die Narcos ein und dasselbe sind? Wer wird kommen, um mir zu helfen?« Sein Kollege wurde am nächsten Tag tot aufgefunden, aber ihn haben sie in dieser Nacht nicht mehr geholt. Als ich ihn später in der Redaktion von *El Siglo de Torreón* traf, sah er todkrank aus. Er war neben der Spur. Er war in die Kultursektion versetzt worden, um nicht mehr über Polizeiliches berichten zu müssen. Die Leute, denen er begegnete, verabschiedeten sich jeden Tag aufs Neue von ihm, falls sie ihn abends doch noch holen würden.

Damals zitierten *Los Zetas* ihn und weitere Journalisten zu einer Zusammenkunft und gaben die redaktionelle Linie vor. Dabei wurden sie von der Regierung des Bundesstaates Coahuila unterstützt, der Gouverneur ließ sie gewähren. Eines Tages waren sie sehr wütend, weil ein Reporter geschrieben hatte, dass eine Gruppe von *Zetas* in einer Auseinandersetzung mit dem Militär geflohen sei. Daraufhin wurde von den *Zetas* ein Treffen einberufen, um den Reportern von *Siglo de Torreón* mitzuteilen, dass *Zetas* nicht fliehen, sondern »sich vom Ort zurückziehen«. Außerdem sollten sie in ihren Reportagen nicht schreiben, es handele sich um »Auftragskiller«, sondern um »nicht identifizierte bewaffnete Zivilisten«. Falls jemand nicht entsprechend schreibe, würden sie ihn holen.

DR: Vor einem Jahr veröffentlichten wir ein Buch mit dem Titel *Romper el silencio. 22 gritos contra la impunidad*. Es sind Beiträge von 22 Journalisten aus verschiedenen Regionen des Landes. Sie erzählen von ihren Erfahrungen bei der journalistischen Arbeit in den

Zonen des Schweigens und auch in den Zonen des Nicht-Schweigens. Das äußerst Interessante daran ist, dass wir durch die Zusammenstellung dieser Arbeiten in einem Buch die verschiedenen Formen der Gewalt, die die Arbeit von Journalisten behindern, nun verstehen konnten. Da waren zum Beispiel die Journalisten, die von Gegenden sprachen, die uns ruhiger erschienen, also nicht Chihuahua, Tamaulipas oder Veracruz. Aber sie erzählten von einer Prekarität und einer enormen Gewalt am Arbeitsplatz. Uns wurde das als eine der primären Gewaltformen bewusst, viel gängiger und weniger sichtbar. Sie konfrontiert die Journalisten vor allem in ihren eigenen Arbeitsräumen. Diese Gewalt am Arbeitsplatz, diese prekäre Arbeitssituation setzte sie größeren Risiken und anderen Formen von Gewalt aus als körperliche Gewalt.

Mit all diesen Geschichten konnten wir das Narrativ hinterfragen, laut dem es die Drogenhändler seien, die die Presse bedrohen. Es waren die lokalen Behörden, lokale Abgeordnete und Bürgermeister, die als erste Journalisten angriffen. Zu den bekannten Fällen gehört der von Moisés Sánchez in Veracruz in Mexiko, der im Auftrag des Bürgermeisters ermordet wurde. Und es gibt Fälle wie den, von dem mir im Bundesstaat Mexiko erzählt wurde. Dort kam eines Tages ein Abgeordneter in die Redaktion und verprügelte einen Reporter, weil der etwas veröffentlicht hatte, was ihm nicht gefiel. Die Szene an sich ist schon absurd: Jemand, der ein öffentliches Amt ausübt und in diesem Sinn unter anderem den Staat repräsentiert, betritt eine Redaktion und schlägt einen Reporter! Wie kam er nur darauf, dass er das tun könnte? Für mich war es unfassbar. Das sind Formen von Gewalt, der die Journalisten tagtäglich ausgesetzt sind und die wir wegen der Morde und des Verschwindens von Journalisten oft nicht wahrnehmen.

*Wie schützt ihr euch? Was kann getan werden, wenn du keinen Staat hast, der deine Rechte schützt? Wie kann unter diesen Umständen guter Journalismus gemacht werden?*

CM: Ich denke, dass die Risiken in dem Maße vermieden werden können, in dem Journalisten und die Medien, für die wir arbeiten, beginnen, gemeinsam eine Dynamik einzuführen, über die

Marcela und Daniela gesprochen haben. Dies hat mit der Idee zu tun, uns zusammenzutun, gemeinsam zu arbeiten und den journalistischen Raum nicht mehr als eine Unternehmensdomäne zu betrachten. Also von dem Denken abzukommen, »wenn *El Faro* über Jugendbanden berichtet, werde ich nicht zulassen, dass die digitale Publikation *Animal Político* oder die Journalistenvereinigung *Periodistas de a Pie* mir mein Feld streitig machen«. Wenn wir uns dagegen als Verbündete sehen, können wir verhindern, uns in noch mehr Fallstricke zu verwickeln. Es schützt uns auch davor, oberflächlich zu sein oder nicht genug Kenntnis über den Kontext zu haben. Somit können wir uns auch davor schützen, nicht auf der Strecke zu bleiben, vertrieben, ermordet zu werden oder dass man uns verschwinden lässt. Dabei meine ich nicht nur Verbündete im übertragenen und allgemeinen Sinne als Kollegen, sondern Verbündete bei der konkreten Berichterstattung in den Ländern, in denen wir arbeiten. Verbündete bei der Beschreibung von Phänomenen, die zunehmend regional sind. Die Berichterstattung über Migration zum Beispiel kann nicht die ausschließliche Domäne von Journalisten aus dem mexikanischen Bundesstaat Chiapas, aus Mexiko-Stadt oder aus Guatemala und El Salvador sein. Auch nicht von denen, die das diplomatische Feld abdecken oder von denen unter uns, die über die Migrantionskarawanen berichten. Ich glaube nicht, dass es dafür Formeln gibt. Aber ich denke: Wir Kollegen in der Region haben natürlich gelernt, uns gegenseitig wahrzunehmen. Wir haben gelernt, dass die Zusammenkünfte für mehr gut sind, als sich bei einem guten Mezcal zu amüsieren. Sie schützen uns auch vor den diversen Bedrohungen, denen unsere Berufsausübung ausgesetzt ist.

MT: Es gab Momente, in denen Medien nicht klein beigaben. Vielleicht ist uns das nicht so klar geworden. Bei der Tageszeitung *Diario de Juárez* wurde der als *Choco* bekannte Polizeireporter ermordet. Er führte auch die Todesstatistiken. Nach seiner Ermordung übernahmen die Journalistinnen der Zeitung seine Aufgaben. Es war eine total interessante Zeit, denn niemand wollte sich mit der Polizeiberichterstattung befassen. Aber es gab vier, fünf Frauen, darunter die Leiterin der Nachrichtenab-

teilung, die anfangen, zu recherchieren, ohne Angst zu haben. Sie sagten: »Wir müssen weitermachen: Sie haben ihn geholt, aber wir sind hier.«

Wir begannen, das auch in Mexiko-Stadt festzustellen. Wir sahen, wie Netzwerke und Kollektive entstanden, die das Ziel verfolgen, sich um uns zu kümmern. Es wurden Strategien entwickelt, die Arbeit gemeinsam zu leisten. Das ist sehr interessant: Plötzlich spielt die Exklusivmeldung keine Rolle mehr. Was zählt, ist die Information zu verbreiten. Dabei geht es nicht nur darum, sich um uns zu kümmern, sondern auch um die Betroffenen. Das ist eine weitere Debatte. Wie viel veröffentliche ich, wie viel nicht? Wir haben oft diese Debatte und dieses Schuldgefühl: Wenn ich etwas veröffentliche und jemand wird getötet, fühle ich mich schuldig – aber wenn ich es nicht veröffentliche und jemand wird getötet, weil ich etwas verschwiegen habe, ist es auch meine Schuld. Daher fragen wir uns ständig: »Veröffentliche ich oder veröffentliche ich nicht, was ist schlimmer?« Manchmal geschieht das, ohne viel über den Sachverhalt zu wissen, da die Dynamik sich sehr schnell ändert.

Darüber hinaus haben wir diesen Kontext der Straflosigkeit: 99 Prozent der Straftaten gegen Journalisten werden nicht untersucht. Das ist eine Einladung, weiterhin Journalisten zu töten und zum Schweigen zu bringen. Auch die Medien wollen nichts mehr von Gewalt wissen, sie sagen einem, »das verkauft sich nicht«: Migranten verkaufen sich nicht, die Armen verkaufen sich nicht, die Opfer verkaufen sich nicht. Schreib nicht mehr darüber, denn dafür gibt es kein Publikum.

Mit all dem müssen wir uns auseinandersetzen. Auch mit den Morden an unseren Kollegen wie Javier Valdez. Ein Journalist und Freund, der uns am Beispiel des Bundesstaates Sinaloa in Mexiko gezeigt hat, wie über Gewalt berichtet werden kann und wie man es gut machen kann. Seine Ermordung hat uns alle hart getroffen. Aber sie haben auch die Kollegin Miroslava Breach ermordet, die Kollegin Regina Martínez, den Kollegen *Choco*. Sie haben viele Journalisten getötet, Freunde, die eine Referenz für uns waren. Einige haben investigativen Journalismus betrieben. Andere wurden umgebracht, nur weil sie etwas Verbotenes veröffentlicht hat-

ten. Etwas, von dem jemand meinte, es sei verboten und wovon sie nichts wussten. So sind in Mexiko Journalisten verschwunden und ermordet worden.

DR: Was uns auch geholfen hat, waren die Beiträge in dem Sammelband *Romper el silencio*, also diese Bemühungen, von denen Marcela spricht, Journalismus- und Unterstützungsnetzwerke aufzubauen. Sie werden aus unterschiedlichen Gründen ins Leben gerufen: Zum Beispiel organisierte sich das Fotografennetzwerk, um sich bei Demonstrationen zu schützen, um das Recht auf die Berichterstattung bei Demonstrationen geltend machen zu können und um sich vor den Übergriffen der inzwischen abgeschafften *granaderos*, der Bereitschaftspolizei von Mexiko-Stadt, zu schützen. Andernorts entstanden Netzwerke aus dem Anliegen heraus, die Erinnerung an eine ermordete Journalistinnenkollegin wachzuhalten. Es wurden auch Netzwerke geschaffen, weil mehrere Journalisten ihren Job verloren hatten. Aus diesem Grund hieß es dann: »Schließen wir uns zusammen, um Information zu veröffentlichen, um unsere eigenen Medien zu machen.« Diese diversen Netzwerke, die auf sehr unterschiedliche Art und Weise entstanden sind und die eine lokale Problematik widerspiegeln, schlossen sich im Laufe der Zeit in verschiedenen Landesteilen immer enger zusammen. So haben einige eine gemeinsame Agenda oder teilen ihr Interesse für den Aufbau von Unterstützungsnetzwerken, beziehungsweise haben sie diese erweitert. Es geht nicht mehr nur um die Erinnerung, sondern es heißt jetzt auch: »Lasst uns gemeinsam Journalismus machen.« Das Thema ist nicht mehr allein »Wir werden veröffentlichen«, sondern es geht um die Frage: »Wie werden wir besser und sicherer veröffentlichen?«

Es gibt einige Geschichten, die mich wirklich erschüttert haben, bei denen ich den Eindruck hatte, dass wir zu spät gekommen sind. Dieses ständige Gefühl, nicht genug getan zu haben, ist verdammt heftig. Es ist sehr schwierig, damit umzugehen, dass du den Anforderungen angesichts dessen, was im Land passiert und dem, was du darüber berichten solltest, nicht gewachsen bist. Ich richte dabei den Blick auf die vielen Familien, deren Geschichten oder Anklagen veröffentlicht werden müssen, die vielschichtigen

Themen, über die wir berichten, die verschiedenen Vorsichtsmaßnahmen, die wir ergreifen müssen.

Eine weitere Geschichte ist die von Martín Durán. Er ist einer der Kollegen, der sich in Culiacán mit den gleichen Themen wie Javier Valdez befasste. Nach dem Mord an Javier Valdez musste er weggehen, um sein Leben zu retten, denn auch er war in Gefahr. Er schildert etwas, was mich sehr beeindruckt hat, nämlich: Wie erkennt man sein Recht, Angst zu haben? Nicht allgemein als Journalist oder Journalistin, sondern als männlicher Journalist. Wie diesen Druck ertragen, dem Image des Männlichen zu genügen, als männlicher Journalist in einer Gegend zu arbeiten, in der über das organisierte Verbrechen berichtet wird. In seinem Text zu lesen, dass er es sich nie erlaubt hatte, Angst zu empfinden, ging mir sehr nahe.

*Es gibt Menschen, die in dieser Gewalt und in einem Umfeld aufwachsen, in dem der emotionale Zusammenhalt und das Beziehungsgefüge auseinanderbrechen. Ich würde gerne wissen, wie ihr als Journalist:innen diese Auswirkungen seht und spürt, und wie es eure journalistische Arbeit beeinflusst.*

MT: Ich habe dieses Spektakel des Todes in Ciudad Juárez miterlebt, als jemand ermordet auf der Straße lag. Da waren Kinder im Alter von zwei, vier und sechs Jahren, sie alle sahen den Toten. Sogar Wägelchen mit Süßigkeiten waren da unterwegs, denn es ist normal. Da liegt diese Person und die Kinder kaufen Lollies. Ich fragte sie, ob ihnen der Tote keine Angst mache. Ein Kind meinte: »Nee, letzte Woche lag hier auch schon einer.« Ein siebenjähriges Mädchen erzählte mir: »Vor einem Monat haben sie dort meinen Papa umgebracht.«

Angesichts dieses als normal erscheinendem Aufwachsen inmitten von Toten muss ich auch an mein Interview mit einem siebenjährigen Mädchen in Ciudad Juárez denken. Sie erzählte mir, dass sie sich vom Weihnachtsmann eine Bratz-Puppe gewünscht hatte, eine sehr billige Puppe, keine Barbie. Sie sagte noch, »ich wollte eigentlich einen Laptop, aber es war dann die Bratz-Puppe«. Ich fragte sie, warum, und die Antwort war: »Weil ich die Situation

vom Weihnachtsmann verstehe, denn er wird erpresst, sie verlangen von ihm Wegegeld.« Sie fuhr fort: »Ach ja, eines Tages riefen sie in meiner Schule an und sagten, es würde eine Bombe geben. Alle wurden evakuiert. Die Schulleiterin drehte fast durch und war sehr nervös. An einem anderen Tag haben sie vor der Schule jemanden umgebracht, aber wie gut, dass ich an diesem Tag nicht zur Schule gegangen bin, denn die anderen Kinder haben jetzt Albträume.«

Ich komme aus Chihuahua, das ist der Bundesstaat, in dem Ciudad Juárez liegt. Ich erinnere mich auch daran, als eine Freundin mir erzählte: »Stell dir vor, was mein Sohn erwiderte, als ich ihm sagte, dass seine Oma gestorben sei: ›Oh Mama, wann haben sie sie umgebracht?‹«

Also ich denke, dieses Problem, sich daran gewöhnt zu haben, dass der Tod gewaltsam sein muss, wird Folgen für mehrere Generationen haben. Schon in den 1990er Jahren ist das Buch *Juárez. Laboratorio de nuestro futuro* geschrieben worden. Es ist ein Buch über die als *maquiladoras* bekannten Niedriglohnfabriken für die Exportproduktion, den Drogenhandel, und schon damals sagten sie in Ciudad Juárez voraus, dass dies passieren wird. Mit der Erklärung des Krieges gegen die Drogen und der Militarisierung von Ciudad Juárez wurde die Stadt zudem zu einem weiteren Militarisierungslabor. Die Morde nahmen zu und Ciudad Juárez wurde zur gefährlichsten Stadt, zumindest auf dem amerikanischen Kontinent. Jetzt sehen wir auch die Konsequenzen. Wir sehen die erlernte Strafflosigkeit. Kein Verbrechen wird jemals untersucht. Es gibt viele psychische Probleme. Im Vergleich zu den schrecklichen Jahren 2010, 2011 und 2012 hat die Gewalt deutlich abgenommen. Ich höre aber immer wieder, dass das Justizsystem sich mit vielen Fällen perfider Gewalt befasst: Die Mutter, die sieben Mal auf ihre Tochter eingestochen hat, der Vater, der die Kinder verbrannt hat oder das Mädchen, das nicht von ihrem Freund verlassen werden wollte und sieben Kugeln auf ihn feuerte.

Es kam zu einigen gesellschaftlichen Anstrengungen, Psychologen organisierten sich und gründeten Netzwerke, um etwas zu tun. Aber angesichts eines derartigen Gewalterbes, in dessen Kontext in drei Jahren 11 000 junge Menschen getötet wurden, ist das alles sehr fragmentarisch. Hinzu kommen all die hinterlassenen Wai-

sen der Ermordeten. Und die Witwen: Junge Frauen, die durchs Leben kommen müssen. In Ciudad Juárez, wo erneut Militär hingeschickt wurde, nimmt die Gewalt kein Ende.

All das zeigt, wie es zu einer Gewöhnung kommt, wie die Gewalt in die Kultur eindringt, in die Filme und in die Musik. Da ist zum Beispiel der Musikstil des *Movimiento Alterado*: In ihren Videos treten die Jungs maskiert und mit AK-47-Gewehren auf. Sie tanzen und sagen, dass sie dir zu Diensten stehen, falls du jemanden umbringen lassen willst. Es ist eine eigene Musikrichtung, die im Radio gespielt wird. Dann sind da noch die Fernsehserien, die immer wieder die Idee verstärken, dass die Gewalt mit Erfolg gleichzusetzen sei. Wenn du dir all dies anschaust, hast du das Gefühl, dass du gegen den Strom schwimmst. Es ist wie ein Kampf mit dieser ganzen Kultur, die den Drogenboss *Chapo* und die Narcos verherrlicht und die andere Seite der Medaille außen vorlässt. Diese versuchen wir irgendwie darzustellen. Das heißt, wir versuchen mit unserer Arbeit, diejenigen sichtbar zu machen, die leiden. Wir wollen erreichen, dass die Leute dies nicht als normal empfinden.

DR: Es gibt eine erlernte Ohnmacht und ich denke, es ist sehr schwierig, diese Trägheit aufzubrechen. Das verbinde ich mit einem Bild, das ich sehr mag, denn es erklärt gut, was hier passiert: Es ist, wie an einem fahrenden Auto den Reifen zu wechseln. Alles bewegt sich weiter, während wir versuchen, das zu analysieren, was sich bereits vor zwei Jahren ereignet hat, und dann ereignen sich noch mehr Dinge. Das erzeugt dieses Gefühl der erlernten Ohnmacht.

Hier stehen wir vor der Herausforderung, viele Formen der Analyse zu erarbeiten, damit wir dann Instrumente haben, wie wir über die Gewalt recherchieren, berichten und veröffentlichen können und die Gesellschaft oder die einzelnen Menschen sich aufgerufen fühlen, sich Auswege vorzustellen. Es ist sehr wichtig, diese Perspektiven zu veröffentlichen, wenn wir sie gefunden haben. Aber wir müssen auch sehr vorsichtig sein, sie nicht als einfache Lösungen oder Geschichten mit einem Happy End zu präsentieren, denn das könnte doppelt frustrierend sein. Es ist sehr wichtig zu zeigen, wie komplex die politische Organisation

einer Gemeinschaft ist, im innerstädtischen oder außerstädtischen Raum, in einem Land wie Mexiko, wo es so viele Prekaritäten und Zwänge gibt. Aber wir sind dazu verpflichtet, es uns vorzustellen und nicht aufzugeben. Denn es heißt ja auch, dass es ein Recht gibt, glücklich zu sein.

In Ciudad Juárez ging ich einmal in einen Park. Wegen dieser Mode des »sozialen Gefüges« hatte Felipe Calderón<sup>8</sup> Parks in Ciudad Juárez anlegen lassen. Auf diese Weise sollte der Gewalt ein Ende bereitet werden. Dazu kann ich nur sagen: »Vorsicht mit den einfachen Auswegen!« Am Tag der Eröffnung des Fußballplatzes war ein Junge mit einem Kopfschuss getötet worden. Das war etwa zwei oder drei Wochen vorher. Als ich dann in den Park ging, sprachen einige Mütter darüber. Dabei beeindruckte mich am meisten, dass sie alle wussten, wer der Mörder war. Aber niemand hatte sich aufgemacht, ihn zu befragen, ihn aufzusuchen oder festzunehmen. Es schien mir ein Leichtes, den Jungen – den mutmaßlichen Mörder – aufzusuchen, denn alle wussten, wo er wohnte. Ich kam an einem Haus an, klopfte und eine junge Frau mit vier Kindern öffnete die Tür. Die Katze und das Baby aßen ein paar schon etwas ranzige Bohnen aus derselben Schüssel. Sie sagte: »Mein Bruder wohnt hier nebenan.« Ich ging zum Nachbarhaus. Dort war ein junger Mann dabei, ein Wandbild zu malen. Er malte einen Heiligen auf die Hauswand. Sieben Namen waren auf der Wand. Ich fragte ihn, wer sie seien: Es waren die Namen seiner Toten, ihm nahestehenden Menschen, die im Laufe seiner etwas über zwanzig Lebensjahre umgebracht worden waren. Der erste war ein Freund gewesen, der in einem Konflikt zwischen zwei Vierteln gesteinigt worden war und dessen Leiche sie hatten abholen müssen. Der letzte war sein Bruder, ein Drogenabhängiger, der als Obdachloser im Stadtviertel Díaz Ordaz auf dem Hügel von Ciudad Juárez lebte. Dieses Szenario – zum Haus des Mörders zu gehen und einen jungen Mann anzutreffen, der ein Wandbild für seine eigenen sieben Toten in seinem kurzen Leben malt – war schwer zu ertragen und sehr komplex.

8 Mexikanischer Präsident (2006–2012).

CM: Es ist unglaublich, festzustellen, wie die Menschen es schaffen, mit Situationen zurechtzukommen, die für uns Privilegierte unerträglich wären. Es gibt zum Beispiel eine – später in einem Foto festgehaltene – schreckliche Szene mit der Leiche eines gerade ermordeten Mannes in Honduras in Tegucigalpa. Die Polizei hatte das Absperrband noch nicht angebracht. Neben dem Mann, viel näher als wir uns jetzt gegenüber sitzen, war ein anderer Mann, der geraspelt Eis mit Fruchtsirup verkaufte und um ihn herum einige Kinder, die Eis kaufen wollten. Dabei sind sie fast über die Leiche gestolpert.

Es ist wohl so, dass das Leben inmitten von Gewalt uns dazu zwingt, ihr in irgendeiner Form zu widerstehen oder besser gesagt, in einem so grausamen und traumatischen Alltag zu überleben. Dazu haben die Menschen ihre eigenen Vorgehensweisen erfunden: Sich nicht auf eine bestimmte Art zu kleiden, die Jungen vermeiden bestimmte Haarschnitte, auf der Straße werden bestimmte Gangarten vermieden. Hinzu kommt eine für uns, die wir nicht dort leben, unsichtbare Reihe von Regeln. Es gibt Menschen, die voneinander getrennt worden sind. Das heißt, auf einem Straßenabschnitt steht ein Kontrollposten einer kriminellen Organisation und dahinter der einer anderen Organisation. Aber die Mutter lebt auf der anderen Seite. Also besuchen sie sich nicht gegenseitig: Sie fahren mit dem Bus zu einem weit entfernten Einkaufszentrum und dort treffen sie sich, reden miteinander, verbringen Zeit zusammen. Die unsichtbaren Grenzen, die in einigen dieser Viertel über Leben und Tod bestimmen, dürfen sie nicht überschreiten.

Ich will natürlich nicht behaupten, dass dies beispielhafte, nachzuahmende oder wünschenswerte Resilienzstrategien sind. Was ich damit sagen will, ist, dass die Menschen, die jungen Menschen, die in einem solchen Umfeld aufwachsen, im Alltag auf eine verdammt brutale Art und Weise die Fähigkeit entwickeln, den Horror zu assimilieren. Das irritiert, denn eigentlich denkt man, dass es eine Grenze dafür gibt, wie viel Scheiße ein Mensch ertragen kann. Manchmal merkst du, da liegst du falsch. Dir ist gar nicht klar, wie tief und dehnbar das Limit des Unerträglich ist.

*Übersetzung aus dem Spanischen von Dorothea Hemmerling*

## Warum leben wir im Paradies?

*Fotografisches Porträt einer indigenen Nahua-Gemeinschaft  
in ihrem Kampf für das Leben*

Die 1531 gegründete indigene Nahua-Gemeinschaft von Santa María Ostula liegt an der Pazifikküste des mexikanischen Bundesstaates Michoacán. Sie gehört zu Aquila, dem größten und rohstoffreichsten Landkreis des Bundesstaates. Seit Jahrzehnten – spätestens seit 1964 – kämpft die Dorfgemeinde Ostula für die Rückgabe von Ländereien (1250 Hektar kultivierbares Land). Seit Anfang des 20. Jahrhunderts bis 2009 hinderten jedoch Landbesetzungen das organisierte Verbrechen und politische Parteien die Nahuas daran, ihre Böden zu nutzen.

Aufgrund eines 1964 veröffentlichten Präsidialerlasses eröffnete sich für Ostula ein legaler Weg, den Nachweis zu erbringen, dass sie befähigt und berechtigt ist, das umstrittene Land in Besitz zu nehmen. Allerdings erkannten weder die Agrargerichte noch irgendeine zuständige Behörde dieses Recht an. Stattdessen legitimierten sie die Präsenz der Landbesetzer:innen. Letztere erlangten durch die Unterstützung der Institutionellen Revolutionären Partei (*Partido de la Revolución Institucional*, PRI) – die einstige langjährige Regierungspartei – politische Macht auf lokaler Ebene. Danach war es das organisierte Verbrechen, insbesondere die als Tempelritter (*Caballeros Templarios*) bekannte Gruppe, die den Besetzer:innen Rückhalt gab.

Erst 2009 gelang es der Dorfgemeinschaft, die politischen und organisatorischen Voraussetzungen zu schaffen, um sich ihr Land faktisch wieder anzueignen. Zudem gründete Ostula eine gemeindebasierte Wache, die für die Sicherheit auf dem Territorium der Gemeinde sorgen sollte. Politiker:innen und Kriminelle, deren Begierde auf die 1250 Hektar gerichtet waren, haben Ostula

jedoch seitdem mit einer gewalttätigen Offensive überzogen. In der Folge wurden 32 Menschen ermordet und sechs verschwanden. Der eiserne Widerstand und die in der Auseinandersetzung gesammelten Erfahrungen bilden heute die Grundlage dafür, dass die Dorfgemeinschaft ihren Zusammenhalt bewahrt.

Nachdem sie selbst offensiv gegen das organisierte Verbrechen und die institutionelle Korruption vorging, gelang es der Dorfgemeinde Santa María Ostula Anfang Februar 2014, ihre gemeindebasierte Wache neu zu organisieren. Dabei berief sich die Gemeinde auf die in der Konvention 169 der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) verankerten Rechte indigener Völker. Das Übereinkommen wurde von Mexiko Anfang der 1990er Jahre ratifiziert und erhielt 2011 Verfassungsrang. So konnte schließlich der Schutz der Bewohner:innen dieser Ortschaft gewährleistet werden.

Allerdings drohen Bergbau-, Straßenbau- und Tourismusprojekte, die Umwelt in der Region zu zerstören. Das 2017 unterzeichnete Abkommen zwischen der bundesstaatlichen Regierung des damaligen Gouverneurs Silvano Aureoles und dem indischen Unternehmer Lakshmi N. Mittal gefährdet den Erhalt der Biodiversität in der gesamten Küsten- und Gebirgsregion von Michoacán sowie den Zusammenhalt der Gemeinden. Das Abkommen umfasst den Ausbau des Hafens von Lázaro Cárdenas und die Bergbauaktivitäten entlang der fast 300 Kilometer langen Küste.

Zudem kündigte die mexikanische Bundesregierung in diesem Zusammenhang am 17. Juli 2020 an, dass die Häfen im ganzen Land nun vom Marineministerium (*Secretaría de Marina*, SEMAR) kontrolliert werden. Dies geschah, da immer mehr Ausgangsstoffe zur Herstellung synthetischer Drogen wie Fentanyl über die Häfen ins Land gelangen. Der wichtigste Hafen des Landes dafür ist ausgerechnet der von Lázaro Cárdenas. In den letzten 20 Jahren stand er zu verschiedenen Zeiten immer wieder unter krimineller Kontrolle. Allerdings gewährleistet die Rolle, die die Marine in diesem Zeitraum an der Küste gespielt hat, weder eine vorbildliche Verwaltung der Hafenanlagen noch die Unterbindung der illegalen Einfuhr der Chemikalien zur synthetischen Drogenherstellung.

Verschiedene journalistische Untersuchungen und juristische Ermittlungen lassen darauf schließen, dass das Militär selbst in eine Reihe krimineller Handlungen verwickelt war. Dazu zählen das gewaltsame Verschwindenlassen von Personen, Ermordungen, Erpressungen und die Rückendeckung für Organisationen, die sich illegalen Aktivitäten widmen.

Trotz dieser komplexen Situation ist die Nahua-Gemeinschaft Ostula weiterhin ein äußerst bedeutsamer Referenzpunkt für den Widerstand gegen das organisierte Verbrechen und Megaprojekte. Sie steht für das Streben nach einem friedlichen Leben im Einklang mit der Umwelt.

Santa María Ostula besteht aus 23 *encargaturas* genannten dörflichen Siedlungen. Eine davon trägt den Namen Ostula. Es ist die *tenencia* von Santa María Ostula. Das heißt, diese Ortschaft ist zuständig für die öffentliche Verwaltung der *encargaturas*. Ostula konsolidiert die Sicherheit in ihrem Territorium und stärkt dabei ständig die benachbarten Ortschaften. Das Ziel ist, die Küsten- und Gebirgsregion in einen produktiven und friedlichen Lebensraum zu verwandeln. Auf dem zurückgewonnenen Land gründete Ostula die Siedlung Xayacalan. Hier werden statt Marihuana und Mohn inzwischen Papaya, Hibiskus, Melone, Tamarinde und Mais angebaut. Auch die vom organisierten Verbrechen in dieser Region hinterlassenen geheimen Massengräber gehören der Vergangenheit an.

### **Methodologie und kollaborative Forschung**

Das hier vorgestellte Projekt ist nicht nur Teil einer lang angelegten Forschung, die sich über zehn Jahre erstreckte. Es ist auch das Ergebnis verschiedener methodologischer Erfahrungen. Da ist zum einen die historische und anthropologische Forschung. Sie ermöglichte es mir, mich in der Gemeinschaft zu bewegen, Spezifika kennenzulernen, um Hinweise zu finden, mit denen der Ursprung der Gewalt analysiert werden kann. Dabei ging es vor allem darum, zu ergründen, wie sich die feste Überzeugung entwickelte, das Territorium zu verteidigen. Der Stolz, der indigenen Nahua-Gemeinschaft anzugehören, ist zweifelsohne Teil dieser Stärke.

Zum anderen handelt es sich um eine investigative journalisti-

sche Arbeit, bei der ich auch Ressourcen wie Fotografie und Video eingesetzt habe. Schließlich musste ich mich mit der Methodologie der Historisierung auseinandersetzen. Das heißt, zu verstehen, wie eine soziale und politische Praxis zu einem von allen genutzten Mittel für die historische Reflexion wird: Dazu gehört immer wieder – und nicht immer in einem formalen Umfeld – verschiedenen Menschen zuzuhören, die unterschiedliche Momente der Kämpfe im letzten Jahrzehnt miterlebt haben. Wichtig war mir, der Gemeinschaft eine Auswahl meiner Arbeiten zurückzugeben, um ihre Ideen und Einschätzungen festzuhalten. Der Höhepunkt dieser Ausstellung war deshalb der Moment, in dem viele Menschen sie sahen und ihre Herzen öffneten, um ihre Gedanken dazu mit mir zu teilen. Dies ist auf jeden Fall die treibende Kraft hinter diesem Projekt und für alle folgenden Vorhaben.

*Übersetzung aus dem Spanischen von Dorothea Hemmerling*





Mitte 2015 gelang es einer großen Bewegung aus Selbstverteidigungsgruppen, gemeindebasierten Wachen und Polizist:innen, sich in der Küsten- und Gebirgsregion in Michoacán zu konsolidieren. Menschen aus den Landkreisen Aquila, Coahuayana und Chinicuila erreichten in wenigen Monaten, was die staatliche Kommunalpolizei nie geschafft hatte: Der Gewalt ein Ende zu bereiten und der Bevölkerung ein Gefühl der Sicherheit zu geben, dass es vielleicht im damaligen Ausmaß nie wieder geben wird.

»Sie kämpfen dafür, dass sich die Situation in diesem Territorium zum Besseren wendet, auch im Hinblick auf die Sicherheit. Auf diese Weise wird auch der Tourismus zunehmen, eine unserer wichtigsten Einnahmequellen. Dank dieser Menschen hat sich die Lage verbessert.« (Gabriel)

In jenen Monaten waren die Operationen gegen die Reste der Tempelritter in dieser Region allgegenwärtig. In jedem Winkel dieses riesigen Territoriums waren Elemente dieser großartigen Koordination präsent. Es gelang ihnen, die Angst abzulegen. Die Menschen kamen wieder aus ihren Häusern, sie kehrten zu einem friedlichen Leben zurück, Handel und Tourismus lebten wieder auf, es herrschte Ruhe und Gelassenheit in den Familien. Dies geschah trotz des Schmerzes, den sie durch den Verlust von Familienangehörigen oder durch die bloße Tatsache, unter dem Terror der organisierten Gewalt gelebt zu haben, erlitten hatten. In diesem befreiten Gebiet war nun rege Betriebsamkeit zu beobachten: Die Menschen lachten wieder, nachdem sie sich lange Zeit nur mit gesenktem Kopf auf die Straße getraut hatten.

»Für mich ist das Territorium unsere Gemeinschaft, man muss es verteidigen, seine Machete, seinen Stock in die Hand nehmen und nach Xayacalan gehen, das ist der Schlüsselpunkt.« (Gabriel)

»Das Territorium verteidigen heißt nicht nur »ich werde dieses Stück Land verteidigen«. Es ist mehr als das. Wenn du das Land verteidigst, ist da auch der Fluss und vom Fluss kommt das Essen. Wenn du das Land verteidigst, pflanzt du deine Bäume und isst ihre Früchte, das Land ernährt uns und gibt uns den Lebensunterhalt.« (Rosario)



Einer der kleinen Landeigentümer, die in das jetzt wiedergewonnene Land eingedrungen waren, war Federico González, alias Lico. Er behauptete, Eigentümer von fast 1250 Hektar fruchtbarem Land in Caguamancera zu sein. Zu diesem Land gehören auch zwei Kilometer unberührter Strand, an dem González sich einen Whirlpool baute. Zusammen mit seinem örtlichen Verbündeten Mario Álvarez, alias Chacal, der für die Institutionelle Revolutionäre Partei (PRI) zweimal Aquilas Bürgermeister war, veranstaltete er große Feste. Der Chacal schuf die Voraussetzungen dafür, dass die politische und kriminelle Macht in der Region dominieren konnte.

Vor der Kulisse des Whirlpools legten auch Tausende von Booten mit Kokainladungen aus Kolumbien an. Das Kokain wurde dann auf dem Landweg in die Vereinigten Staaten transportiert. Auf diese Weise konsolidierte er eine der unsichtbarsten, aber ertragreichsten Handelsrouten, die es in den letzten 25 Jahren gegeben hat. Zuerst war es das Milenio-Kartell, dann dominierten für eine kurze Zeit die Zetas. Letztendlich setzten sich die kriminellen Organisationen der Familia Michoacana und der Tempelritter durch. In dem Gebäude, in dem die Partys stattfanden, wurde eine noch nicht genau bekannte Zahl von Menschen ermordet und gefoltert. Inzwischen haben die verstrichene Zeit, die Wirbelstürme und die wild wachsende Natur ihre Spuren hinterlassen. Das Gebäude ist zu einer Art Mahnmal für das geworden, was sich nicht wiederholen soll.

Auf dem von Lico beanspruchten Land liegt heute die Siedlung namens Xayacalan. Es gibt Schulen und landwirtschaftliche Nutzflächen. Hier bauen sich Hunderte von Familien ein neues und friedliches Leben auf. Nur einer der Drahtzieher der Gewalttaten ist noch am Leben: Der kleine Landeigentümer Federico González sitzt in einem Hochsicherheitsgefängnis im Bundesstaat Nayarit. Die Anklage lautet auf Mord an mindestens 30 Menschen. Der Chacal wurde im August 2019 in der Stadt Colima getötet. Dieser Mord ist bis heute nicht aufgeklärt.

»Wir sind jetzt hier, jetzt sind wir dran. Mein Bruder war einer der sozialen Aktivist:innen dieser Gemeinde. Viele sagen, dass er ein sehr guter Mensch war. Er wollte das, was wir jetzt erleben: diese Organisation, diese Ruhe.« (Gregorio)



Nach und nach haben die Frauen von Ostula ihre Rolle in den Entscheidungsprozessen der Gemeinschaft gefestigt. Es war nicht leicht, denn wie in vielen anderen Dorfgemeinschaften hat die Vorherrschaft der Männer die zentrale Rolle der Frauen verschleiert.

Spätestens seit 2014 melden sich immer mehr Frauen in den Versammlungen zu Wort, integrieren sich in die gemeindebasierte Wache oder übernehmen Ämter in der internen Führungsstruktur der Dorfgemeinschaft. Die Frauen kämpfen jedoch weiterhin an zwei großen Fronten: Zum einen kämpfen sie für das Überleben der Gemeinschaft und zum anderen für eine gleichberechtigte Teilhabe an den Entscheidungsprozessen und den verschiedenen Bereichen des öffentlichen Lebens der Gemeinschaft.

»Wir sind es, die alle Männer, die zur Blockade gehen, bekochen und ernähren. Ohne das Essen, das wir zubereiten, ohne die Fürsorge, die wir unseren Männern zukommen lassen, könnte der Kampf nicht aufrechterhalten werden. Wir sind der Kampf, der nicht zu sehen ist, der aber existiert.« (Rosario)

»Die Frauen geben nicht auf und arbeiten hart.« (Gabriel)

Anfang Juli 2015 kam es zu einem Prozess der Landzuteilung. Ein Versprechen, das bei der Rückgewinnung des Landes im Jahr 2009 gegeben worden war. Endlich waren die Voraussetzungen geschaffen, damit die Gemeinschaft nach der Verteidigung ihres Territoriums in Ruhe über den nächsten Schritt nachdenken konnte: seine landwirtschaftliche Nutzung.

Als die comuneras und comuneros die weitläufigen 104 Hektar zuge teilten Landes abschritten, standen die Frauen an der Spitze dieses Agrarverfahrens. Jeweils zwei Hektar wurden an 52 Familienvertreter:innen verteilt. Die ersten waren 25 Frauen. Sie reagierten darauf voller Freude und antworteten mit den folgenden Worten:

»Ich verspreche, dieses Land zu bewirtschaften und es nicht anderen zu überlassen, es nicht zu verpachten und nicht zu verkaufen. Sollte ich dazu nicht in der Lage sein, werden meine Kinder das Land bearbeiten. Sollten sie es nicht tun, wird das Land an die Gemeinschaft zurückgegeben.«



Dieses Foto habe ich aufgenommen, als Sara 15 Jahre alt wurde. Ihre Freundinnen standen ihr während der gesamten Geburtstagsfeier hilfreich zur Seite. Sie gestattete es mir, sie auch in intimen Momenten wie diesem zu fotografieren. Seitdem verbindet uns eine sehr vertrauensvolle Beziehung.

Sara ist die Tochter von Teódulo, eine der ermordeten Führungspersonen der Gemeinde. Insgesamt sind es vier Geschwister: Sara und ihre drei Brüder. Vielleicht gibt ihr deshalb – jetzt, da ihr Vater nicht mehr lebt – die enge Bindung zu ihrer Mutter viel Kraft. Freilich war am Tag ihrer 15. Geburtstagsfeier die stärkste Präsenz die Leere, die der Vater hinterlassen hat. Er konnte nun nicht mehr mit seiner Tochter den traditionellen Walzer tanzen, wie er es versprochen hatte.

Aber ihre Tanten und Onkel waren für sie da: Als das Foto von Teódulo großformatig projiziert wurde, umarmten sie sich und weinten zusammen. Jetzt wird Sara bald 19 Jahre alt und hat den Wunsch zu studieren, aber die Dorfgemeinschaft nicht zu verlassen. Sie möchte etwas tun, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, aber ohne weggehen zu müssen.



Das System der religiösen Ämter innerhalb der Gemeinschaft ist ein sorgsam gehütetes traditionelles Netz. Es ist nicht üblich, dass Außenstehende an den religiösen Zeremonien oder der Erneuerung von Ämtern teilnehmen. Der Blick von außen erregt Misstrauen, denn das Wissen der indigenen Bevölkerung wurde in der Regel zu ihrem Nachteil ausgenutzt.

Die symbolischen Repräsentationen basieren auf Objekten, die charakteristisch für die Umgebung sind. Die religiösen Gesänge und Tänze der Bevölkerung sind indes eine Mischung aus verschiedenen Strömungen, die sich in den mehr als 500 Jahren ihres Bestehens als Gemeinschaft entwickelt haben.

»Wenn es ein religiöses Fest gibt, besuchen uns verschiedene Gemeinden. Es können Leute dabei sein, die wir lange nicht gesehen haben, aber während des Festes sehen wir sie oder wir wissen, dass sie auf einem der großen Feste dabei sein werden.« (Yolanda).

Der *Xayacate* ist der Krieger, der dafür sorgt, dass die Gemeinschaft geeint und stark bleibt, um jedweder Herausforderung zu begegnen. Das Wort stammt von *xayacatl* und in Nahuatl bedeutet es wörtlich »Maske«. Vor allem bezieht es sich aber auf die Bedeutung, die auf den Schutz des Gesichts und in gewisser Weise auf die Kollektivierung der Identität verweist. Es ist kein Zufall, dass die neue, am 29. Juni 2009 gegründete *encargatura* den Namen Xayacalan – »Land der *Xayacates*« – trägt. Diejenigen, die das Gemeindeland von mit dem organisierten Verbrechen verstrickten Besetzer:innen zurückgewonnen haben, stärken jetzt die Gemeinschaft und stellen die bäuerliche und indigene Identität wieder her. Dieser Prozess der Rückgewinnung der Ländereien gelang trotz der Interessen der politischen Parteien, Kartelle und der Megaprojekte. Er ist zudem Teil eines Kampfes gegen die kapitalistische Plünderung gewesen, die in der Region mächtige wirtschaftliche Interessen verfolgt.



Ich erinnere mich nicht mehr, wann es das erste Mal war. Es war wie im Traum: Ich kam von den *encargaturas* der Gebirgsregion an die Küste, ich sah das weite Territorium, für das die *comuneras* und *comuneros* so hart gekämpft hatten.

Ich folgte dem Lauf des Flusses Ostula hinunter zum Meer. Vor mir erblickte ich Hunderte von Palmen. Bevor ich das Meer erreichte und den Strudel sah, in dem Süßwasser und Salzwasser aufeinandertreffen, begann die Sonne sich zurückzuziehen und die Wellen wurden größer.

Es war ein zeitloser Moment, in dem Pelikane und Reiher den Himmel durchkreuzten, während sich die Menschen im Schatten einiger noch nicht so hoch gewachsener Kokospalmen ausruhten. Das war der Traum vom Paradies.

»Ich möchte, dass meine Kinder eine Kindheit erleben, wie ich sie hatte: Wir gehen am Strand spazieren, wir gehen am Fluss entlang, wir schwimmen im Fluss und alles ist ruhig. Das ist leben und frei sein, dich in deiner Gemeinschaft frei zu bewegen.« (Yolanda)



In den zehn Jahren, in denen ich diese Dorfgemeinschaft besucht habe, war ich immer beeindruckt von ihrer Fähigkeit, das Land fruchtbar zu halten. Sogar in Zeiten, in denen viele *comuneros* und *comuneras* aufgrund der ungezügelten Gewalt ihre Parzellen nicht bewirtschaften konnten, weil sie vertrieben oder ermordet wurden, versuchten die Familien stets, ihre Ernten einzubringen: Mais, Papaya, Tamarinde, Hibiskus, Sesam, grüne und rote Tomaten, Mangos und Gemüse.

»Wir haben den Fluss Ostula, deshalb können wir das Land bestellen. Unser Boden ist fruchtbar, wir sind reich gesegnet.« (Gabriel)

Nach einem Jahrzehnt der Gewalt, des Kampfes und des Wiederaufbaus hat sich die Gemeinschaft ihre einfache Lebensweise bewahrt. Das zeigt zum Beispiel ein mit Tamarinde gefüllter Bottich. Er steht für die Jahreszeit, in der die Menschen überall in den Innenhöfen ihrer Häuser sitzen und das Fruchtfleisch aus der Tamarinde herausschälen. Dieses wird dann in 50-Kilo-Säcken verpackt und auf den Großmärkten der Bundesstaaten Colima, Jalisco und Michoacán verkauft.



Luis ist ein junger Bauer, der unschlüssig ist, ob er die Dorfgemeinschaft verlassen soll oder nicht, um seine Ausbildung fortzusetzen. Aber eins ist ihm klar: Der Reichtum der Gemeinschaft gründet sich in erster Linie in der Fähigkeit der Gemeinde, aus eigener Kraft zu leben und von niemandem abhängig zu sein, um weiterzumachen. Es ist das, was Ostula auszeichnet: Die Leute kennen sich mit ihrer Arbeit aus und wissen, die Früchte der Erde zu schätzen.

»Es gibt bereits viele junge Menschen, die ihr Studium abgeschlossen haben, die ausgebildet sind. Wir laden sie ein, uns zu unterstützen und der Gemeinschaft mit dem Entwicklungsplan eine neue Richtung zu geben, um die natürlichen Reichtümer unserer Gemeinde gut zu nutzen. Ich meine diejenigen, die Biologie, Agronomie und Tourismus studiert haben.« (Gregorio)

Stellen wir uns im Traum ein Paradies oder – wie mein verstorbener Geschichtsprofessor Jan de Vos sagen würde – ein Land vor, in dem Träume gesät werden: Ein Haufen Menschen, die bereit sind, die Tatsache zu verteidigen, dass sie Teil einer Umgebung sind, die genauso kontrastreich wie unvorhersehbar ist. An einigen Stellen gibt es Wasserfälle und natürliche Wasserbecken, an anderen ausgedehnte Palmenhaine. Von den Palmen können wir Kokosnüsse pflücken, die uns ihren Fruchtsaft anbieten, der die schwüle Hitze in der Zeit vor Beginn der Regenfälle lindert.

Wenn der amerikanische Traum existiert, dann zweifellos auf den Ländereien, die Ostula verteidigt hat. Hier keimt etwas, was ein würdiges Modell mit landesweiter Bedeutung sein könnte.



Das indigene Mexiko hat die letzten 100 Jahre mit der Losung des mexikanischen Revolutionshelden Emiliano Zapata gelebt: »Lieber aufrecht sterben, als auf Knien leben«. Dieser Satz passt zu Ostula: standhaft und bereit, das eigene Leben zu opfern. Mehrere derjenigen, die den Traum von der Rückgewinnung der Ländereien initiierten, haben dies mit ihrem Leben bezahlt. Vielleicht ist deshalb Zapata auf den Uniformen der gemeindebasierten Wache abgebildet.

Allerdings gibt es keine Garantie dafür, dass die Gemeinschaft nicht durch neue Bedrohungen erschüttert wird. Sie muss auf allen Ebenen vorbereitet bleiben. Insbesondere gilt es dafür zu sorgen, dass die Jugendlichen nicht die gleichen Verhaltensweisen an den Tag legen, die in der Vergangenheit zum Aufstieg krimineller Organisationen führten.

Letztendlich basiert der Kampf darauf, den autonomen Horizont zu konsolidieren. Für dieses Ziel scheint sich die gesamte Gemeinschaft einzusetzen. Dazu gehört auch, sich von konjunkturellen Bündnissen mit politischen Parteien zu distanzieren, bei denen es darum geht, die Kommunalregierung von Aquila zu kontrollieren. Mittels solcher Bündnisse sollten in der Vergangenheit Gewaltscenarien vermieden werden. Eine Strategie, die sich als verheerend erwiesen hat.

Ostula ist eine indigene Gemeinschaft, die in einem immensen Territorium lebt, das aus einer Gebirgsregion und einem langen Küstenstreifen besteht. Sie verteidigt ihr Territorium, verhindert den Bau eines Hotelkomplexes und eines Hafens, zerschlägt eine blutrünstige kriminelle Organisation, schafft es, den Einfluss der politischen Parteien in Schach zu halten und ihre eigenen traditionellen Sicherheitsstrukturen aufrechtzuerhalten. Der Fall Ostula ist eine Art Radiografie für den Zustand Mexikos.

»Ich stelle mir eine geeinte Gemeinschaft vor, in der es den politischen Parteien nicht gelingt, uns zu desorganisieren, in der sie uns nicht dazu bringen, uns untereinander zu bekämpfen. Geeint, so soll unsere Gemeinschaft sein.« (Gabriel)

## Der multimediale Journalismus im Kontext des Mexikanischen »Drogenkrieges«

»Ejecutómetro: Der »Exekutionszähler« ist unmenschlich, zynisch und schädlich. Ich schreibe in meinen Reportagen lieber über das Schicksal richtiger Menschen mit wirklichen Namen. Die Journalisten, die nur Statistiken veröffentlichen, lassen die Geschichten der Getöteten in Vergessenheit geraten.«

— Javier Valdez (mexikanischer Journalist, ermordet 2017)

### I

Auf den ersten Blick erzeugt extreme Gewalt Ohnmacht und Chaos. Sie betäubt und verstört ihre Beobachter:innen. Auch Opferzahlen sind wenig aussagekräftig, wenn die Verstrickungen eines Konfliktes unklar, die Standpunkte und Absichten der Akteur:innen nicht genau umrissen sind; vor allem, wenn aufgrund übersteigerter Grausamkeit und scheinbarer Sinnlosigkeit der Gewalttaten die Fragen nach der Gegebenheit und dem Zweck der systematischen Anwendung von Gewalt in den Hintergrund treten. Zusätzlich haftet der end- und gesichtslosen Wiederholbarkeit anonymen Opferstatistiken scheinbar etwas Mechanisch-Unvermeidbares an. Der Schockeffekt und die moralische Entrüstung, welche die Gewaltdarstellungen bei Betrachter:innen hervorrufen, bedingen das Verständnis des Konfliktgeschehens und bilden somit auch den Rahmen für die (möglichen) Ausprägungen des Politischen, also der gesellschaftlichen Formgebung.

»Eine Wahrheitskommission in Realzeit«: mit diesem zutreffenden Begriff hat die mexikanische Journalistin Marcela Turati (2013) einmal die Unmittelbarkeit, Vorgehensweise und Zielsetzung gefasst, die ihre journalistischen Arbeiten prägen. Ihre

Reportagen sind dabei repräsentativ für ein marginales aber bedeutsames Segment der mexikanischen Medienlandschaft. Dort trägt der investigative und narrative Journalismus maßgeblich zur Erklärung und Aufklärung der gegenwärtigen Konflikte bei. Dieser Journalismus kommt somit den Aufgaben nach, die eigentlich von staatlicher Seite erfüllt werden müssten. Hierbei berühren die Veröffentlichungen unabhängiger Journalist:innen ökonomische Interessen, vor allem, wenn sie die Komplizenschaft von organisiertem Verbrechen, produktivem Sektor und staatlichen Akteuren durchschaubar machen.

Im Folgenden soll der multimediale Journalismus vor dem Hintergrund der Frage, was Gewalt sichtbar oder unsichtbar macht, vorgestellt werden. Unter dieser neueren Form des unabhängigen Journalismus kann die Arbeit interdisziplinärer Kollektive verstanden werden, welche auf interaktiven Webseiten zugänglich gemacht wird. Neben den politisch relevanten inhaltlichen Aspekten sollen hier auch die innovativen Erzählstrategien vor dem Hintergrund der Darstellbarkeit von Gewalt im mexikanischen Kontext beleuchtet werden. Um diese neuere Form des investigativen und narrativen Journalismus besser zu verorten, ist es zunächst wichtig zu klären, dass Journalismus nicht als Abstraktum, sondern nur als Summe entsprechender Text- und Medienformate existiert. Im Kontext der Kommunikation *über* und *durch* Gewalt bietet es sich somit an, einerseits den Zeichencharakter von Gewalt zu umreißen und andererseits bestimmte Phänomene der mexikanischen Medienlandschaft zu unterscheiden, denn nur vor diesem Hintergrund lassen sich die ausgewählten Projekte des multimedialen Journalismus begreifen. Erst durch den Kontrast divergierender Sichtweisen wird der journalistische Beitrag zur Konstituierung von Öffentlichkeit, also auch zur Konstruktion des Politischen, d. h. zur Sichtbarkeit ungelöster sozialer Konflikte und zur Darstellung der ausstehenden Forderungen nach Gerechtigkeit, deutlich. Um dies zu leisten, durchkreuzt der multimediale Journalismus die dominanten Repräsentationsformen und entwirft neue Perspektiven auf die vorherrschende Gewalt.

Journalismus ist zudem eine Art der Selbstbeschreibung der Gesellschaft, also symptomatisch dafür, was öffentlich gesagt oder

gezeigt, und dadurch für das politische Handeln als relevant wahrgenommen werden kann. Hinzugefügt sei, dass dieser Prozess der Selbstbeschreibung im Falle von Anwendung exzessiver Gewalt unterbrochen und modifiziert wird. Gewalt zersetzt soziale Strukturen und verändert ihre Ordnung. Dem Erzählen oder Zeugnis Ablegen kann also eine wichtige Funktion in Gewaltkontexten beigemessen werden, wenn es um die Ermittlung von Sinn, Absicht, Auswirkung oder Veränderung – seien sie nun psychologisch oder sozial, individuell oder kollektiv – aufgrund von Gewalt geht.

## II

Gegenüber der Vereinfachung, Verklärung oder Manipulation, die in Mexiko oft die offiziell-staatliche Perspektive kennzeichnen, besteht die Lesart von unabhängigem Journalismus darin, die Geschichten der Opfer in den Vordergrund zu rücken. Somit wirkt der Journalismus der Logik des »es wird schon seinen Grund gehabt haben« (*»por algo será«*), also der Normalisierung der Gewalt und der Kriminalisierung der Opfer, entgegen. Neben den Initiativen der Angehörigen der Opfer – wie etwa Demonstrationszügen, Besetzungen des öffentlichen Raums, kollektives Durchkämmen ganzer Landstriche auf der Suche nach Massengräbern oder Errichten von Mahnmalen – verschafft diese Art des Journalismus den Opfern erst Sichtbarkeit und Geltung im öffentlichen Diskurs.

Im sogenannten »Drogenkrieg« steht Journalismus zwischen den Fronten, eben dort, wo sich Staat und kriminelle Banden die Deutungshoheit über Gewalt streitig machen. Es handelt sich dabei um einen Staat, der nach mehr als 70-jähriger Einparteiherrschaft zu Anfang des Millenniums aus der Tradition eines autoritären Dekretierens beginnt, demokratische Strukturen zu entfalten und sich unvermittelt in einer Situation wiederfindet, in der das organisierte Verbrechen »eine dominante Symbolsprache im Kontext einer Krise der Regierbarkeit entwickelt«, wobei diese »Krise der Regierbarkeit eine[r] Krise der Kommunikation entspricht: die Regierung ist nicht mehr imstande, die Informationsagenda zu bestimmen« (Villoro 2010).

Neben diesen Entwicklungen kann man eine prekäre Pluralisierung der Medienlandschaft beobachten. Begreift man Journalismus noch als »vierte Gewalt« – also nicht als Öffentlichkeitsarbeit oder Infotainment – so ist die Tatsache alarmierend, dass Mexiko weltweit an zweiter Stelle steht, was Gewalt gegen Journalist:innen anbelangt. Hinzu kommt, dass »das Gros der Gewalt von staatlichen Institutionen ausgeht« (Hernández 2020). Seit dem Jahr 2000 wurden mehr als 130 mexikanische Journalist:innen aufgrund der Ausübung ihres Berufs ermordet (Artículo 19 2020), und dabei handelt es sich um eben jene Journalist:innen, die über sozial und politisch relevante Vorgänge berichten. Weiterhin ist bezeichnend, dass diese Verbrechen gegen Journalist:innen weder polizeilich ermittelt noch strafrechtlich geahndet werden, so dass der mexikanische Staat eine unmissverständliche Botschaft an kritische Berichterstatte:r:innen sowie an ihre potentiellen Mörder sendet. Wie auch im Hinblick auf die zahllosen Opfer des »Drogenkriegs« führt das Nicht-Aufklären von Gewaltverbrechen und die vorherrschende Straffreiheit zu der Vorstellung der Unantastbarkeit der Täter.<sup>1</sup>

Vor diesem Hintergrund lässt sich beobachten, dass staatliche Akteur:innen sehr um eindeutige Kommunikation bemüht sind: nicht nur im Hinblick auf die stetig wiederholte Botschaft, den Konflikt unter Kontrolle zu haben, z. B. regelmäßig vormals mythifizierte Hintermänner der Kartelle dingfest zu machen oder die militärische Kontrolle einschlägiger Regionen unter Beweis zu stellen und somit medial spektakulär inszenierte Beweise für erfolgreiche Verbrechensbekämpfung vorzulegen. Ebenso geht es dem Staat um eine polarisierende Abgrenzung zum organisierten Verbrechen. Diese Trennung zwischen staatlichen und kriminellen Akteur:innen erweist sich jedoch bei genauerem Hinsehen häufig als unhaltbar. Das organisierte Verbrechen kann nicht ohne die Komplizenschaft der Sicherheits- und Verwaltungsapparate operieren. Indem der investigative Journalismus über korrupte Ver-

1 Die NGO *Reporter ohne Grenzen* geht davon aus, dass in 98 % der Fälle von Gewalt gegen Journalist:innen Straflosigkeit herrscht. Auch die von der Organisation an den mexikanischen Staat gerichteten Empfehlungen vermitteln ein klares Bild davon, was die Unterlassungen und Anfeindungen gegenüber Journalist:innen seitens der aktuellen Regierung anbelangt (Reporters 2020: web).

strickungen berichtet, lässt er eben jene beabsichtigte diskursive Trennung von kriminellen und staatlich legitimierten Akteur:innen zusammenbrechen (Hernández 2019).

Vielfach ist kritisiert worden, dass die staatlichen Sicherheitskräfte das organisierte Verbrechen als operative Fiktion inszenieren. Allein der propagandistische Begriff des »Drogenkriegs« gaukelt vor, dass sich Staat und Verbrechen – also Gut und Böse – sauber getrennt und frontal gegenüberstehen. Diese Polarisierung hat im öffentlichen Diskurs zeitweise dazu geführt, die kritisch-reflektierte Auseinandersetzung mit der Militarisierung Mexikos unmöglich zu machen. Auch lässt sich beobachten, dass kriminelle Akteur:innen als »Andere« im öffentlichen Diskurs durch spezifische Klischees Wiedererkennbarkeit erlangen. Hier ließe sich von der diskursiven Konstruktion eines klar definierten Feindbildes sprechen. Diese imaginäre Dimension des Konflikts, die auch in der Sensationspresse und der Unterhaltungsindustrie ein massives Echo findet (Zavala 2018; Sperling 2019), schlägt sich etwa in der reduktionistischen Figur des »Narco«<sup>2</sup> mit Attributen wie einem bestimmten Kleidungsstil, der Vorliebe für auffällige Autos und ostentativ exzentrischen Konsumgewohnheiten nieder.<sup>3</sup>

- 2 Wer sich aktuell mit Lateinamerika beschäftigt, kommt um das Wort *narcotráfico* bzw. *narcotraficante* und dessen Präfix *narco* nicht herum. Erstere stehen im Deutschen für Drogenhandel bzw. Drogenhändler, und fanden in Mexiko in den 1950er Jahren erstmals Verbreitung. *Narcotraficante* beschreibt ursprünglich all jene, die mit irgendeiner illegalen psychoaktiven Substanz handelten, während der *narcotráfico* die Gesamtheit all der Geschäftsphasen rund um jene Substanzen benennt. Ab den 1970er Jahren wurde der Begriff von den mexikanischen Medien immer häufiger und wird heute geradezu inflationär gebraucht. Dabei ist die Verwendung oftmals losgelöst von der konkreten illegalen Tätigkeit und beschreibt im allgemeinen Sprachgebrauch nicht mehr allein den Handel mit Drogen, sondern steht in Form seines Präfix *narco* stellvertretend für jedmögliche kriminelle organisierte Aktivität. [Anmerk. d. Herausgeber:innen]
- 3 Teil dieser Konstruktion ist auch eine stereotype Form der Ganovensprache, die durch die mexikanische Mainstreampresse verbreitet wird und somit zunehmend in die Alltagssprache eingesickert ist (Saldívar Arreola 2014). Wie auch die besagten Klischees des »Narco« stellt die imaginierte Ganovensprache eine Art »Allgemeinwissen« dar, mit dem das Phänomen des »Drogenkriegs« vorgestellt wird (Escalante Gonzalbo 2012: 56–68). Die fiktive Dimension des organisierten Verbrechens hat auch einen wertend-moralischen Aspekt:

Diese weit verbreiteten Wahrnehmungskategorien tragen auch zur Stigmatisierung des »Anderen« bei und sind Teil des Versuchs, das Gewaltproblem in das polarisierende Schema von Legalität und Illegalität zu pressen. Bezeichnenderweise werden die besagten imaginären Feindbilder auch in der Vorbereitung von Soldat:innen zur Identifizierung des »Feindes« verwendet (Rea-Ferri 2019). Zudem hat diese Konstruktion zusammen mit der Vorstellung der Fragmentierung der Kartelle zur offiziellen Erzählung geführt, dass es sich bei den Opfern um Mitglieder krimineller Banden – also ausschließlich jene entmenschlichten »Anderen«, die außerhalb der Gesetze stehen – handelt, die sich untereinander bekämpfen und umbringen. Im Gegensatz dazu stellt die Sichtbarkeit der Erfahrung der Opfer, die durch den multimedialen Journalismus erreicht wird, die Unterscheidung zwischen Gut und Böse in Frage und entzieht der Militarisierung die narrative Grundlage.

Ein weiterer semantischer Aspekt der Gewalt des »Drogenkriegs« ist die Kommunikation seitens der kriminellen Banden. So richten diese beispielsweise mit an Fußgängerbrücken angebrachten Transparenten (*narcomantas*) Botschaften an Politiker:innen und Sicherheitskräfte, an die Bevölkerung im Allgemeinen oder auch an andere kriminelle Gruppierungen. Häufig nutzt das organisierte Verbrechen jene Transparente, um die Komplizenschaft zwischen lokalen Sicherheitskräften und anderen kriminellen Gruppierungen öffentlich anzuprangern (Maihold 2015: 212–224). Auch durch das Aufhängen oder Verstreuen verstümmelter Leichen im öffentlichen Raum werden Einflussgebiete markiert sowie die Bevölkerung und Sicherheitskräfte eingeschüchtert.

Diese Horrorszenarien, die sich durch die bewusste Inszenierung exzessiver Gewalt ergeben, sind Strategien der Vereinnahmung des öffentlichen Raums. Nachdem beispielsweise ein

beispielsweise verbreiten sich Begriffe wie »*levantón*« (wörtlich: »Aufheben« oder »Mitnehmen«), die den eigentlich bezeichneten Sachverhalt von Entführung und Ermordung verdecken (Astorga 2016: web), und die Rationalität des gesetzlosen Tötens nicht nur ausdrücken, sondern auch verharmlosen und normalisieren. Die Desensibilisierung gegenüber Gewalt und das Fehlen des Mitgefühls mit den Opfern lassen sich somit bis in die alltäglichen Formen der Sprache verfolgen (Reguillo 2010: web).

enthaupteter Körper am Rand einer Hauptverkehrsader zur Schau gestellt wird, sind jene daraus erfolgenden traumatischen Eindrücke aus der kollektiven Erinnerung kaum zu tilgen. Raum erfährt durch extreme Gewalt eine Umdeutung: der Raum alltäglicher Erfahrung wird zum Raum, in dem das organisierte Verbrechen seine traumatisierende Gegenwart einschreibt. Neben diesen Kommunikationsformen greifen die Drogenkartelle noch durch Videobotschaften im Internet, propagandistische Lieder (*narcocorridos*) oder die Zensur lokaler Medien in den öffentlichen Diskurs ein (Campbell 2014: 67).

Auch wenn sich keine einheitliche Resonanz dieser Phänomene in den Medien ausmachen lässt und sich die unterschiedlichen Kommunikationsstrategien der im Konflikt jeweilig amtierenden Regierungen differenzieren ließen,<sup>4</sup> können dennoch einige aufschlussreiche Aspekte kommentiert werden. Vor allem in den ersten Jahren des »Drogenkriegs« (2006–2012) kann man beobachten, dass Medien vollkommen ungefiltert Aufnahmen von Massakern oder an Brücken aufgehängten gefolterten Körpern veröffentlichen. Somit trugen sie maßgeblich zur Verbreitung und Verstärkung des von den Tätern beabsichtigten Schockeffekts bei.<sup>5</sup> Dieser führt bekanntlich zur Desensibilisierung, also auch zur Normalisierung der Gewalt, zum Abstumpfen der Beobachter:innen und dem Ausbleiben von Empathie mit den Opfern. Die obszöne Zurschaustellung spektakulärer Gewalttaten in den Massenmedien

- 4 Für deutschsprachige Leser:innen analysiert Timo Dorsch (2019) die Kommunikationsstrategien und den Umgang mit der Pressefreiheit der amtierenden Regierung von Andrés Manuel López Obrador. Auch das kurze Interview mit Anabel Hernández (2020) gibt Einblicke in die unverändert kritische Situation, der sich unabhängige Journalist:innen in Mexiko ausgesetzt sehen.
- 5 Die Berichterstattung über Gewalt hat weitere symptomatische Facetten: so ist die mexikanische Sensationspresse dafür berüchtigt, die Betrachter:innen der Titelblätter einer »Pädagogik der Grausamkeit« zu unterziehen. Das Titelblatt von *Universal El Gráfico*, eines der auflagenstärksten Blätter Mexikos (Castillo Rosas 2013: web), arrangiert beispielsweise alltäglich die Fotografien eines Gewaltopfers und einer halbnackten Frau mit einem zynischen Wortspiel in der Schlagzeile zu einer Horror-Erotik-Collage. Die Opfer zum Gegenstand morbiden Humors zu machen ist offensichtlich ein weiterer Faktor in der Desensibilisierung gegenüber Gewalt.

ist damit ein bestimmender Faktor bei der Legitimierung der Militarisierung Mexikos.

### III

In Mexiko hängt das Budget sowohl großer Tageszeitungen als auch der regionalen Presse von der Veröffentlichung von Parteiwerbung und Propaganda ab.<sup>6</sup> Somit ist die Entscheidung der Redaktionsleitung darüber, welche Geschichten recherchiert und veröffentlicht werden können, häufig ökonomisch motiviert. Genuin kritische Berichterstattung ist unter diesen Umständen undenkbar. Zu dieser Einschränkung der Pressefreiheit kommt im Kontext extremer Gewalt das Phänomen der (Selbst-)Zensur. Der Sammelband *Romper el silencio* (wörtlich: *Das Schweigen brechen*) enthält 22 Erfahrungsberichte von Journalist:innen, die erzählen, wie sie von Sicherheitskräften und Verbrecherbanden bedroht und verfolgt werden. Das Spektrum umfasst hierbei Angebote, die Journalist:innen auf die Lohnliste der Politiker:innen oder der Mafia zu setzen, um somit ihr Schweigen oder tendenziöse Berichterstattung zu erkaufen, bis hin zu Verhaftung und Gefängnis, Nachstellen und Entführung, Todesdrohungen oder Attentate gegen Journalist:innen und ihre Familien. Wenn man davon ausgeht, dass die Möglichkeit kritischen Journalismus zu betreiben, ein Merkmal einer demokratischen Gesellschaftsordnung ist, dann lassen diese Formen der Gewalt an der Erzählung der demokratischen Wende Mexikos starke Zweifel aufkommen.

Wie die Herausgeber:innen von *Romper el silencio* im Vorwort erklären, sollte das Buch ursprünglich den Titel »Geographie des Schweigens« tragen. Die Mehrzahl der Erfahrungsberichte stammt

6 Diese Situation führt zu einer quasi Monopolstellung einiger Konsortien und macht dem unabhängigen Journalismus jegliche Breitenwirksamkeit unmöglich. Einen kritischen Einblick in die vollkommen intransparente staatliche Mittelvergabe durch Werbegelder an den privaten Mediensektor, vor allem an Fernsehkanäle und große Tageszeitungen, bietet *Reporter ohne Grenzen*. Die Organisation kommt unter anderem zu folgendem Schluss: »Frappierend bei der Untersuchung der wichtigsten Medien in Mexiko war die Beobachtung, dass sich die meisten ihrer Eigentümer als Milliardäre, Oligarchen, Mächtige und Influencer beschreiben lassen« (2020: web).

von Journalist:innen, die über »Zonen des Schweigens« berichten, also aus Räumen, in denen kriminelle Machenschaften offen geduldet werden oder schlichtweg den Alltag bestimmen. Besonders relevant ist diese räumliche Ordnung insofern, weil der unabhängige Journalismus die einzige Möglichkeit ist, die dort vorherrschende Gewalt öffentlich sichtbar zu machen, und zwar nicht so sehr in den jeweiligen Regionen selbst, wo zumeist jedem Menschen klar ist, inwiefern Verbrecherbanden oder korrupte Politiker:innen die Geschehnisse des Alltags bestimmen, sondern in dem Sinne, dass die journalistische Veröffentlichung konkreten Handlungsbedarf nach »Außen«<sup>7</sup> hin sichtbar macht und somit die Komplizenschaft des Staates preisgibt.<sup>8</sup>

Es kann nicht genug hervorgehoben werden, was es für investigative Journalist:innen und Leser:innen bedeutet, dass in »Zonen des Schweigens« Recherche betrieben wird, vor allem in Zeiten, wo – zumindest in Mexiko – die Praxis des Mainstream-

7 In Hinblick auf den Druck, der von »Außen« auf die entsprechenden mexikanischen Regierungsstellen ausgeübt werden konnte, erscheint das am 6. Dezember 2020 öffentlich gewordene »The Cartel Project« von *Forbidden Stories* sehr vielversprechend. Das im Verbund von zahlreichen internationalen Zeitungen und Sendern unterstützte Projekt beabsichtigt, die Recherchen über die organisierte Kriminalität und die individuellen Fallgeschichten von getöteten mexikanischen Journalist:innen weiterzuführen und in den jeweiligen Landessprachen zu veröffentlichen, so dass der Gewaltsituation und der Korruption in Mexiko mehr internationale Aufmerksamkeit zuteilwird.

8 So haben regionale Skandale und Gewalttaten, die in den unabhängigen Medien angesprochen wurden, auch in einigen Fällen der mexikanischen Bundesregierung keine andere Wahl gelassen, als tätig zu werden. Beispielsweise antworteten die nationalen Sicherheitsbehörden auf den Druck der unabhängigen Presse mit einer Simulation von Untersuchungen, dem Vorlegen gefälschter Beweise und vermeintlicher Täter, wie im Fall der 43 verschwundenen Studenten von Ayotzinapa (2014). Andererseits, im Fall des von einer Militäreinheit verübten Massakers von Tlatlaya (2014), bei dem 22 getötete Zivilist:innen nachträglich mit Schnellfeuerwaffen ausgestattet wurden, gab es keine andere Möglichkeit, als die Manipulation des Tatorts einzugestehen. Beide Zwischenfälle markieren einen wichtigen Wendepunkt in der Wahrnehmung des »Drogenkriegs«, da es nun zunehmend schwieriger wird, die vom Staat begangenen Tötungen zu verheimlichen oder den Kartellen unterzuschieben.

journalismus zunehmend darin besteht, die Meldungen großer Presseagenturen ab- oder umzuschreiben. Konkret anschaulich wird diese Notwendigkeit des »Vor-Ort-Ermittelns« durch den Kommentar des Journalisten Darwin Franco Mígues aus dem Bundesstaat Jalisco, dessen Größe einem Viertel der Fläche der BRD entspricht:

»Jalisco besteht aus 125 Landkreisen. Die regionalen Medien berichten gerade mal darüber, was in 5 von ihnen passiert [...] Außerhalb einer Großstadt wie Guadalajara sind die Journalisten [...] unsichtbar: ihre Arbeiten werden weder gelesen noch wird zur Kenntnis genommen, ob sie bedroht werden oder ihre Arbeitsbedingungen gefährlich und prekär sind« (Franco Mígues 2017: 211).

Aus dieser Perspektive betrachtet erfüllt der Journalismus die Rolle, zwischen Räumen zu vermitteln; anders gesagt, der Journalismus berichtet einerseits über die Geschehnisse in Konflikträumen, die sich der unmittelbaren allgemeinen Sichtbarkeit entziehen, und richtet sich an eine Leser:innenschaft, die sich in Zonen relativer ziviler Sicherheit und Ordnung befindet. Wichtig ist auch zu erwähnen, dass die Asymmetrie zwischen beiden Räumen sich oftmals überschneidet mit den scharfen, für Mexiko charakteristischen Klassenunterschieden, sowie der Trennung zwischen ländlichen und urbanen Räumen und der Möglichkeit auf politische Entscheidungen Einfluss zu nehmen.

Da der »Drogenkrieg« kein konventioneller Krieg ist, in dem zwei Konfliktparteien offen um die Kontrolle der Bevölkerung und des Territoriums ringen, unterliegt er einer speziellen Logik der Sichtbarkeit. Vor allem in Hinblick auf die Opfer – und dem wird im öffentlichen Diskurs keineswegs Rechnung getragen – ist zu betonen, dass diese aus den ärmsten Teilen der Bevölkerung stammen. Diese konfliktspezifisch diffuse Grenzziehung sorgt sogar bei den Journalist:innen für Erstaunen, wie Patricia Mayorga erzählt, die ihre Arbeitssituation zu Anfang des »Drogenkriegs« im Bundesstaat Chihuahua nachzeichnet:

»Vom einen auf den anderen Tag sahen wir uns über einen Krieg berichten, ohne Kriegsberichterstatter zu sein. Erst Jahre später haben

wir verstanden, dass es sich um einen Krieg handelte. Journalisten kann man in ein anderes Land oder in eine andere Region entsenden, damit sie über einen bewaffneten Konflikt berichten. Dann wissen sie zumindest, was sie erwartet, etwa dass es eine Frontlinie gibt. Aber im Falle Mexikos und Chihuahuas gibt es keine klaren Grenzen und es ist unmöglich, zwischen Gut und Böse, dem Staat und den Kriminellen, zu unterscheiden. Die Opfer hingegen sind Menschen wie Du und ich« (Mayorga 2017: 161).

Diese Zonen der Gewalt zu »kartographieren« und damit die Logik des Terrors zu rekonstruieren, ist ein Anliegen des multimedialen Journalismus. Daher kann er, wie Daniela Rea in dem hier abgedruckten Gespräch sagt, als »Raum des Zuhörens« (*«espacio de escucha»*), in dem die Ungleichheiten eines komplexen Landes zur Sprache kommen, verstanden werden. Umso schwieriger wird diese Vermittlungsarbeit zwischen Räumen aufgrund der spezifischen Begebenheiten, über die informiert wird: damit sich die Leser:innen auf den Bericht über extreme Gewalttaten einlassen und somit Empathie für die Opfer entwickeln können, erfordert es spezieller Darstellungsstrategien, die, wie noch zu zeigen sein wird, auch im multimedialen Journalismus zu finden sind.

Die erwähnte räumliche Ordnung ist auch von Belang, da die Verwundbarkeit der Bevölkerung einer bestimmten räumlichen Verteilung unterliegt: wie in jedem bewaffneten Konflikt, sind bestimmte Teile der Bevölkerung willkürlicher Gewalt eher hilflos ausgeliefert als andere. Gleiches gilt auch für die Frage, welches Leben im öffentlichen Diskurs als »berechtigtes« Leben, für das Gesetze und Menschenrechte gelten, oder im Gegenzug auch als »verlorenes« Leben zählen kann, das im öffentlichen Diskurs Gegenstand von Trauer sein kann (Butler 2016). Gegenüber der beschriebenen Normalisierung der Gewalt und der Polarisierung durch stereotype Feindbilder erhält daher für die Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit des Leidens der unschuldigen Opfer des »Drogenkriegs« folgende Frage einen zentralen Stellenwert: Inwiefern kann der multimediale Journalismus zu einer Darstellung des Konflikts beitragen, der mit den vorherrschenden Stereotypen bricht, zur Anerkennung der Opfer führt und somit einen Beitrag zur Ausprägung

einer öffentlichen Debatte und einer Erinnerungskultur leistet, die zum Verständnis der Veränderung des sozialen Gefüges durch Gewalt beiträgt und mithilft, politisches Bewusstsein zu schaffen?

#### IV

Der unabhängige Online-Journalismus ist in Mexiko ein wichtiger Gegenpol zu der tendenziösen Berichterstattung in den großen Tageszeitungen. Die im Folgenden vorgestellten multimedialen Projekte kombinieren Recherche- und Darstellungsformen, die deutlich über jene in Mexiko herkömmlichen Internetschreibformate hinausgehen. Es handelt sich zudem um kollektive und interdisziplinäre Projekte, mit einer hybriden Konfiguration zwischen Reportage, offenem Webarchiv und sozialwissenschaftlicher Studie; teilweise sind auch Aspekte der Testimonialliteratur und dem virtuellen Erinnerungsort (Mnemotop) zu erkennen. Allen ist eigen, dass sie auf langwieriger, sorgfältiger und umfassender Recherche beruhen und dauerhafte Ergebnisse anstreben, die in einigen Fällen auch aktualisiert und ergänzt werden. Somit bietet der multimediale Journalismus eine systematische und mehrdimensionale Perspektive über Gewalt, was ihn deutlich vom kurzlebigen Tagesjournalismus unterscheidet.

Seit 2014 beinhaltet *Geografía del dolor* mündliche Erfahrungsberichte von Angehörigen jener Personen, die dem Delikt des »Verschwindenlassens« (*desaparición forzada*) zum Opfer gefallen sind.<sup>9</sup> Der Name und das Navigationsmenü der Webseite sind aussagekräftig: die Mexikokarte, begriffen als »Geographie des Schmerzes«, mit der man auf die einzelnen Zeugnisse zugreifen kann, veranschaulicht den systematischen Charakter des Delikts auf Landesebene.<sup>10</sup> Dieses multimediale Archiv dokumentiert die

9 Die Inhalte sind mit englischen Untertiteln auf <http://www.geografiadeldolor.com/> [Zugriff 23. I. 2022] abrufbar.

10 Die alternativ auf spanischer oder englischer Sprache navigierbare Webseite *Forensic Landscapes* (2020) entwirft eine lateinamerikanische Sichtweise auf das Verbrechen des »Verschwindenlassens«. Am Beispiel Argentiniens, Guatemalas und Mexikos veranschaulicht die interaktive *web documentary*, wie Angehörige mit der paradoxen und unausweichlichen »Gegenwart der Abwesenheit« der Verschwundenen umgehen, inwiefern die Stigmatisierung der

Auswirkungen der Gewalt mit den Motiven der Abwesenheit und des zum Stillstand gekommenen Lebens. Oftmals erzählt eine weibliche Stimme im *Off* die zermürbenden, mit der Suche eines verschwundenen Angehörigen einhergehenden Erfahrungen. Während die Erzähler:innen das Porträt des Opfers in den Händen halten, stehen sie zumeist stumm in den ehemals von den Verschwundenen bewohnten Räumen. Ihre persönlichen Gegenstände sind noch unangetastet. Ohne dass die Erzählstimme unterbrochen wird, wechseln diese eher statischen Szenen mit Aufnahmen verlassener Dörfer und Fotografien, die das Leben der Verschwundenen dokumentieren: ihre soziale Integrität und Hoffnungen auf eine bessere Zukunft sind Motive, die häufig auf den Fotos zu sehen sind. Im Vordergrund jeder Erzählung stehen die emotionalen Bindungen zwischen Angehörigen und Opfern sowie ihre bedrückend prekären Lebensbedingungen. Kontrastierend werden auch die stillstehenden Angehörigen mit dem Porträt der Verschwundenen inmitten der strömenden Menschenmassen auf belebten Plätzen der Hauptstadt gezeigt. Die Zeit scheint seit dem Verschwinden stehen geblieben zu sein.

Die Webseite enthält insgesamt 14 Zeugnisse, die dem Schick-

Opfer von staatlicher Seite als Rechtfertigung dient, die Verbrechen unaufgeklärt zu lassen, warum das Verbrechen des »Verschwindenlassens« ohne staatliche Unterlassung, Beihilfe oder Täterschaft undenkbar ist und welche Lebensgeschichte und welches Selbstverständnis die an der Suche nach den Verschwundenen Beteiligten motiviert. »Forensik« bedeutet daher Widerstand. In einem Kontext, wo der Staat Straflosigkeit ermöglicht, weil er die verübten Menschenrechtsverletzungen abstreitet und die Erfahrungsberichte der Angehörigen als subjektive Wahrnehmungen entwertet, liefert die forensische Aktivität von Angehörigen, Aktivist:innen und Spezialist:innen materielle Beweise der Gräueltaten. Die in den menschlichen Überresten zu ziffernde Geschichte erklärt, wie es zum Verschwinden einer Person gekommen ist; sie ist die Gegenerzählung zur offiziellen Wahrheit. Dem Kartographieren und Entziffern »forensischer Landschaften« entspricht somit die Forderung nach gesellschaftlichem Wandel durch die Identifizierung der Toten. Diese »Exhumation der Vergangenheit« setzt die aktive Mitarbeit der Leser:innen von <https://forensiclandscapes.com/> [Zugriff 23.1.2022] voraus. Die Videoessays und Porträts sind in für das Phänomen bedeutungsvoll gestalteten virtuellen Räumen verstreut, in denen sich die Leser:innen zunächst orientieren und dann die Bruchstücke der Erzählung finden und zusammensetzen müssen.

sal der bisher über 77 000 Vermissten (Stand Ende 2020) des »Drogenkriegs« ein Gesicht geben. Die Erzählungen wenden sich gegen jene Erzählungen, die Opfer und Angehörige kriminalisieren und somit das Unterlassen jeglicher Ermittlungen seitens des Staates rechtfertigen. Der simplifizierenden Schwarz-Weiß-Malerei – Rechtfertigungsgrundlage der Militarisierung Mexikos – widerspricht *Geografía del dolor* durch die Zeugnisse vehement.

Zugleich stellt die Webseite das Ringen der Angehörigen um die Aufklärung der Verbrechen sowie ihre Ohnmacht gegenüber der zynischen Gleichgültigkeit oder der Komplizenschaft des Staates dar. Beispielsweise werden während eines Erfahrungsberichts Szenen einer Audienz beim damaligen mexikanischen Präsidenten Felipe Calderón (2006–2012) eingeblendet. Als Antwort auf die Forderung der Angehörigen, dass den Verschwundenen doch Gerechtigkeit widerfahren solle, diffamiert das Staatsoberhaupt die Opfer als Bandenmitglieder. Ebenso wird von Polizei- und Militäreinheiten erzählt, die Ermittlungen simulieren oder die Angehörigen verhöhnen oder bedrohen.

Allen Zeugnissen ist gemein, dass mit dem Verschwinden eines Menschen auch andere Gewissheiten verloren gehen: das Vertrauen in Justiz und Staat, die emotionale Stabilität; sowie der Verlust des alltäglichen Lebens, das Auseinanderbrechen der Familie und der finanzielle Ruin (Pappe 2015). Als Gegenerzählung über den »Drogenkrieg« ist *Geografía del dolor* ein aussagekräftiges Archiv, das die Identität der Verschwundenen beispielhaft rekonstruiert, die Würde der vielfach stigmatisierten Opfer einfordert und den zerbrochenen Existenzen und der Trauer der Angehörigen Ausdruck verleiht.

Ein weiterer virtueller Ort, der den Konflikt aus Sicht von Opfern und Tätern systematisch aufarbeitet, ist *A dónde van los desaparecidos*.<sup>1</sup> Seit 2018 operiert dieses offene Archiv zur Konstruktion von Wissen über das »Verschwindenlassen«. Die im Titel enthaltenen Frage nach dem Aufenthaltsort der Verschwundenen verweist auf die mehr als 4 000 Massengräber, die in den letzten

1 Das Webarchiv in spanischer Sprache wird kontinuierlich mit neuen Beiträgen auf der Seite <https://adondevanlosdesaparecidos.org/> aktualisiert.

Jahren in ganz Mexiko gefunden wurden. Die Identifizierung der Leichen stellt eine Aufgabe dar, an der die mexikanischen Behörden bisher gescheitert sind.

Die Webseite hat sich das Ziel gesetzt, die Systematik hinter der Praxis des »Verschwindenlassens« aufzudecken. Sie analysiert exemplarisch die Persönlichkeit der Täter, wo Faktoren wie ausgeprägter Machismo, extreme Armut und die Desensibilisierung gegenüber der Anwendung von Gewalt eine wichtige Rolle in der kriminellen Sozialisierung spielen. Andererseits ist es auch die Arbeitsteilung und die Kommandostruktur, welche die »Banalität des Bösen« ermöglichen (Arendt 2006), mit der an geheimen Orten das organisierte Verbrechen Leichen in Säure auflöst, in improvisierten Krematorien verbrennt oder in Gruben verscharrt. Zusätzlich zu diesen im öffentlichen Diskurs kaum angesprochenen Aspekten dokumentiert die Webseite auch das Schicksal von Verschleppten, die ermordet wurden, weil sie sich in Trainingscamps des organisierten Verbrechens geweigert haben, sich den Banden anzuschließen. Ebenso werden die Massaker an entführten Transmigrant:innen in Nordmexiko (2010–2011) rekonstruiert und die Mithilfe von Polizeieinheiten aufgedeckt.<sup>2</sup> Auch hier wird über Räume und Vorkommnisse berichtet, die keinerlei dauerhafte Sichtbarkeit im öffentlichen Diskurs erlangen.<sup>3</sup>

- 2 Auch wenn aus Platzgründen hier nicht auf weitere multimedialen Projekte eingegangen werden kann, so sei doch erwähnt, dass dem Schicksal der zentralamerikanischen Migrant:innen zwei Reportagen gewidmet sind, die der hier beschriebenen kommunikationsstrategischen Wende im Journalismus über Gewalt entsprechen. Die Seite *De migrantes a refugiados: El nuevo drama centroamericano* rekonstruiert mit Fotoreportagen und Animationen die Migrationsgründe wie Armut und Bandenkriminalität in Zentralamerika und beschreibt die Gefahren, denen sich die Transmigrant:innen beim Durchqueren Mexikos aussetzen. Die Reportage *+de72* ist den in den Jahren 2010 und 2011 mehr als 250 im mexikanischen Bundesstaat Tamaulipas ermordeten Migrant:innen gewidmet. Die Webseite versteht sich als virtueller Erinnerungsort, der die Komplizenschaft zwischen Staat und Verbrechen schildert und Wiedergutmachung für die Angehörigen der Opfer fordert.
- 3 Ebenso erweitern die von *A dónde van los desaparecidos* veröffentlichten Reportagen und sozialanthropologischen Studien den Kenntnisstand zu Themen wie etwa den Auswirkungen des »Drogenkriegs« auf indigene Kommunen, die bereits seit den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts beim

Hierbei kombiniert *A dónde van los desaparecidos* den investigativen Journalismus mit sozialwissenschaftlichen Studien. So hat etwa die Auswertung von Statistiken den Autor:innen ermöglicht, eine interaktive Mexikokarte zu erstellen, welche die Ausbreitung von Massengräbern im Zeitraum von 2006–2016 nachvollzieht. Keine Regierungsstelle war bisher in der Lage oder willens, die Ausmaße des Konfliktes und die Notwendigkeit seiner forensischen Untersuchung und erinnerungspolitischen Aufarbeitung so eindrücklich darzustellen. Die Mexikokarte zeigt, wie spezifische Landstriche sich nach und nach in Todeszonen verwandeln. Komplementär dazu untersucht die Webseite auch, welche Bevölkerungsgruppen am stärksten vom »Verschwindenlassen« betroffen sind, was wiederum Rückschlüsse auf die hinter dem Delikt stehenden Motive zulässt: bei den Opfern handelt es sich vor allem um Personen der verwundbarsten Teile der Bevölkerung: Kleinbauern, Arbeiter:innen, Indigene und Migrant:innen.

Einige Artikel schildern auch die Schwierigkeiten der gerichtsmedizinischen Identifizierung aufgrund mangelnder Kapazitäten oder Kompetenzen des mexikanischen Staates. Dieser Ineffizienz stehen die Initiativen der Angehörigen gegenüber: ihre Versuche weitere Massengräber zu finden, die Toten zu identifizieren, die Unterlassungen oder der Komplizenschaft der Sicherheitsapparate zu denunzieren. Allein der detailliert beschriebene Umstand, dass die Angehörigen auf sich allein gestellt sind und ganze Landstriche auf der Suche nach ihren Verschwundenen durchkämmen, bzw. vergeblich Zugang zu militärischen Einrichtungen fordern, in denen sie die Verschwundenen vermuten, lässt erahnen, wie gleichgültig staatliche Stellen dem Leid der Hinterbliebenen gegenüberstehen.

Auch das Projekt *Cadena de mando* (2016) beschreibt die Geschichte der zivilen Opfer des »Drogenkriegs«, wenn auch aus der Perspektive einer bekanntermaßen wenig transparenten Täter-

Anbau von Rauschpflanzen mitgearbeitet haben. Gegenwärtig hat sich allerdings auch ihre Situation verändert, da sie nun extremer Gewalt ausgeliefert sind und als »entbehrliches Leben« das schwächste Glied in den Produktions- und Lieferketten des Drogenhandels bilden.

gruppe: dem Militär.<sup>4</sup> Gegenstand der Webseite sind die Tötungen von Zivilist:innen (*ejecuciones extrajudiciales*), die seit 2006 von der mexikanischen Armee begangen wurden. Ausgehend von Statistiken, die klar zeigen, dass während des »Drogenkriegs« eine große Zahl von Unbewaffneten erschossen wurde, entwickelt die Reportage Erzählstränge auf Basis von Interviews mit Soldaten, die aufgrund von Gewaltdelikten einsitzen.

Die abgelegten Zeugnisse dokumentieren die dürftige Ausbildung der Soldaten und ihre Ängste vor den Einsätzen gegen die oft an Bewaffnung weit überlegenen Bandenmitglieder. Sie beschreiben aber auch die Vorgehensweise der Streitkräfte beim Vertuschen von Delikten und die antrainierte Desensibilisierung gegenüber extremer Gewalt. Es handelt sich bei den unteren Rängen zumeist um Soldaten, die aus sozial schwachen Schichten rekrutiert werden und eine oberflächliche Einweisung erhalten, ohne Information über Achtung der Menschenrechte oder über die spezifisch polizeilichen Aufgaben, die Soldaten im »Drogenkrieg« ausüben. Ebenso schildert die Webseite, wie Offiziere jene schlecht ausgebildeten Soldaten dazu ermutigen, unter allen Umständen »den Feind nieder zu strecken« und somit Erfolge im Kampf gegen das organisierte Verbrechen vorweisen zu können.

Auf diese Weise erscheinen die zivilen Opfer als sichtbarer Teil einer von höchster Stelle geplanten sicherheitspolitischen Strategie, was wiederum zur Problematisierung der im Titel der Webseite angesprochenen »Befehlskette« und der damit einhergehenden »Banalität des Bösen« führt. Um dies beispielhaft zu belegen, rekonstruiert *Cadena de mando* ein sehr komplexes Gefüge, das ansonsten für Außenstehende nicht einsehbar ist. Die Reportage legt dar, wie die Ausbilder den Soldaten eine stereotype Figur des Feindes vermitteln: die im medio-politischen Diskurs vorherrschenden Narco-Klischees tauchen auch während der Einweisung und dem Drill der Soldaten auf. Zudem wird beschrieben, wie die Tatorte von Massakern manipuliert werden, damit die getöteten Zivilist:innen als zur Strecke gebrachte Kriminelle (*falsos*

4 Die spanischsprachige Webreportage ist unter <http://cadenademando.org/> abrufbar.

*positivos*) gezählt werden können. Somit stellen die Erzählungen von *Cadena de mando* die Kriminalisierung Unschuldiger als vermeintliche »Aggressoren« in Frage; Opfer, denen die Armee sogar nachträglich kriminelle Alias zuordnet und neben deren Körper sie Waffen und Drogenpakete drapiert. Schließlich wird auch die Praxis des »Verschwindenlassens« getöteter Zivilist:innen seitens der Streitkräfte dokumentiert.

Um eine gewisse Distanz gegenüber den Szenen von Massakern zu schaffen – eben jene Szenen die detailliert auf den Titelblättern großer Tageszeitungen abgedruckt werden – greift *Cadena de mando* zur Erzählweise des Comics. Die gezeichneten Erfahrungsberichte rekonstruieren den subjektiven Standpunkt der Soldaten und bieten somit Erklärungen – keine Rechtfertigungen – für die von diesen ausgeübte Gewalt. Wie auch die vorherig vorgestellten Webseiten greift *Cadena de mando* auf Karten und Infografiken zurück, um eine möglichst vielschichtige Perspektive auf die Gewalt, die gegen die Zivilbevölkerung ausgeübt wird, zu ermöglichen.

## V

Der multimediale Journalismus macht ein im offiziellen medial-politischen Diskurs nahezu inexistentes Mexiko sichtbar. Die Rekonstruktion der Logik des Terrors des »Drogenkriegs« würde unter anderen Umständen kaum in dieser aufgearbeiteten Form Verbreitung finden. Dem Vergessen stellen die hier skizzierten Reportagen ein Archiv entgegen, dass die unmittelbare Schuld des Staates sowie seine Komplizenschaft oder sein Scheitern bei der Aufklärung von systematisch begangenen Verbrechen belegt, und somit einen ersten Schritt zur Ausprägung von Erinnerungskultur bedeutet. Die Form des Journalismus eröffnet daher die Möglichkeit, die im öffentlichen Diskurs dringend zu führende Debatte über die durch Gewalt verursachten Veränderungen in der mexikanischen Gesellschaft einzuleiten. Vor dem Hintergrund einer klaren Trennung von dem, was öffentlich gesagt oder gezeigt werden kann, tritt im multimedialen Journalismus der politisch brisanteste Aspekt des »Drogenkriegs« in den Vordergrund: das Leiden zahlloser unschuldiger Opfer, dem auch der heutige mexikanische Staat gleichgültig oder tatenlos gegenübersteht.

Dabei stellt diese Form des Journalismus der an anderer Stelle vorherrschenden Spektakularisierung von Gewalt die Stimme der Betroffenen gegenüber und versucht die Stereotypen und Klischees durch differenzierte Darstellung zu entlarven. Daher bricht diese Form der Darstellung mit einem Diskurs, der die Opfer des »Drogenkriegs« stigmatisiert und kriminalisiert hat. Im Gegensatz dazu wird versucht, die Situation der Verwundbarkeit der Opfer zu schildern und Empathie mit ihnen zu schaffen. Durch die Darstellung exemplarischer Einzelschicksale stellt der multimediale Journalismus die politische Dimension des Konfliktes – dort, wo Handlungsbedarf und -möglichkeiten jenseits der propagierten Feindbilder sichtbar werden – wieder her.

Der multimediale Journalismus lenkt die Aufmerksamkeit auf verstörende und zersetzende Aspekte der Gewalt, eben jene Aspekte, die, auch wenn man nicht über sie berichtet, unterschwellig zu einer kollektiven Traumatisierung führen können. Hierbei lässt sich beobachten, dass dem Akt des Erzählens ein zentraler Stellenwert bei der reflektierten Verarbeitung von Grenzerfahrung zukommt. Im Gegensatz zu anderen Medienformaten, die Leser:innen mit explizitem Bildmaterial oder ausschweifenden Beschreibungen von Grausamkeiten abstoßen, versuchen die hier beschriebenen Reportagen den »Sinn« hinter der Ausübung von Gewalt zu rekonstruieren. Das Erzählen führt somit von einer eingangs diffusen Wahrnehmung der Auswirkungen extremer Gewalt zu einer Klärung der Absichten, Motive und Auswirkung, die ein komplexeres und vertiefendes Verständnis der Konflikte ermöglichen.

Dennoch steht die mexikanische Gesellschaft den geschilderten Formen der Gewalt noch mit kollektiver Desorientierung gegenüber. Symptomatisch ist etwa der Umstand, dass Probleme wie das »Verschwindenlassen«, die Massengräber oder die Tötung von Unschuldigen durch das Militär kaum Präsenz im öffentlichen Diskurs erlangen. Auch die vorgestellten journalistischen Projekte haben bisher einen äußerst geringen Bekanntheitsgrad erreicht, obwohl sie im Internet jederzeit abrufbar sind. In Hinblick auf die Abwehrreaktionen, welche die hier angesprochenen Thematiken bei potentiellen Leser:innen hervorrufen, sei auch auf die Überlegungen

verwiesen, die in dem Band mit den veröffentlichten Gesprächen mit Journalist:innen angestellt werden.

So betrachtet bleibt es abschließend schwierig zu der Schlussfolgerung zu gelangen, der multimediale Journalismus schaffe es, gänzlich den »Sinn« des Konflikts zu klären. Auch wenn die Erzählungen den Hergang der Dinge und die Motive der Täter rekonstruieren und somit sicherlich Aspekte beleuchten, die zu einer vertiefenden Einsicht in einen scheinbar chaotisch-diffusen Konflikt führen, zerfällt die Kategorie »Sinn«, wenn sie in den Bereich des Traumatischen gerät. »Sinn« ist daher zerbrechlich, denn brutale Gewalt kann für die Opfer und ihre Angehörigen nie »Sinn« haben. Dies gibt auch Daniela Rea zu bedenken, deren Worte diesen Text abschließen sollen:

»Wenn für die Eltern das Gesicht ihres Kindes nur noch ein Stück Backenzahn ist, ein Knochenfragment, ein Erdloch in der Wüste oder einer von zahllosen Körpern, die in 17 Tausend Litern Säure aufgelöst wurden, dann verliert alles seinen Sinn. Wenn ich das sehe, kann ich mir nicht mehr erklären, was überhaupt Sinn ergibt. Wenn das Gesicht deines Kindes kein Gesicht mehr ist, weil man ihm die Haut abgezogen hat, oder wenn das Gesicht deines Kindes zusammen mit anderen Körpern und Erde eine schleimige Masse bildet, oder wenn das Gesicht deines Kindes ein Körper mit zwei rechten Beinen ist, weil die Polizei Fehler bei der forensischen Identifizierung gemacht hat, oder wenn von deinem Kind nur noch 26 Knochen übrig sind, weil man nicht mehr finden konnte, dann weiß ich wirklich nicht mehr, was überhaupt Sinn ergeben kann.« (Rea zitiert in Polit Dueñas 2018: 471).

## Literatur

- + de 72, <https://masde72.periodistasdeapie.org.mx/index.html> [Zugriff 29. 11. 20].  
*A dónde van los desaparecidos*, <https://adondevanlosdesaparecidos.org/> [Zugriff 29. 11. 20].
- Almazán, A./Daniela Rea/Emiliano Ruiz Parra (2017). *Romper el silencio: 22 voces contra la censura*. Mexiko: Brigada para Leer en Libertad. <https://www.comesco.com/publicaciones/romper-el-silencio-contra-censura>.
- Arendt, H. (2006). *Eichmann in Jerusalem. A Report on the Banality of Evil*. New York: Penguin.
- Artículo 19. »Periodistas asesinados en México, en relación con su labor informativa«, <https://articulo19.org/periodistasasesinados/> [Zugriff 29. 11. 20].
- Astorga, L. (2016). »Las trampas semánticas«, <https://fundaciongabo.org/es/recursos/relatorias/seminario-taller-narcotrafico-y-violencia-en-las-ciudades-de-america-latina> [Zugriff 29. 11. 20].
- Butler, J. (2016). *Frames of War: When Is Life Grievable?* London-New York: Verso.
- (2004). *Precarious Life: The Powers of Mourning and Violence*. London-New York: Verso.
- Cadena de mando, <http://cadenademando.org/> [Zugriff 29. 11. 20].
- Campbell, H. (2014). »Narco-propaganda in the Mexican Drug War: An Anthropological Perspective«, *Latin American Perspectives*, 41: 60–77.
- De migrantes a refugiados: el nuevo drama centroamericano*, <https://www.univision.com/especial/noticias/america-latina/de-migrantes-a-refugiados-el-nuevo-drama-centroamericano/> [Zugriff 29. 11. 20].
- Dorsch, T. (2019). »Journalismus in Mexiko: Das Gift des Misstrauens«, (3. 8. 2019), *FAZ*, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/journalismus-in-mexiko-das-gift-des-misstrauens-16311932-p3.html>.
- Escalante Gonzalbo, F. (2012). *El crimen como realidad y representación*. Mexiko: COLMEX.
- Forensic Landscapes*, <https://forensiclandscapes.com/> [Zugriff 21. 1. 21].
- Franco Miguez, D. (2017). »Jalisco: entre la precariedad y el miedo«, in *Romper el silencio: 22 voces contra la censura*, herausgegeben von Alejandro Almazán, Daniela Rea, Emiliano Ruiz Parra, 209–18. Mexiko: Brigada para Leer en Libertad, <https://www.comesco.com/publicaciones/romper-el-silencio-contra-censura>.
- Geografía del dolor*, <http://www.geografiadeldolor.com/> [Zugriff 29. 11. 20].
- Hernández, A. (2019). *El traidor*. México: Grijalbo.
- (2020). »Journalistin über Gewalt in Mexiko: Ich arbeite weiter«, *taz*, (Zugriff 4. 12. 20) <https://taz.de/Journalistin-ueber-Gewalt-in-Mexiko!/5729095/> [Zugriff 4. 12. 20].
- Maihold, G. (2015). »La comunicación de la violencia: Narcocorridos, narcomanías y narcosantos«, in *La transformación de la violencia en América Latina*, herausgegeben von Werner Mackenbach und Günther Maihold, 181–237. Guatemala: F & G Editores.

- Mayorga, P. (2017). «Cartas desde el exilio», in *Romper el silencio: 22 voces contra la censura*, herausgegeben von Alejandro Almazán, Daniela Rea, Emiliano Ruiz Parra, 159–68. Mexiko: Brigada para Leer en Libertad, <https://www.comecso.com/publicaciones/romper-el-silencio-contr-censura>.
- Pappe, S. (2015). «Desaparición, ¿una categoría para estudios historiográficos en torno a la violencia?», in *Reflexiones Interdisciplinarias para una Historiografía de la Violencia*, herausgegeben von Silvia Pappe und Christian Sperling, 191–222. México: Universidad Autónoma Metropolitana.
- Polit Dueñas, G. (2019). «Indignación: hacia una etnografía de los afectos en el periodismo investigativo de México», in *Narcodependencia: Escenario heterogéneos de narración y reflexión*, herausgegeben von Luis Fernando Lara, Alicia Ortega, Hermann Herlinghaus, 449–480. Mexiko: El Colegio Nacional, 2018.
- Rea, D./Pablo Ferri (2019). *La tropa. Por qué mata un soldado*. Mexiko: Random House.
- Reguillo, R. (2010). «La narcomáquina y el trabajo de la violencia: Apuntes para su decodificación», #*Narcomachine*, *Hemispheric Institute*, (8.2.), <https://hemisphericinstitute.org/es/emisferica-82/reguillo5.html> [Zugriff 4. 12. 20].
- Reporter ohne Grenzen, «Media Ownership Monitor Mexiko», <https://www.reporter-ohne-grenzen.de/mom/projektlaender/mexiko> [Zugriff 4. 12. 20].
- Reporters Without Borders (2020), «Mexiko: Setbacks to Freedom of Expression in 2020», (12. 11. 2020), <https://rsf.org/en/news/mexico-setbacks-freedom-expression-2020> [Zugriff 6. 12. 20].
- Saldívar Arreola, R. (2014). *Análisis lexicológico del narcolenguaje en Baja California*. Mexicali: Universidad Autónoma de Baja California.
- Sperling, C. (2019). «La literatura mexicana como zona de contacto: mediaciones e imaginarios sobre la violencia», in: *Zonas de contacto en el mundo hispánico*, herausgegeben von Marco Thomas Bosshard und Laura Morgenthaler García, 39–64. Berlin: Peter Lang.
- Turati, M. (2013). «Marcela Turati recibe el premio WOLA de derechos humanos». <https://www.wola.org/es/analisis/marcela-turati-recibe-el-premio-wola-de-derechos-humanos-2013/> [Zugriff 29. 11. 20].
- Villoro, J. (2010). «La alfombra roja: el imperio del narcoterrorismo». In: *Periodismo Narrativo en Latinoamérica*. <https://cronicasperiodisticas.wordpress.com/2010/04/16/la-alfombra-roja-el-imperio-del-narcoterrorismo/> [Zugriff 29. 11. 20].
- Zavala, O. (2018). *Los cárteles no existen: narcotráfico y cultura en México*. Barcelona: Malpaso.

## Der Körper der Frauen als Territorium des Krieges

Zunächst möchte ich hervorheben, dass es aus meiner Sicht keine postkoloniale Welt gibt. Es existiert keine Postkolonialität. Wir leben in einer Welt der permanenten Kolonialität. Es gibt bei dem Prozess der Eroberung und Kolonisierung kein »danach«, denn die koloniale Struktur der Welt hat sich nicht verändert. Es kam zu Transformationen und Umbrüchen, aber diese Struktur ist geblieben und hat sich sogar noch verschlimmert. Ich spreche nicht mehr nur von der *Kolonialität der Macht*, wie der große peruanische Denker Aníbal Quijano diese Perspektive formulierte. Ich denke vielmehr, dass wir aufgrund der Erfahrungen auf unserem Kontinent von einem *permanenten Prozess der Eroberung* sprechen können. Denn es ist ein großer Irrtum zu glauben, dass dieser Prozess abgeschlossen sei. Die Plünderung von Territorien und Körpern hört nicht auf und hat sich in letzter Zeit verschärft. Es gibt nicht mehrere Welten, es gibt nicht zwei Welten. Es gibt nur eine einzige Welt und den Extraktivismus: Dieser verbindet mit seinem Blick auf das Leben, auf Körper und Territorien diese Welt. Was Deutschland anbelangt, können wir an den Bergbau, die Holzgewinnung sowie an den Frauenhandel denken. Es gibt eine Vielzahl von Praktiken, die die Welt hier mit der Welt dort verbinden.

Im Zentrum der Struktur der Kolonialität der Macht, auf die sich meine theoretische Perspektive bezieht, steht die *raza*.<sup>1</sup> *Raza*

1 *raza*, dt. »Rasse«: Aus dem Spanischen und Portugiesischen übersetzte Beiträge in diesem Band (insbesondere Rita Segato und Dina Alves) beziehen sich mit *raza* auf eine soziale Konstruktion, das heißt, auf einen Begriff, für den es keine wissenschaftlich begründete Basis gibt, der aber in der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Eroberung in Lateinamerika eine wichtige

als Konstruktion, *raza* nicht als ein substanzielles Merkmal von Körpern, sondern als Folge des stets interessengebundenen Prozesses der Rassifizierung. *Raza* ist eine historische Erfindung: vor der Eroberung und Kolonisierung gab es sie nicht. Denn durch *raza* wird dem Körper der Besiegten eine Natureigenschaft – eine andere Natureigenschaft – zugeschrieben. Es ist eine Naturalisierung – und später eine Biologisierung – der im Zuge der Eroberung und Kolonisierung besieigten Körper. Daher ist *raza* die Art, wie ein Körper in seiner Position in der Geschichte gelesen wird. Dieser Körper ist das Entstehen einer Landschaft: einer Landschaft der Aneignung, der Kolonisierung, der Enteignung, der Ausplünderung. Der durch diese Landschaft geformte Körper – egal, ob wir, wie in meinem Fall, vier europäische Großeltern haben – wird zu einem rassifizierten Körper. Ein Körper, in dem die von mir bewohnte Landschaft spricht. Es ist eine koloniale Landschaft, eine bis heute durch die Extraktion von natürlichen Ressourcen besiegte, entmachtete und enteignete Landschaft.

Der Begriff *raza* spielt in der Perspektive der Kolonialität der Macht eine zentrale Rolle. In Europa sehen wir das tagtäglich im Zusammenhang mit der Migration: Diesen Körpern wird absichtlich eine andere Natureigenschaft zugeschrieben. Die Erfindung der *raza* ist von Interessen geleitet. Diesbezüglich denke ich, es ist wichtig, ein Vokabular in Umlauf zu bringen, daran zu arbeiten, dass den Menschen Zugang zu einem Vokabular eröffnet wird, mit dem sie verstehen können, was Rassifizierung ist: Entfremdung, ein Andersmachen aufgrund einer biologischen Zuschreibung, die sich auf einen historischen Prozess und eine durch diesen historischen Prozess formatierte Erkenntnis gründet und nicht auf ein substanzielles Merkmal, auf die Essenz der Körper. Dieses Bewusstsein ist sowohl für diejenigen bedeutsam, die in einem rassifizierten Kör-

Rolle spielt. Da Rassismus zur Einführung der Kategorie »Rasse« führte und nicht vermeintliche »Rassen« von Menschen den Rassismus hervorbrachten, ist die Verwendung des Begriffs rassistisch. Da wir dennoch Worte brauchen, um über Rassismus zu sprechen, wird im vorliegenden Sammelband in Abgrenzung zum deutschen Begriff der »Rasse« mit seiner nationalsozialistischen und antisemitischen Konnotation, der spanische Begriff *raza* beibehalten und in den Texten deutscher Autor:innen *race* verwendet. [Anmerk. d. Übers.]

per leben – einem Körper, der von einer geplünderten Landschaft geprägt ist –, als auch für diejenigen, die in einem Körper leben, dem Weißsein im Sinne der Universalität zugeschrieben wird.

### **Macht in einer Welt der Eigentümer dechiffrieren**

Was können wir mit diesem Ansatz über die Macht sagen? Wir sprechen von einer Welt, in der es nicht mehr genügt, nicht mehr angemessen ist, von Ungleichheit zu sprechen. Ich denke, die heutige Welt lässt sich am besten durch eine Welt der Eigentümer darstellen. Sie ist von Eigentümerschaft, das heißt von herrschaftlichem Besitz geprägt. Wir leben in einer Art groß angelegter Re-feudalisierung der Welt, mit viel größeren Lehnsgütern als denen des Mittelalters. Der gemeinsame Raum wird hier praktisch abgeschafft oder ist im Begriff, zu verschwinden.

In dieser Welt der Eigentümer<sup>2</sup> müssen wir uns darüber klar sein, dass die Macht oder die Mächte hinter verschlossenen Türen paktieren, planen und projektieren. Dabei sind sie bestrebt, ihre Kontrolle über den Planeten unsichtbar zu halten. Das heißt, sie agieren per Definition auf einer Bühne, die keine Beobachtung zulässt. All jene theoretischen Ansätze, die argumentieren, dass Theorien nur auf der Grundlage von Beobachtungen aufgestellt werden können, werden niemals in der Lage sein, sich mit dem Problem der Macht auseinanderzusetzen. Denn zur Welt der Eigentümer gehört die Geheimhaltung. Es gibt keinen Zugang zu der Art und Weise, wie die Eigentümer denken, entscheiden, rekrutieren, planen, disponieren und konspirieren. Daher können wir nicht mehr tun als modellieren, Erklärungsmodelle für das von uns beobachtete Geschehen vorschlagen, so wie Friedrich Kekulé eines Tages die Molekülstruktur vorgeschlagen hat. In gleicher Weise müssen wir die Machtstruktur interpretieren. Das heißt, indem wir Modelle vorschlagen, die es uns ermöglichen, aus den Epiphänomenen und fragmentarischen Beweisstücken ihrer Vorhaben, Entscheidungen und Pakten ein Puzzle zusammensetzen.

So bin ich vorgegangen. Angefangen habe ich mit Ciudad Juárez. Im Laufe der 1990er- und 2000er-Jahre – und bis heute –

2 Rita Segato gendert nicht. Die Übersetzung folgt hierin dem Original.

wurden an verschiedenen Orten der Stadt dort einfach zurückgelassene Frauenleichen gefunden. Es ist nie gelungen, die Hintergründe dieser Taten beweiskräftig und überzeugend aufzuklären. Es war unmöglich, die Geschehnisse genau zu bestimmen, denn wenn ein Verbrechen ein Verbrechen der Macht ist, wird es nie aufgeklärt.<sup>3</sup> Das herausragende Beispiel dafür ist das Attentat auf John F. Kennedy: ein Präsidentenmord im Zentrum der Welt. Hier standen alle Instrumente und Technologien zur Verfügung, um das Verbrechen aufzuklären und trotzdem bleibt es im Dunkeln. So ist die Macht: Die Art und Weise, wie sie agiert, bleibt undurchsichtig, unentzifferbar. Es ist unsere Aufgabe, zu versuchen, dieses Vorhaben, dieses Projekt, diese Agenda und auch diese Experimente zu verstehen.

In diesem Sinne sind Regionen im MENA-Raum<sup>4</sup> und Lateinamerika ein Forschungsfeld, ein großes Labor. Denn unsere Republiken zeichnen sich dadurch aus, dass sie für eine Ausbreitung dessen anfällig sind, was ich als para-staatliche Sphäre der Kontrolle über das Leben bezeichne. In meinem Text über Ciudad Juárez habe ich sie den »Zweiten Staat« genannt, der eine eigene Ordnung, eine eigene Para-Ökonomie, Para-Legalität und Para-Polizei besitzt. An dieser Stelle ist es interessant, daran zu erinnern, dass die großen Theoretiker des Doppelstaates und seiner Anfälligkeit für Ausnahmeregimes hinsichtlich der Kontrolle über die Gesellschaft Deutsche waren: Ernst Fraenkel, Carl Schmitt und in jüngster Zeit Günther Jacobs. Diese Ansätze wurden später von Giorgio Agamben aufgegriffen.

3 Segato, Rita, »La escritura en el cuerpo de las mujeres asesinadas en Ciudad Juárez«, in: Segato, R., *La guerra contra las mujeres*, Buenos Aires, Prometeo, 2018, 2. korrigierte und erweiterte Auflage. In französischer Sprache: *L'écriture sur le corps des femmes assassinées de Ciudad Juárez*, Paris, Petite Bibliothèque Payot, 2021. In englischer Sprache: »Territory, Sovereignty, and Crimes of the Second State: The Writing on the Body of Murdered Women«, in: Rosalinda Fregoso und Cynthia Bejarano (Hg.), *Terrorizing Women: Femicide in the Americas*, Duke University Press, 2009.

4 MENA steht für »Middle East and North Africa« und umfasst Länder des Nahen Osten und Nordafrikas.

## Vom Staat zum Para-Staat

Hier ist auf den Unterschied zwischen den mitteleuropäischen Staaten und den lateinamerikanischen Staaten hinzuweisen. Die europäischen Staaten, zumindest die mitteleuropäischen, sind das Ergebnis einer Geschichte der europäischen Gesellschaften. Sie sind aus den Kriegen, Bündnissen, Kriegs- und Friedenspakten der Geschichte des Kontinents hervorgegangen. Unsere Staaten werden ebenfalls als »Staaten« bezeichnet. Aber sie sind aufgrund ihres Ursprungs ein anderes Gebilde. Die Herausbildung der lateinamerikanischen Territorien nach den Eroberungskriegen gründet sich auf der Vereinnahmung durch Banden. Es waren Erkundungstrupps, die meist unter Missachtung der zu Beginn des 16. Jahrhunderts eingeführten Gerichtsbarkeit der *Indias*<sup>5</sup> agierten, die den Gesetzen der spanischen Krone unterlag. Obgleich versucht wurde, Kriege, Frieden, die Ausbeutung von Reichtum und den Handel zu regeln, gab es kein wirkliches Kontrollregime. Die beiden Ebenen der Verwaltung von Leben und Tod, die legale und die illegale, oder besser gesagt para-legale, koexistierten von Anfang an und blieben während des gesamten Kolonisierungsprozesses bestehen. Am Ende dieses Prozesses brachten die nach den Unabhängigkeitskriegen entstandenen Republiken ebenfalls zwei Entwicklungen hervor. Auf der einen Seite waren die Sektoren, die die Körper für den Unabhängigkeitskrieg beibrachten: Indigene, Schwarze und die großen Persönlichkeiten in dieser Auseinandersetzung mit Spanien. Alle starben: direkt im Krieg oder sie wurden ermordet. Andere starben im Exil oder in extremem Elend und vereinsamt. Eine andere Gruppe waren die *criollos*,<sup>6</sup> die in unseren Ländern die Staaten gründeten und gestalteten. Dabei bauten sie Strukturen auf, die als Auffangbecken für die Kolonialgüter funktionierten. Das heißt, die Gründung der lateinamerikanischen Republiken ist eine Gründung von Nationalstaaten, mit denen die Anführer der *criollos* einzig und allein das Ziel verfolgten, die Leitung der

5 Bezeichnung für alle Gebiete des damaligen spanischen Kolonialreiches. [Anmerk. d. Übers.]

6 Als *criollos* wurden im spanischen Kolonialreich die dort geborenen Nachfahren von Europäer:innen, meist Spanier:innen, bezeichnet. [Anmerk. d. Übers.]

Kolonialverwaltung von der anderen Seite des Ozeans auf diese Seite des Ozeans zu verlegen. Es handelt sich um Republiken mit einem Geburtsfehler, die daher sehr anfällig für die Ausweitung dieser para-staatlichen Kontrolle des Lebens sind.

Mit diesen Staaten ist meiner Meinung nach kein Staat zu machen. Nur eine Neugründung unserer Republiken könnte zu einer anderen Art der staatlichen Lenkung führen. Denn so, wie sie sind, sind sie anektierbar. Sie sind so konstruiert, dass die Eliten dieses Lenkungsinstrument als Eigentümer übernehmen können. Und die, die ursprünglich nicht zur Elite gehörten, werden aufgrund ihrer Funktion in der Regierung zu Eliten. Dieser Staat verliert nie seine Exteriorität hinsichtlich dessen, was gesteuert und verwaltet wird. Dies ist ein strukturelles Problem der Beziehungen zwischen Staat und Gesellschaft in Lateinamerika.

Es ist diese Sphäre, die ich in meiner Arbeit über Ciudad Juárez den »Zweiten Staat« nenne. Später, in meinem Text über »Las nuevas formas de la guerra y el cuerpo de las mujeres« [Die neuen Kriegsformen und die Frauenkörper] bezeichne ich diese Sphäre als »Zweite Realität«, die sich auf unserem Kontinent recht ungehindert ausbreitet. Es handelt sich um eine *para-staatliche* Sphäre der Kontrolle über das Leben immer breiterer Bevölkerungssektoren. Diese Para-Staatlichkeit besteht aus einer Para-Ökonomie, einer Para-Polizei und einer Para-Legalität oder Para-Normativität. Dazu gehört eine Doppelkontrolle durch Wirtschaftsgruppen, die mit einem Fuß in der legalen und sichtbaren Ökonomie und mit einem versteckten Fuß in einer Para-Ökonomie, in der illegalen Wirtschaft agieren. Beziehungsweise sind sie nicht offiziell registriert, also nicht legalisiert. Denn in Lateinamerika, und wahrscheinlich in der ganzen Welt, gibt es keine Vermögen, die wachsen und fortbestehen können, ohne dass sie mit einem Fuß in der Illegalität stehen oder einer rechtmäßigen Registrierung entbehren. Diese gleichzeitige Verankerung in der Illegalität oder der nicht vorhandene offizielle Eintrag führt zu Formen der Kontrolle über Leben und Tod, zu Herrschaftsformen, die sich nicht nach dem Gesetz des Staates, dem öffentlichen Recht, den normalerweise allgemein gültigen Gesetzen richten. Sie folgen aber sehr wohl anderen Formen von Normsetzungen, anderen Regeln.

Diese Para-Staatlichkeit verfügt über verschiedene Modalitäten der sozialen Kontrolle und über ein polizeiliches Handeln auf zwei Ebenen. Eine dieser Doppelungen ist das Handeln von Vertretern der staatlichen Gewalt, die para-polizeilich bei außergerichtlichen Hinrichtungen oder durch Unterlassung gegenüber Todesschwadronen und Milizen agieren, die ihre mafiöse Repression gegen die Bevölkerung ausüben. Im Falle Brasiliens hat dies dazu geführt, dass innerhalb eines Jahrzehnts eine halbe Million junger Schwarzer Menschen durch Tötungsdelikte ums Leben gekommen sind. Mord ist die häufigste Todesursache unter jungen Schwarzen in Brasilien. Eine weitere Modalität sind private Polizeieinheiten, die ehemalige Angehörige der Streitkräfte beschäftigen, die am Genozid der autoritären Periode in den Ländern des sogenannten Nördlichen Dreiecks Zentralamerikas<sup>7</sup> beteiligt waren. In El Salvador und Guatemala rekrutiert die private Polizei diejenigen, die während der Zeit des repressiven Staates unterdrückt, ermordet und gefoltert haben. Für mich gehören zu diesen Varianten des Para-Staates auch die organisierten Jugendbanden wie die *Mara Salvatrucha* und die Bande *Barrio 18* in El Salvador sowie die Banden, die einen Großteil Mexikos und breite Regionen El Salvadors kontrollieren. In diesen Ländern herrscht ein interner Belagerungszustand. Es handelt sich um einen »Zweiten Staat« oder eine »Zweite Realität«, in der das Leben der Menschen von diesen Kräften mit ihren eigenen Regeln und Kontrollformen bestimmt und gelenkt wird. Es ist wichtig, ihre Struktur herauszuschälen und zu verstehen, wie diese Strukturen im Kern darauf abzielen, unsere Gesellschaften zu kontrollieren und dabei einen Anschlag auf die Demokratie darstellen.

In einem Zeitraum von etwas mehr als zehn Jahren ist die mexikanische Demokratie zerstört worden. Mexiko wurde zu einer einzigen Ciudad Juárez: Was in Ciudad Juárez an der Grenze zu den USA als Experiment oder Versuchsraum existierte, hat sich in ganz Mexiko ausgebreitet und Mexiko wurde zu einer einzigen großen Grenze. Bei all den nicht wenigen Mängeln der mexikani-

7 Es handelt sich um die Länder El Salvador, Guatemala und Honduras. [Anmerk. d. Übers.]

schen Demokratie, handelte es sich um ein Land, das ein gewisses Gleichgewicht bewahrte. Doch heute ist dieses Gleichgewicht verloren gegangen: Auf vielen mexikanischen Landstraßen ist es nicht mehr möglich, sich bei Einbruch der Dunkelheit sicher fortzubewegen. Heute unterscheidet sich die Situation in Mexiko nicht wesentlich von der in El Salvador oder Kolumbien. Somit gilt es, zu fragen: Wer steht hinter dieser Entwicklung, woher kommt sie? Ich glaube, dass die Para-Verstaatlichung unserer Länder heute nicht mehr, wie in den 1970er Jahren, das Werk von Uniformierten oder die Folge eines Militärputsches ist. Heute kommt der Anschlag auf die Demokratie aus dem Untergrund. Die Ausweitung einer Kontrollsphäre des Lebens wird auf einer Art unterirdischen Ebene vorangetrieben.

### **Strafflosigkeit als Spektakel, Grausamkeit als Botschaft**

An dieser Stelle möchte ich etwas zur Frage der Strafflosigkeit anmerken. Ich habe sie diskutiert, seit ich begann, mich mit Ciudad Juárez auseinanderzusetzen. Allerdings haben meiner Meinung nach Ayotzinapa<sup>8</sup> und Ciudad Juárez die gleiche Struktur. Denn genau genommen ist es nicht so, dass es einfach ein *Problem der Strafflosigkeit* gibt, sondern dass die ermordeten Frauen in Ciudad Juárez und die Verschwundenen in Ayotzinapa *Spektakel der Strafflosigkeit* darstellen, was genau das Gegenteil ist. Mit diesen Formen der Gewalt gegen Kollektive von Menschen soll der Gesellschaft und dem Staat gezeigt werden, dass es Eigentümer bestimmter Territorien gibt, in denen sie Strafflosigkeit genießen und willkürlich richterliche Funktionen ausüben. Ich glaube, dass das Verbrechen ein Ziel ohnegleichen verfolgt. In diesem Kontext ist die Sinnlosigkeit so offensichtlich, dass – wie ich schon oft argumentiert habe – das Motiv eher expressiv, kommunikativ als instrumentell begründet ist. Ein Beispiel dafür sind die Entführungen von Mädchen in der U-Bahn von Mexiko-Stadt. Eine erste – dem gesunden

8 Der Fall von Ayotzinapa, bei dem 43 Studenten einer linken Hochschule für Lehramtsanwärter brutal überfallen und entführt wurden, sorgte international für Aufmerksamkeit. Bis heute steht der Fall sinnbildlich für die Verstrickung von Behörden und organisiertem Verbrechen und ihr brutales Vorgehen gegen soziale Bewegungen.

Menschenverstand zugängliche – Interpretation lautet, es handelt sich um Straftaten im Zusammenhang mit Menschenhandel. Aber denken wir einen Moment darüber nach: Wenn beabsichtigt wird, jemanden für den Menschenhandel einzuspannen, wird nicht auf eine solch spektakuläre Aktion zurückgegriffen. Dann rekrutiere ich anders, an einem anderen Ort, nicht in der U-Bahn von Mexiko-Stadt. Damit komme ich zu meinem Punkt: Das Spektakel der Strafflosigkeit ist die Absicht, nicht das Problem. Es ist eine Bedeutungsumkehrung. Deshalb darf die Strafflosigkeit nicht verschwinden, denn die Art und Weise, die Menschen zu kontrollieren, besteht darin, deutlich zu machen: Es gibt Eigentümer, Herrscher über die Gerichtsbarkeit und diese »Lords« oder »Gebieten« gehen aufgrund dieser »Eigentümerschaft« straffrei aus. Es gilt, den Menschen dies genauso zu vermitteln und an die Öffentlichkeit zu bringen. Den Menschen muss diese Eigentümerschaft über das Territorium klargemacht werden. Es handelt sich dabei um »Verbrechen gegen die Gerichtsbarkeit«. Diesen Unterschied zwischen instrumenteller und expressiver Gewalt versuche ich deutlich zu machen. Die vorherrschende Denkweise betrachtet Gewalt als instrumentell: Sie richtet sich gegen etwas. Dagegen betone ich, dass es sich bei Verbrechen gegen Frauen um kommunikative, expressive Gewalt handelt. Denn bei der Gewalt gegen Frauenkörper, greife ich nicht einen kleinen Soldaten der bewaffneten gegnerischen Seite an. Es ist keine rein kriegerische Instrumentalisierung im traditionellen Sinne. Das Verbrechen ist stattdessen eine Aussage, Teil einer Botschaft. Was wird dabei kommuniziert? Eben die Herrschaft über die Gerichtsbarkeit, die in der Strafflosigkeit der Eigentümer klar zum Ausdruck kommt.

Auf diese Weise wird die Grausamkeit in Form einer Botschaft isoliert. Im Allgemeinen werden Frauen und auch Kinder als Unschuldige im Kriegsgeschehen angesehen. Im archaischen Imaginären werden sie nicht wie Soldaten als Kriegssubjekte betrachtet, die in den bewaffneten Truppen agieren. Aus Sicht der Allgemeinheit, der öffentlichen Meinung ist die Grausamkeit, die ihren Körpern angetan wird, eine Grausamkeit, die im eigentlich kriegerischen Sinn nutzlos ist. Daher muss ihr Nutzen ein anderer sein. Andere Autoren haben dies bereits für Teile des MENA-Raums

festgehalten: Der Krieg hat sich jetzt feminisiert, in dem Sinne, dass die neuen Kriege auf den Körpern der Frauen ausgetragen werden.

In der Tat lässt sich ein Wandel oder eine Diskontinuität in der Geschichte der Kriege feststellen. In zwischenstaatlichen Kriegen bis hin zum Balkankrieg waren Übergriffe auf Frauenkörper Kollateralschäden des Krieges, eine Kriegsfolge. Die territoriale Annexion durch den *Sieger* ging – aufgrund der semantischen Affinität – einher mit der Annexion des Körpers und der kollektiven Insemination von Frauenkörpern als Territorium. Doch ab einem bestimmten Zeitpunkt zeichnete sich eine neue – schwer zu verstehende – Form der Grausamkeit und Brutalität gegen Frauenkörper ab. Elizabeth Odio, die costaricanische Richterin, die am Internationalen Ad-hoc-Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien tätig war, führt dies in ihrem Essay über den Krieg und die Frauen aus. Eine Grausamkeit, die nicht aus dem Kriegszusammenhang an sich erklärt werden kann. Damit wird in dieser Diskontinuität in der Kriegsgeschichte der Frauenkörper zu einer Zielscheibe des Krieges. Dies zeigt sich deutlich im guatemaltekischen Bürgerkrieg und in den Kriegen im MENA-Raum: Der Frauenkörper wird zu einem strategischen Kriegsziel.

### **Der Frauenkörper als Kriegsterritorium**

Wie Carlos Beristain es im vorliegenden Sammelband darlegt, wird mit dieser Art von Gewalt das Vertrauen des gegnerischen Lagers zerstört. Schon bei anderen Vorträgen habe ich den Vergleich mit einem Ingenieur angeführt, der Untersuchungen anstellt und identifiziert, wo der Sprengstoff platziert werden muss, damit ein Gebäude implodiert und zusammenbricht. Mit wenig Sprengstoff, mit wenig Aufwand, aber am neuralgischen Punkt, im Gravitationszentrum des Gebäudes. So ist es auch mit dem Körper der Frauen in einem gemeinschaftlichen Netzwerk, in einem durch das binäre Verständnis von Geschlecht strukturierten Kontext. Die Schändung der Tempel, der Weisen und der Frauen greift das Gravitationszentrum der Gemeinschaft an. Damit bricht das Selbstvertrauen des Kollektivs zusammen. Das der Gruppe Stabilität verleihende soziale Gefüge löst sich auf. Das Misstrauen wird übertragen. Es wird direkt im Kanon des Miteinanders in der

Gemeinschaft und an den Frauen ausgetragen, wodurch diese ein weiteres Mal zu Opfern werden. Somit zerbricht die für den Zusammenhalt der Gemeinschaft elementare eheliche Reziprozität, durch die die Frauen und Männer ihre Reproduktionsfähigkeit für den Fortbestand der Gemeinschaft bereitstellen. Hier gilt es zu verstehen, dass die Ehe in einer indigenen bäuerlichen Gesellschaft eine völlig andere Struktur und Bedeutung hat als die Ehe in einer Gesellschaft von Individuen, wie etwa in Mitteleuropa. Was dort zerstört wird, ist der gegenseitige Austausch zwischen dem Körper der Frau und dem des Mannes im Sinne von paradigmatischen Rollen der gemeinsamen Fähigkeit, die Gemeinschaft zu reproduzieren. Das ist es, was mit der Schändung der Frauenkörper als kollektiv-ethnische Rechtsnorm mit der Schändung des Körpers der Frau zerbricht.

Als ich ein Gutachten über den Fall Sepur Zarco<sup>9</sup> in Guatemala erstellt habe, sind wir auf ein an Soldaten gerichtetes Handbuch zur Kriegsführung gestoßen. Neben Soldaten galt es auch für Mitglieder paramilitärischer Einheiten, die unter der indigenen Bevölkerung rekrutiert wurden. Vergewaltigung ist bei den indigenen Völkern keine gängige Praxis, ebenso wenig wie in der muslimischen Welt. Das heißt, nicht in allen Zivilisationen äußert sich das Patriarchat und seine Gewalt auf dieselbe Weise. Daher muss die Vergewaltigung trainiert werden. In diesem Handbuch heißt es dazu: »Diejenigen Soldaten, die Skrupel in Bezug auf die

9 Während des guatemalteckischen Bürgerkrieges wurde 1982 in der Nähe der im Grenzbereich der guatemalteckischen Provinzen Alta Verapaz und Izabal liegenden Maya Q'eqchi-Gemeinde Sepur Zarco ein Militärstützpunkt eingerichtet, in den die Soldaten Frauen aus der Gemeinde verschleppten. Die Frauen wurden äußerst gewalttätig behandelt und vielfach vergewaltigt. Dieser Versklavungszustand dauerte sechs Jahre. Im Jahr 2011 reichten 15 überlebende Frauen mit Unterstützung nationaler und internationaler Menschenrechtsorganisationen Klage gegen Militärangehörige ein. Der Prozess endete im Februar 2016 mit der Verurteilung von zwei ehemaligen hochrangigen Militärs zu insgesamt 360 Jahren Haftstrafe wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Des Weiteren wurden Wiedergutmachungsmaßnahmen für die Überlebenden und die Gemeinschaft angeordnet. Dieses Urteil erkennt erstmals an, dass sexualisierte Gewalt in einem bewaffneten Konflikt systematisch als Kriegswaffe eingesetzt wurde. [Anmerk. d. Übers.]

Körper von Frauen und Kindern haben, müssen trainiert werden, um diese Skrupel zu verlieren.« Später, 1986, als es zu einer Unterbrechung dieses Krieges und des Genozids an den indigenen Völkern Guatemalas (diese Bezeichnung ziehe ich vor) kam und die Menschen aus den Bergen herunterkamen, vergewaltigten einige Soldaten weiterhin Frauen. Ihnen wurde gesagt: »Nein, jetzt dürft ihr nicht mehr vergewaltigen, denn das ist vorbei.« Anders ausgedrückt: Es gab einen Befehl zur Vergewaltigung und einen Befehl, nicht mehr zu vergewaltigen. Dies ist äußerst relevant, denn es bedeutet, dass es einen Befehl zur Vergewaltigung als Kriegsstrategie gegeben hat. Somit wird Vergewaltigung zu einer kriegerischen Verhaltensweise, die den Anweisungen im Handbuch folgt. Dabei liegt der Fokus auf den Frauenkörpern als ein Mittel, um das Gebäude des sozialen Zusammenhalts in diesen Gemeinschaften zum Einsturz zu bringen. Des Weiteren geht es darum, der Welt die herrschende absolute, irrationale und willkürliche Strafflosigkeit vor Augen zu führen. Dies geschieht ebenso im Fall von Ciudad Juárez und Ayotzinapa. So gesehen dürfen weder die Gewalt noch die Strafflosigkeit ein Ende finden, da der Zweck dieser Verbrechen gerade darin besteht, zu zeigen, dass es absolute Eigentümer von Gerichtsbarkeiten gibt.

### **Das Mandat der Männlichkeit aufbrechen, die Politik feminisieren**

Abschließend möchte ich diesem Beitrag noch eine kleine Geschichte über gemeinschaftsbasierten Widerstand hinzufügen, da in Bezug auf das bereits Dargelegte meines Erachtens noch etwas zu bedenken ist. Es geht um die Stadt Buenaventura an der kolumbianischen Pazifikküste. Die Stadt soll zum Zentrum des transpazifischen Freihandelsabkommens (TPP/CPTPP) werden. Dazu gehört ein Projekt zum Bau von drei Häfen und einem Hotelsektor für die Unternehmer, die ihre Exporte und Importe über diese Häfen abwickeln werden. Buenaventura ist ein Schauplatz enormer Gewalt, die darauf abzielt, das Gebiet für den Bau dieser beiden Komplexe – Häfen und Hotels – freizumachen und somit die Vertreibung der dort lebenden Menschen zu erzwingen. Betroffen sind Schwarze Gemeinschaften entlang der gesamten

kolumbianischen Pazifikküste. Sie haben ein verfassungsmäßiges Recht darauf, die riesige Landfläche der kolumbianischen Pazifikküste zu bewohnen. Obgleich der Verfassungsartikel nicht im Detail geregelt ist, darf diese Bevölkerungsgruppe kraft Gesetzes nicht aus der Region vertrieben werden. Daher besteht der einzige Weg, sie zu verdrängen, in Gewalt, Grausamkeit und Schrecken. Es ist ein Krieg gegen die Menschen, der von angeheuerten kriminellen Banden geführt wird. Die Formen der Grausamkeit sind extrem.

Als ich auf einem Seminar in Buenaventura sprach, stand ein Mädchen aus dem Publikum auf und fragte mich: »Wie können wir diesen Krieg beenden?« Ja, natürlich! Dieser Krieg konnte nicht durch einen Pakt wie dem zwischen der kolumbianischen Guerilla FARC und dem Staat beendet werden. Denn es gab keine eindeutig identifizierbaren Parteien – nur die Banden und die Menschen. Dies ist zweifellos eines der herausragendsten Merkmale der neuen Kriegeformen: Es gibt weder einen Anfang noch ein Ende des Krieges, weder eine Kriegserklärung noch einen Waffenstillstand. Auch die Kriegsparteien oder Verantwortlichen für den Krieg sind nicht klar auszumachen. Aus diesem Grund fragte das Mädchen: »Wie kann ein solcher informeller Krieg beendet werden? Ein Krieg, der uns massakriert und uns zwingt, zu fliehen und unser Land, unser angestammtes Territorium, zu verlassen.« In diesem Moment begann ich vor den Seminarteilnehmern laut über etwas nachzudenken, was mir vorher nie in den Sinn gekommen war. Hier zeichnete sich eine Antwort ab, die bis heute ein neues Kapitel in meiner theoretischen Reflexion aufgeschlagen hat: *Die einzige Möglichkeit, diesen Krieg zu beenden, besteht darin, das Mandat der Männlichkeit zu dekonstruieren.*

Der Krieg kann nur beendet werden, indem dieses Mandat demontiert wird. Ein Mandat, das Männer hervorbringt, die als Arbeitskräfte für diesen und alle Kriege rekrutiert werden. Das heißt, es gilt die Art und Weise, in der ein Junge sozialisiert und zu der Überzeugung gebracht wird, dass seine Männlichkeit von seinem Kriegspotenzial abhängt, zu demontieren. Das Mandat impliziert auch, dass diese jungen Männer bereit sind, in diesem und anderen Kriegen frühzeitig zu sterben. Nur wenn wir das Mandat der Männlichkeit aufbrechen, deartikulieren, demontieren und

neue Formen der Männlichkeit schaffen, werden wir in der Lage sein, Kriegen ein Ende zu setzen. Das war meine Antwort und ich glaube, es ist möglich. Daran glaube ich, weil ich in meinem Land auf der Straße oft Männer aus allen Altersstufen und sozialen Schichten begegne, die ich nicht kenne und noch nie gesehen habe, die mich jedoch grüßen und mir danken. Daraus schließe ich, dass das Projekt der Dekonstruktion von Männlichkeit im Gange ist. Und zwar genau in dem Sinne, von dem Mandat der Männlichkeit, das Männer und Frauen zu Opfern macht, abzurücken, sich ihm zu entledigen und ihm nicht zu gehorchen.

Gleichzeitig kündigt die Feminisierung der Politik, die Explosion und enorme Präsenz von Frauen auf der Straße das Ende einer Ära und den Beginn einer weiblichen Politizität an. Diese ist eng mit dem Gemeinschaftlichen, der Wiederherstellung der Gemeinschaft, eines sich erneuernden Gewebes der gemeinschaftlichen Bindungen verknüpft. Das begann sehr deutlich in Argentinien, später bei den chilenischen Frauen und schließlich in vielen anderen Ländern. Diese Feminisierung der Politik ist die Zukunft der Politik in Lateinamerika. Es sollte nicht mit #MeToo in den Vereinigten Staaten verwechselt werden, denn es handelt sich um zwei völlig unterschiedliche Prozesse mit gänzlich anderen Strukturen und Gesprächspartnern. #MeToo in den Vereinigten Staaten richtet sich an den Staat, und das aussagende Subjekt ist das »Ich«: »me too«. Der Slogan »Ni una menos« [Nicht eine weniger] der lateinamerikanischen Frauen richtet sich an die Kollektivität, an das »wir« als aussagende Subjekte (nicht eine weniger von uns) und an einen Wandel, der sich in der Gesellschaft vollziehen wird. Alle Versuche, durch eine bewaffnete Revolution oder durch Wahlen die Macht in einem Staat zu ergreifen, um die Geschichte vom Staat aus neu auszurichten, sind gescheitert. Alle, ohne Ausnahme. Daher spricht dieses *Ende der Ära* von einer Domestizierung der Politik, von einer Transformation des Lebens in der Gesellschaft, und das geschieht gerade. Es geschieht jetzt.

*Übersetzung aus dem Spanischen von Dorothea Hemmerling*

## **Rassistische Nekropolitiken: Gott erschafft, die Polizei tötet**

»Ich bin eine Frau.« Das waren die Worte, die Luana Barbosa dos Reis Santos den drei Polizisten der Taktischen Einsatzkräfte des 51. Bataillons aus Ribeirão Preto, einer Stadt im brasilianischen Bundesstaat São Paulo, zurief, als diese sie aufforderten, anzuhalten. Luana war eine Schwarze Frau, Favela-Bewohnerin und Mutter, die im Jahr 2005 eine Geschlechtsangleichung begann und sich für eine Zeitlang anders genannt hatte: Während sie neun Jahre Haft in einem Frauengefängnis absaß, überlistete sie das Gesetz und wies sich als Luan Vitor aus. Luana war ein trans Mann in einem Frauengefängnis. Später, kurz vor ihrem Tod, lebte sie lesbisch. Luana setzte sich über alle heterosexuellen Normen in Staat und Gesellschaft hinweg. In Jardim Paiva Neto, dem Stadtteil, in dem sie wohnte, fuhr sie am 8. April 2016 in Begleitung ihres vierzehn Jahre alten Sohnes auf ihrem Motorrad, als ein Polizeifahrzeug sich näherte und drei Polizisten die beiden stoppten und befahlen: »Hände hoch, alle zwei!« Luana gehorchte, wies aber darauf hin, dass sie eine Frau sei, in der Hoffnung, im Einklang mit dem Gesetz nicht von den Polizisten abgetastet zu werden, sondern von einer Polizistin untersucht zu werden.

Noch während sie darauf hinwies, dass sie eine Frau sei, trat ihr einer der Polizisten ins Kreuz und warf sie zu Boden. In ihrer Verzweiflung riss sie die Bluse auf und entblößte ihre Brüste, um den Polizeibeamten zu beweisen, dass sie eine Frau war und nur von einer Polizistin durchsucht werden durfte. Das reichte jedoch nicht aus, um zu vermeiden, dass die Polizisten auf Luana einprägeln. Aus Notwehr versetzte sie während des Angriffs einem von ihnen einen harten Schlag auf den Mund und trat einem zweiten auf den Fuß. Ihr Sohn war gezwungen, alles mit anzusehen, zusammen

mit den Menschen, die herbeigeeilt waren und versuchten, das brutale Vorgehen der Polizei abzuwehren, jedoch mit der Drohung, Gummigeschosse einzusetzen, gewaltsam zurückgedrängt wurden.<sup>1</sup>

Luana war nicht ganz bei Bewusstsein, als die Polizisten ihr Handschellen anlegten, sie in den Polizeiwagen schoben und sie zum Polizeirevier brachten. Dort wurden strafrechtliche Ermittlungen gegen sie eingeleitet und Anklage erhoben wegen tätlichen Angriffs gegen Vollstreckungsbeamte. Noch am gleichen Tag wurde sie unter der Bedingung, ein Schuldgeständnis zu unterschreiben, auf freien Fuß gesetzt. Ihre Familienangehörigen holten sie auf dem Polizeirevier ab. Sie war sehr schwach, es gelang ihr nicht, sich auf den Beinen zu halten und die Augen zu öffnen, ein sichtbarer Beweis für die Misshandlungen, die sie erlitten hatte. Luana wurde im Komazustand in die Notaufnahme des Hospital das Clínicas eingeliefert. Ihre Mutter begleitete sie und erinnert sich voller Trauer an ihre letzten Tage: »Ich sah Luana im Bett liegen, die ganze rechte Hälfte ihres Körpers war gelähmt, der Mund schief und nach links verzogen. Sie schien friedlich.« Am 13. April 2016 gegen 22:00 Uhr stellte der Arzt ihren Tod fest. Auf der Sterberkunde war vermerkt: »Schädel-Hirn-Trauma mit zerebraler Ischämie als Folge von Schlägen.«

Ausgehend von dem, was Luana Barbosa dos Reis Santos widerfahren ist, möchte ich in diesem Essay einige Begriffe und Kategorien zur Diskussion stellen. Ohne jeglichen Anspruch, auf sämtliche Fragen eine erschöpfende Antwort zu haben, möchte ich auch auf Fragestellungen eingehen, die ich in dem gegenwärtigen Fall im Rahmen eines ethnografischen Ansatzes formuliert habe

1 Luana Dos Reis Santos schrieb sich nicht eindeutig einem Geschlecht zu. Luana wurde häufig als Mann gelesen, spielte mit traditionell männlichen Vornamen und stellte sich mit ihnen vor. Ob Luana sich als Mann oder nicht-binär identifizierte, bleibt offen. Bei der Polizeikontrolle, bei der es zu der tödlichen Polizeigewalt kam, forderte Luana das Recht ein, als Frau von einer Polizistin kontrolliert zu werden. In politischen Kampagnen, wo Angehörige, Familie und Freund:innen für Gerechtigkeit für Luana kämpfen, wird Luana manchmal als Frau, manchmal als trans Mann dargestellt. Dass Geschlecht keine feste Kategorie ist, wird im Fall von Luana besonders deutlich. [Anmerk. d. Herausgeber:innen]

und die auch in meine Dissertation mit eingeflossen sind. Im Strafprozess gegen die drei Polizisten plädierte ich als Anwältin für Gefängnisstrafe und hatte Gelegenheit, die Prozessakte einzusehen. Gleichzeitig habe ich mich den feministischen Bewegungen angeschlossen, die im Zusammenhang mit dem Mord an Luana entstanden waren.

Meine Vorgehensweise in dieser Forschungsarbeit ist also nicht neutral: ich stehe hinter einer der Seiten. Im Verlauf meiner Tätigkeit als Aktivistin, Anwältin und Wissenschaftlerin haben sich mir im Rahmen der ethnografischen Methode immer wieder neue Herausforderungen und Fragen gestellt: während der politischen Aktionen vor dem Gerichtsgebäude zusammen mit den Feministinnen; während der Verhandlungen in den Gerichtssälen als einzige Schwarze Frau und Rechtsanwältin in Konfrontation mit den Polizisten; während der Interviews zusammen mit Luanas Familienangehörigen; während den Diskussionen mit Josildeth Gomes Consorte, der Betreuerin meiner Dissertation; und während meiner Teilnahme an sozialen Bewegungen und internationalen Konferenzen. Gleichzeitig war es mir möglich, zusammen mit anderen Aktivistinnen Einblicke in die Herausforderungen einer internationalen Agenda zur Thematik der freigelassenen afrikanischen Sklav:innen zu gewinnen. Außerdem gelang es uns, neue Kampfstrategien zu entwickeln, um auf einer legalen Ebene von politischer Tragweite gegen eine rassistische Gewalt im Kontext extremer Ungerechtigkeit tätig zu werden.

Einige der in diesem Rahmen aufgeworfenen Fragen gebe ich hier daher wieder: Was sagen – abgesehen von der Frage des Widerstands und der Konfrontation mit der patriarchalischen Herrschaft – Geschichten von Menschen wie Luana Barbosa dos Reis Santos über die kolonialen Beziehungen aus, die im Justizsystem der Staaten Lateinamerikas und der Karibik fortbestehen? Was hat dazu geführt, dass befreite ehemalige Schwarze Sklav:innen weiterhin unterjocht werden und dass ihr Körper in Ländern der Schwarzen Diaspora als Ware gilt? Helfen uns solche tragischen Zusammenstöße mit der Polizei, das heute herrschende rassistische Unterdrückungssystem, das zur Strafjustiz in Ländern der Schwarzen Diaspora gehört, besser zu verstehen? Was sagt eine sol-

che Praxis aus über die historische Stellung der Schwarzen Frauen im Entstehungsprozess unseres Landes (früher Sklavinnen, heute Hausangestellte, Favela-Bewohnerinnen, Gefangene) und über ihren Stellenwert in der gesellschaftlichen Vorstellungswelt in den Ländern der Schwarzen Diaspora?

Diese Fragen haben mich dazu veranlasst, die enge Verbindung zwischen dem System der Strafjustiz und der Institution der Sklaverei in hierarchisch aufgebauten Gesellschaften, die nach *raza*,<sup>2</sup> Klasse, sexueller Orientierung, Geschlecht und sozialem Umfeld unterscheiden, unter die Lupe zu nehmen. Dabei wollte ich die tiefen Spuren von Autoritarismus, Patriarchat und Rassismus als ursächliche und feste Komponenten in der Begriffswelt der Strafjustiz offenlegen. Achille Mbembe weist darauf hin, dass eine geschichtliche Revision des auf dem Vormarsch befindlichen modernen Terrors den Faktor Sklaverei als eines der ersten Beispiele einer biopolitischen und nekropolitischen Erfahrung zwangsläufig mit einbeziehen muss (Mbembe 2018). So weit, so gut. Es ist nur möglich, die brutale Polizeigewalt in diesem konkreten Fall methodisch zu analysieren, wenn diese Gewalt als systemisch, strukturell und geschichtsbezogen betrachtet wird (ebd.). Den historischen Weg der Formen von Gewalt gegen die Schwarze Bevölkerung, vor allem gegen die Schwarzen Frauen, nachzuzeichnen und einige Hinweise auf deren paradigmatische Stellung in der heutigen Gesellschaft herauszuarbeiten, kann also ein methodischer Ansatz sein, um das Fortbestehen kolonialer Strukturen in den Justizbehörden

2 *raza*, dt. »Rasse«: Aus dem Spanischen und Portugiesischen übersetzte Beiträge in diesem Band (insbesondere Rita Segato und Dina Alves) beziehen sich mit *raza* auf eine soziale Konstruktion, das heißt, auf einen Begriff, für den es keine wissenschaftlich begründete Basis gibt, der aber in der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Eroberung in Lateinamerika eine wichtige Rolle spielt. Da Rassismus zur Einführung der Kategorie »Rasse« führte und nicht vermeintliche »Rassen« von Menschen den Rassismus hervorbrachten, ist die Verwendung des Begriffs rassistisch. Da wir dennoch Worte brauchen, um über Rassismus zu sprechen, wird im vorliegenden Sammelband in Abgrenzung zum deutschen Begriff der »Rasse« mit seiner nationalsozialistischen und antisemitischen Konnotation, der spanische Begriff *raza* beibehalten und in den Texten deutscher Autor:innen *raza* verwendet. [Anmerk. d. Übers.]

in Lateinamerika und in der Karibik zu verstehen. Segato spricht hier von der Kolonialität des Justizapparats (Segato 2007).

Es trifft zu, dass eines der wichtigsten Beispiele für die Ausübung von Souveränität die Einführung der modernen Sklaverei war, einer Institution, die sich definieren lässt als lebensverachtend, als Aneignung des Anderen und als seine ontologische Entmenschlichung durch die Reduzierung seines Körpers auf ein merkantiles Objekt, das sämtlichen Formen von Ausbeutung, Gewalt und Tod ausgesetzt ist. Raul Zaffaroni und Ana Luiza Flauzina weisen nach, dass die moderne Bestrafung im Kern verknüpft ist mit der brutalen Behandlung der versklavten Schwarzen durch den Besitzer der Zuckerrohrplantage. Zaffaroni erachtet die wiederholte Behauptung, die Ordenações Filipinas, die Verordnungen der Könige Philipp I und Philipp II von Spanien und Portugal, seien die ersten gültigen Gesetze im kolonialen Brasilien gewesen, als irreführend. Die Vormachtstellung der Hauszucht, die es den Herren erlaubte, die Versklavten ohne gesetzliche Grundlage willkürlich zu bestrafen, kann leicht nachgewiesen werden und hat die strafrechtliche Praxis in Brasilien entschieden beeinflusst und die Abschaffung der Sklaverei weitgehend überdauert (Zaffaroni 2007). Auch Flauzina (2008) ist überzeugt, dass das vom Sklav:innenhandel beeinflusste Strafrechtssystem während der Kolonialzeit in den Hinterhöfen des Herrenhauses zur Anwendung kam und dass im Rahmen repressiver Gesetze sämtliche Instrumente eingesetzt wurden, um symbolisch die Undurchführbarkeit jeglichen Widerstands gegen die koloniale Herrschaftsordnung zu unterstreichen.

Man kann also behaupten, dass das Strafrechtssystem zutiefst beeinflusst ist von einer rassistisch markierten Auffassung von Verbrechen und Strafe, in dem der Schwarze Körper für die Anwendung staatsbürgerlicher Prinzipien politisch als ungeeignet betrachtet wird und angeblich von Geburt an mit dem Verbrechen im Bunde steht. Der Besitzer der Zuckerrohrplantage hatte die Gewalt über Leben und Tod der Versklavten, denn diese waren lediglich eine Handelsware. Dadurch hat der Despotismus der Großgrundbesitzer so etwas wie einen dauernden Ausnahmezustand ins Leben gerufen, in dem das Gesetz für Schwarze Menschen immer zum Verhängen von Strafen und nie zur Gewährleistung von Rechten diente (Davis 2009).

Dieser permanente Ausnahmezustand, den die genannten Autor:innen ansprechen, setzte sich auch fort nach der Einführung des Código Criminal (1830), des ersten brasilianischen Strafgesetzbuches, das die Ordenações Filipinas ablöste, und auch nach der Verabschiedung der Constituição do Império (1824), der ersten brasilianischen Verfassung. Diese Regelungen entstanden unter dem Mantel der wichtigsten Rechtsgelehrten der Aufklärung. Das bedeutet, sie befinden sich in Einklang mit den Idealen der Aufklärung und erheben sich über jeden vermeintlichen Widerspruch zwischen Sklaverei und Freiheit. In diesem Rahmen verschaffte sich das brasilianische Kaiserreich Geltung durch die Aufrechterhaltung rassistischer Asymmetrien. Es überrascht zum Beispiel die Beobachtung, dass im Strafgesetzbuch die Rechtsfähigkeit des Versklavten unterschiedlich ausgelegt wird: war er das Opfer einer als gesetzwidrig geltenden Tat, wurde er als Handelsobjekt, als Eigentum seines Herrn, eingestuft. Demzufolge konnte die gesetzwidrige Tat auch nicht geahndet werden. War er hingegen derjenige, der eine gesetzwidrige Tat begangen hatte, wurde er zur Verantwortung gezogen, d. h. als menschliches Subjekt betrachtet, das für seine Vergehen bestraft werden musste. Von daher weist die gesetzlich anerkannte Vorstellung des Versklavten als Person einen zutiefst verbrecherischen Charakter auf, egal, ob er als zur Ware degradiertes Objekt oder als für seine Straftaten verantwortliches Subjekt betrachtet wird (Flauzina 2008).

In diesem Sinn ist die gegen Schwarze Frauen gerichtete sexualisierte Gewalt in der Geschichte des amerikanischen Kontinents ein Phänomen, das auf all seine Länder zutrifft. Im brasilianischen Kontext war die von diesen Frauen erlittene sexuelle Gewalt während der Kolonialzeit Anlass zum Entstehen von Romanen und Mythen und führte zu einer spezifischen Dynamik der sozialen Beziehungen in Brasilien (Carneiro, 2019). Die *miscigenação*, die bisweilen ein positiv besetztes Narrativ einer vermeintlich friedlichen und einvernehmlichen Zeugung von Nachkommen Schwarzer und indigener Menschen mit *weißen* Kolonialherren beteuert, ist nicht nur ein Ergebnis dieser gewaltvollen Prozesse, sondern wird noch heute zelebriert und bildet das Fundament des Mythos der brasilianischen Demokratie. Nichtsdestotrotz ist es dieses Herr-

schaftssystem, das Hierarchien hinsichtlich *raza* und Geschlecht im Land festschreibt. *Miscigenação* als romantische und chauvinistische Zelebration aller »Rassen« ist Teil der in Brasilien herrschenden Unterdrückungsmatrix (Carneiro 2019).

Ich möchte einige emblematische Beispiele der Gegenwart zitieren, die zeigen, dass sich in aktuellen Gewalttaten Anklänge an die Sklav:innenzeit finden, wie sich aus Lynchmorden und Folterungen von Schwarzen Personen in Brasilien schließen lässt: Am 8. Juli 2015 wurde ein Schwarzer Mann, Cleidenilson da Silva, 29 Jahre alt, beschuldigt, eine Snackbar in São Luís do Maranhão überfallen zu haben. Er wurde von Anwohner:innen gefangen genommen, an einen Pfosten gebunden und gelyncht. Ein anderer Fall ereignete sich im Juli 2019 in der Stadt São Paulo, als ein 17-jähriger Jugendlicher versuchte, in einem Supermarkt eine Tafel Schokolade zu klauen. Zwei Wachmänner der Supermarktkette brachten ihn in einen Raum im hinteren Bereich des Ladens. Dort wurde er ausgezogen, geknebelt, gefesselt und mit einer Peitsche aus geflochtenen Elektrokabeln geschlagen. Die Folterszene dauerte ungefähr 40 Minuten. Auf dem Video, das über die sozialen Netzwerke verbreitet wurde, kann man sehen, wie der Junge sich unter den Peitschenhieben eines Wachmanns windet.

Diese zwei Ereignisse sowie der tragische Fall von Luana Barbosa dos Reis Santos zeigen eine systemische Praxis in einer mit der Sklaverei tief verwurzelten Gesellschaft. Die Sklaverei repräsentiert diesen Ort, an dem der Schwarze Körper noch immer ein Labor ist, um mit Gewalttechniken zu experimentieren. Das erklärt, weshalb die Folterung dieses Körpers in der Regel bagatellisiert wird. Ruft die Wahl der Peitsche als Folterinstrument nicht etwa nachträglich Assoziationen zur Sklaverei in der Vorstellungswelt der Gesellschaft hervor? Der ausgepeitschte Schwarze Körper ist der symbolische Ausdruck par excellence eines Nachhalls der Sklaverei in der Gesellschaft und den Institutionen (Souza 2018). In dem brutalen Zusammenstoß Luanas mit den Sicherheitsbeamten schreibt sich die Folter in ihren Körper ein und wird noch verstärkt durch die Intersektionalität verschiedener Formen der Vulnerabilität, denen sie als Schwarze, in Armut lebende Frau, als Teil der LGBTI+ Community und als Favela-Bewohnerin unterliegt.

Evandro Duarte (2016) und Luciano Góes (2018) verweisen in ihren Studien auf den Rezeptionsprozess der theoretischen Matrix der positivistischen Kriminologie und den Entwurf eines kriminologischen Wissens rassistisch-kolonialistischer Natur. Indem sie den rassistischen Bezug im kriminologischen Diskurs herausarbeiten, heben beide Autoren den Genozid und die Kriminalisierung Schwarzer Personen als rassistisch-ätiologisches Paradigma hervor, das die Entstehung und Verstärkung eines »Verbrecherstereotyps« in Brasilien beeinflusst. Eine kritische Kriminologie weist hingegen darauf hin, dass Kriminalität und Kriminalisierung Bestandteil des Wirkungsfelds von offiziellen Institutionen sind. Das Vorgehen dieser formellen Institutionen wie Polizei und Justizsystem konzentriert sich auf bestimmte soziale Gruppen, die bereits ausgegrenzt sind (Duarte 2016; Góes 2018).

Stereotype als Strategien zur Herausstellung von Unterschieden, die der Schwarzen und der indigenen Bevölkerung zugerechnet werden, brachten eine Reihe von Identitäten hervor, die im Verlauf der Geschichte dem Bereich der Delinquenz zugeordnet wurden: Müßiggänger, Vagabunden, Faulenzer, gefährliche Typen, Schwarze Frauen, die sexuell promiskuitiv, pervers, hässlich, lasziv, libidinös, tollwütig sind und trunksüchtige, unsittliche Männer – und mehr noch: strafbare Körper. Die Kategorien *raza*, Klasse, Gender, soziales Umfeld sind die wichtigsten Instrumente, um die Markierung abweichender, strafbarer, *tötbarer* Körper zu untersuchen (Alves 2017).

Eines der Ergebnisse meiner in einem Frauengefängnis durchgeführten Forschungsarbeit mit dem Titel »Black Prisons. White Judges« besteht darin, aufzuzeigen, dass Richter sich in ihren rassistisch geprägten strafrechtlichen Narrativen von einer krankhaften Vorstellung von der Schwarzen Frau leiten lassen: sie handelt mit Drogen, ist gemeingefährlich, besitzt eine verderbte, zum Verbrechen neigende Persönlichkeit. So lassen sich die Strafen, die verhängt werden gegen Frauen, die als Dealerinnen angeklagt sind, rechtfertigen. Dieses pathologische Bild in den Augen der *weißen* Richter zeigt, dass Schwarze Frauen historisch als Störfaktor der öffentlichen Ordnung betrachtet werden und daher eine Gefahr für das Land darstellen. Dieser rassistisch markierte Blickwinkel zeigt, dass den modernen Konstruktionen bezüglich sozialer Grup-

pen, die als gefährlich gelten, grundsätzlich eine tiefe, rassistische und patriarchale Prägung zugrunde liegen, die heute in den Statistiken und dem spezifischen Profil der Klientel des Strafrechts ein Echo findet.

Das Instituto Igarapé hat nachgewiesen, dass Schwarze Frauen und Women of Color Zielscheibe der Gewalt von Tätern sind, die im Namen des Staates handeln. Das Institut hat Fälle von Frauen, die aufgrund von Polizeioffensiven oder behördlicher Einsätzen – Gewalttaten seitens der Vertreter des Staates – zu Tode kamen, während einer Zeitspanne von zehn Jahren (von 2006 bis 2015) ausgewertet: Im Jahr 2015 waren von den 4 616 aufgrund tätlicher Angriffe getöteten Frauen 2 897,<sup>3</sup> insgesamt 62,8 Prozent. Im Jahr 2006 waren es insgesamt 52,9 Prozent.<sup>4</sup> Schwarze Frauen und Women of Color bildeten auch die Mehrheit unter den Frauen, die während dieser zehn Jahre durch die Gewaltanwendung von Vollstreckungsbeamten getötet wurden: 52 Prozent waren Schwarze Frauen oder Women of Color, 31 Prozent waren *weiß*. Women of Color sind diejenigen, die hinsichtlich aller Formen von Gewalt gegen Frauen in Brasilien am stärksten betroffen sind (Igarapé 2017). Nach dieser Erhebung ist die Zahl der Morde an Schwarzen Frauen während dieser zehn Jahre um 14 Prozent gestiegen. Von 2006 bis 2015 haben die Morde an Women of Color um 21 Prozent zugenommen, während die an *weißen* Frauen um acht Prozent gesunken sind (Igarapé 2017).

- 3 Dina Alves bezieht an sich an dieser Stelle im Original auf »mulheres pretas« und »pardas«, was Black and Brown women entspricht, und eine differenziertere Darstellung von Rassismuserfahrungen kenntlich machen soll. Im Deutschen ist eine solche sprachliche Unterscheidung nicht üblich, weshalb eine angemessene Übersetzung kaum möglich ist. Schwarze Frauen und Women of Color kommt dem am nächsten, wenngleich die Übersetzung an dieser Stelle ungenau bleiben muss. [Anmerk. d. Herausgeber:innen]
- 4 2015 machten Schwarze Frauen und Women of Color 52,7 Prozent aller in Brasilien lebenden Frauen aus. 2006 waren es 47,6 Prozent. <https://drive.google.com/file/d/1DJ1thWRoXWjNCKHkV3Xwiy-JYSMtiC5V/view> [Zugriff 21. 1. 2022].

## **Rassistische Konstruktion von Unschuld: Tod wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt**

In der brasilianischen Gesellschaft ist *Unschuld* immer eine rassistisch markierte Kategorie. Wenn in der Sklaverei die Herren der Versklavten und ihrer Familien als Opfer von deren Gräueltaten oder aber als heldenhafte Eroberer galten, die ihre Existenz der Erforschung und dem Aufbau der Nation opferten, dann wird heute auch die Kategorie *Opfer* unter dem Blickwinkel einer rassistischen Interpretation von Gesetz und Ordnung betrachtet. Während Schwarze Personen als Kriminelle gesehen werden, die ihre Unschuld beweisen müssen, ist eine *weiße* Person eine unschuldige Person, deren Schuld nachgewiesen werden muss.

In dem Strafverfahren gegen die Militärpolizisten, die Luana Barbosa dos Reis Santos ermordet haben, schlug ich den umgekehrten Weg ein und plädierte für ein Strafurteil. Ich identifizierte drei Strategien, die konstruierte Unschuld der Polizisten im Fall Luana Barbosa als rassistisch einzustufen. Ich argumentierte, dass es sich um eine rassistische Vorgehensweise handelt, wenn auch keine rassifiziert gefärbte Grammatik angewandt wird. Denn die Auffassung von kriminellen und strafbaren Körpern ist immer eine rassistisch markierte Auffassung. Punkt.

Die erste Strategie besteht darin, die Anschuldigungen zu disskreditieren, indem das Opfer als unglaubwürdig dargestellt wird. In dem Strafprozess gegen die Polizisten ist in den Einwänden der Verteidigung, wenn es um Luana geht, die Rede von »Annahmen« und »Behauptungen« und sie wird als »vermeintliches« Opfer bezeichnet. Wenn Luana erwähnt wird, geht es stets um Aspekte ihres Lebenswandels, die ihren Tod rechtfertigen könnten.

In dem Strafprozess wird zum Beispiel offen über Luanas Vorstrafenregister gesprochen: »Sie war mehrmals vorbestraft. Sie wurde schon verhaftet wegen [unerlaubtem] Führen einer Waffe, Diebstahl, Rauschmittelhandel und Korruption von Minderjährigen.« Während einer Zeugenaussage bekam auch eine ihrer Schwestern aus dem Mund der Strafverteidiger die Frage zu hören: »Ist Ihre Schwester vorbestraft?« Sie antwortete darauf: »Ja, wegen [unerlaubtem] Führen einer Waffe und Diebstahl.« Es geht hier nicht um die Vergangenheit Luanas, aber ich er-

wähne dieses Vorgehen der Verteidigung, um zu zeigen, dass die Verunglimpfung des Lebenswandels der Toten auch zu einer rassistischen Strategie gehört, um die Unschuld der Polizeibeamten zu konstruieren.

In einer anderen Aussage ist es eine rassistische Darstellung hinsichtlich des Umfeldes, in dem Luana ihr Leben aufgebaut hat, die als Grundlage dient, um ihre Biografie zu demontieren. In der Aussage unten lässt sich ein Polizist über wichtige Aspekte ihres Lebens aus, zum Beispiel ihren psychisch »gewandelten« Charakter und die Tatsache, dass der Stadtteil, in dem sie wohnte, »im Interesse der öffentlichen Sicherheit« läge. Es ist der Wohnort und die Nachbarschaft, die als rassifizierte Markierung herangezogen werden, um ihre Schuld festzustellen und demzufolge ihren Tod zu rechtfertigen.

Schließlich wird das sexuelle Verhalten Luanas als einer der Faktoren herangezogen, die sie zum Opfer werden lassen. Die Erwähnung ihrer sexuellen Identität erfolgt fast immer indirekt, lässt sich aber leicht in Zusammenhang bringen mit ihrem »abweichenden« Verhalten. Obwohl die für die Eröffnung des Ermittlungsverfahrens verantwortliche Kriminalkommissarin versichert hatte, hinsichtlich Luanas sexueller Identität nicht im Bilde gewesen zu sein, wird im Verlauf des juristischen Diskurses immer wieder darauf hingewiesen. Legen wir zum Beispiel folgende Hinweise auf ihre Identität zugrunde:

»Dass Leute in der Nähe waren und im Polizeiauto eine gefesselte Person zu sehen war; dann erfuhr ich, dass die festgenommene Person eine Frau war; ich sage eine Frau, weil ich das später gehört habe, mein erster Eindruck war, dass es ein Jugendlicher, ein Junge, ein Mann war; sie schlug zu, hob die Bluse hoch und schrie: ›Ich bin eine Frau.‹ Da hab' ich dann gesehen, dass sie eine Frau war. [...] Die Person, die das Motorrad fuhr, schien zum männlichen Geschlecht zu gehören.

[...] sie hatte Männerklamotten an, Bermudashorts, Sneaker, Polohemd. Wir erfuhren erst, dass es eine Frau war, als sie sich die Bluse vom Leib riss. Vom Körpertypus und der Kleidung her sah sie aus wie ein Mann.«

Die zweite Strategie einer rassistischen Konstruktion von Unschuld besteht in der gezielten Wahl »unverdächtiger« Zeugen. Zur Verteidigung der Polizeibeamten soll ein anderer Polizeibeamter im Einklang mit seiner gesellschaftlichen Rolle als »unverdächtiger Zeuge« auftreten. Wie man weiß, haben die Zeugenaussagen von Angehörigen der Militärpolizei »Beweiskraft«, mit anderen Worten, sie profitieren, da es sich um Staatsdiener handelt, vom Grundprinzip der Unschuldsvermutung. Wie die Fälle der von brasilianischen Gerichten freigesprochenen Militärpolizisten eindeutig zeigen, ist dies in Wirklichkeit eine rechtlich verankerte Tatsache, sodass Polizeibeamte zu einer besonderen Kategorie von Menschen zu gehören scheinen, die gefeit sind gegen jeglichen Verdacht. Dieser »Unverdacht« wird durch die Zeugenaussagen anderer Polizeibeamten untermauert.

In diesem Zusammenhang betonen die Zeug:innen wiederholt Luanas Schuld und die Unschuld der Polizeibeamten, indem sie eine Reihe von Markierungen hinsichtlich der »sauberen« Lebensführung von Luanas Mördern bekräftigen. So sagte beispielsweise der Vorgesetzte der beschuldigten Polizeibeamten, »der Vorfall hat sich abgespielt unter Einhaltung des üblichen Vorgehens« und »die drei haben einen guten Ruf«. Um das »gute Verhalten« der Beamten noch stärker herauszustreichen, bekräftigte er, dass sie »zusammen mit den Taktischen Einsatzkräften des Bataillons im Einsatz waren« – zu den Taktischen Einsatzkräften zu zählen, gilt als Beweis für eine bessere Qualifikation.

Dieses Argument hat sich in eine grundlegende Strategie verwandelt, um die Unschuld und die mustergültige Lebensführung der Polizisten zu beweisen. Denn schließlich, wie es einer der Polizeibeamten formulierte, »werden immer die besten Polizisten, die zum 51. Bataillon der Militärpolizei gehören, ausgesucht. Sie bilden die Kommandoreserve, sie müssen sehr diszipliniert sein.« Was hier nicht gesagt wird, ist, dass diese Taktischen Einsatzkräfte die höchste Rate von Todesopfern in der Militärpolizei zu verantworten haben. Es entsteht somit in der Militärpolizei eine Form ostentativer Polizeieinsätze, deren Ziel laut Polizeibehörde in einer sektoriellen Präventionsarbeit mithilfe von intensivierten bzw. schnell aufeinander folgenden lokalen Polizeieinsätzen besteht.

Diese sollen als Repressions- und Präventionsmaßnahmen dienen, um das organisierte Verbrechen abzuwehren oder an Orten mit hoher Rate an Schwerverbrechen Unruhen zu kontrollieren und Aktionen zur Wiederherstellung einer umfassenderen öffentlichen Ordnung durchzuführen.

Ein anderer Hauptmann der Militärpolizei hob ebenfalls die tadellose Lebensführung der Angeklagten hervor. Nach seinen Worten »haben die drei ausnahmslos einen einwandfreien Leumund. Es sind gute Profis. In beruflicher Hinsicht kann ich nichts gegen sie sagen.« Ein weiterer Angehöriger der MP legte als Zeuge Wert darauf, allgemeine Überlegungen zur Polizeiarbeit anzustellen und die Interessen der Polizei sowie die persönlichen Interessen der Angeklagten zu verteidigen, und zwar mit folgender Argumentation:

»VERTEIDIGUNG: Was können Sie über das berufliche Verhalten der Polizeibeamten sagen?

ZEUGE: Nichts, was ihrem Ruf abträglich wäre. Sollte es noch nicht passiert sein, gibt es Möglichkeiten, nachzusehen, lesen Sie, was in den Personalakten unter Lob und Strafen steht, das ist ein eindeutiger Beweis. Sie führen ein einwandfreies Familienleben. Alle drei. Einer von ihnen ist sogar Evangelikaler, er predigt in einer Kirche. Der andere ist mit einer Schwarzen Frau verheiratet, er hat einen behinderten Sohn, nein, kein Down-Syndrom, aber er hat große Probleme. Der dritte ist zum zweiten Mal verheiratet und hat zwei Kinder, eines ist noch nicht mal ein Jahr alt.«

Die dritte Strategie eines rassistisch gefärbten Aufbaus von Wahrheit besteht in der Hochstilisierung der Polizisten zu Opfern. Die Militärpolizisten werden in dem juristischen Diskurs als »Opfer eines ungerechten Angriffs« bezeichnet. In diesem Narrativ erscheint die Gewalt, deren Opfer Luana war, als ein zufälliger »Zusammenstoß«, bei dem die Staatsbeamten ihre Arbeit machen und dabei von denen gestört werden, die sich ihren Aktionen widersetzen. Hier haben wir es mit der Umkehr der Opferrolle zu tun.

Das Opfer trägt die Schuld. Die Gewalt wird ausgelöst von Luana, und zwar nicht nur in Bezug auf die Polizeibeamten, sondern auch in Bezug auf sich selbst. Luana hat sich umgebracht. Die

rassistische Konstruktion von Unschuld manifestiert sich hier auf zweierlei Weise. Die Umkehr der Ordnung geschieht bereits bei der Einleitung des Ermittlungsverfahrens. Als die Kriminalkommissarin auf dem Polizeirevier erschien, eröffnete sie ein Verfahren gegen Luana wegen tätlichen Angriffs gegen die Vollstreckungsbeamten, obwohl Luana geschlagen worden war und blutete.

In einer Anhörung am 7. Februar 2018 stellten wir die Frage, weshalb die Kommissarin keinen Krankenwagen gerufen habe, nachdem Luana bei der Polizeidienststelle angekommen war. Ihre Antwort ist bezeichnend für die von Anfang an vorherrschende Sichtweise: »Ich habe keine Verwundungen gesehen. Luana war nicht verletzt.« Die Polizeibeamten hingegen, die keine sichtbaren Körperverletzungen aufwiesen, wurden sofort zur Feststellung des Tatbestands zur Gerichtsmedizin geschickt.

Außerdem beharrten die Strafverteidiger auf dem »Fehlen eines Kausalzusammenhangs« zwischen dem Tod von Luana und den ihr zugefügten Schlägen. Die Tatsache, dass sie an einem Schädel-Hirn-Trauma verstorben war, sei darauf zurückzuführen, dass »sie selbst«, so wörtlich, im Polizeiwagen um sich geschlagen habe. Die Polizisten bestanden darauf, ein Narrativ aufzubauen, nach dem Luana sich selbst die Verletzungen zugefügt habe, mit folgenden Argumenten:

»Ich habe bemerkt, dass sie den Kopf gegen die Fensterscheibe schlug und mit den Füßen gegen die andere trat, noch als wir ankamen, stemmte sie die Füße gegen eine der Fahrzeugseiten und den Oberkörper gegen das Fenster auf der anderen Seite. [Die Polizisten] entriegelten die Türen und versuchten, ihre Bewegungen einzuschränken [...]. Sie machten ihre Füße und Hände bewegungsunfähig, um zu verhindern, dass sie das Fahrzeug beschädigte und auch sich selbst dabei verletzte.«

Ein anderer Polizeibeamter bestätigt:

»Es stimmt, sie schlug den Kopf immer wieder gegen die Innenseite des Wagens [...] Ja, sie warf den Kopf nach hinten, so. Sie war ziemlich außer sich, ziemlich außer sich. [...] Da haben die

Polizisten versucht, diese Stöße mit dem Kopf und den Füßen zu verhindern und haben ihre Füße gefesselt.«

»Hat sie sich verletzt?«, fragt der Strafverteidiger. Er antwortet:

»Sie schlossen die Wagentür, da trat sie gegen die Fensterscheibe, die Tür, das Innere, und schlug dabei den Kopf gegen die Innenseite des Fahrzeugs.«

Die Gewaltanwendung gegen Luana erfolgte, um sie unter Kontrolle zu bringen und das bedrohte Leben der Polizisten sowie das Eigentum des Staates, das Polizeifahrzeug, zu schützen. Dieser letzte Aspekt ist wichtig – der Schutz des Staatseigentums –, denn im Diskurs der Polizei gilt die Anwendung von »legitimer«, also gesetzlich erlaubter Gewalt als gerechtfertigt. Eine »außer Kontrolle geratene« und »gewalttätige« Luana zu überwältigen, kommt einer institutionellen Aufgabe gleich und die Judikative ist verpflichtet, die Institutionen zu schützen. Daher die Strategie der Strafverteidiger, im Narrativ der Kriminalisierung auf die Beschädigung des Fahrzeugs hinzuweisen.

In diesem Sinne war der Tod von Luana von keinem anderen Täter als von ihr selbst herbeigeführt worden. Sie kam zu Tode, weil sie hysterisch war. Sie starb, weil sie aus einem höchst anfälligen Umfeld stammte. Sie starb, weil sie Widerstand leistete! Der juristische Begriff »Widerstand mit Todesfolge« (der nun »Tod als Folge eines polizeilichen Eingriffs« lautet) legitimiert die Tötung, denn nach dem Gesetz ist Widerstand ein Verbrechen.

Die Frage des »bei der Festnahme geleisteten Widerstands« oder des »Widerstands mit Todesfolge« ist ungemein wichtig für die Sozialwissenschaften. Grundsätzliche Kritik kommt von Autoren wie Mesquita (1999) und Sinhoretto (2018), für die die Bezeichnung in Wahrheit die Erlaubnis zum Töten bedeutet, was sie unterstreichen. Im Fall Luana gibt es hinsichtlich der Polizeigewalt kein Verbrechen, denn »ein Verbrechen ist nur demjenigen anzulasten, der in kausalem Zusammenhang dazu steht.« Selbst in dem Fall, in dem das Gesetz die strafrechtliche Verantwortung auf die »Unterlassung oder Aktion, ohne die die Tat nicht erfolgt wäre«

ausdehnt, schützt das Gesetz Luana nicht, denn sie ist die Schuldige. Die Unterlassung, die von den Polizisten zu verantworten wäre, wird der Toten angelastet, denn sie unterließ es, sich den Regeln der polizeilichen Durchsuchung zu fügen. Im Fall der Aktion ist sie ebenfalls schuldig, denn sie war es, die den tätlichen Angriff verübt hat, wie einer der Polizisten versichert.

Der verschwörerische Charakter der Diskurse wird auch deutlich bei der Konstruktion von Unschuld als legale Strategie der Gesellschaft. Nach der Ermordung Luanas, meldete sich ein Bewohner der Region freiwillig auf dem 51. Polizeirevier, um die von Mitgliedern der Gemeinde wegen Gewaltausübung beschuldigten Polizeibeamten zu verteidigen. Er sagte aus, dass er den Fall in der Lokalpresse verfolgt und daher beschlossen habe, seine eigene Version zu erzählen, da er am Ort gewesen und gesehen habe, was passiert sei. Er gab zu Protokoll:

»Ich habe das Ganze im Fernsehen gesehen, nicht wahr, ich habe nachts gearbeitet und alles gesehen und ich dachte, das Fernsehen sagt nicht die Wahrheit. Dann habe ich es in der Zeitung A Cidade gelesen, wo ungefähr dasselbe stand, aber es stimmt ja nicht, dass die Polizisten sie angegriffen haben, nicht wahr? Sie haben ihr nichts getan. Sie haben sie gefesselt, das ja. Ich wurde gefragt, ob ich gesehen habe [...], dass sie sie mit Fußtritten traktiert haben. Das habe ich nicht gesehen, nein und nochmals nein. Sie haben ihr Handschellen angelegt, mussten sie festhalten, sie hatte wirklich viel Kraft, war ganz wild, ganz außer sich. Sie warf den Helm nach ihm, er wehrte ihn mit dem Arm ab, sie ging auf ihn los, war total aus dem Häuschen, nicht wahr, und verpasste ihm einen Boxhieb, mitten ins Gesicht, auf die Nase. Da versuchte der Polizist sie festzuhalten, schaffte es aber nicht. Dann stieg ein anderer aus dem Auto und versuchte, sie zu bändigen und sie im Knien zu fesseln und drehte ihr die Arme auf den Rücken. Dabei versuchte der dritte sie festzuhalten und zu fesseln. Die Polizisten haben sie nicht angegriffen. Sie haben sie gefesselt, ja, das haben sie.«

Wie wir gesehen haben, handelt es sich beim Aufbau einer rassistisch bedingten Unschuld nicht nur um eine zulässige Strategie der

Verteidigung. Es handelt sich um eine Strategie der Gesellschaft. Das wird bestätigt durch eine Untersuchung des Forschungsinstituts Datafolha und des Brasilianischen Forums für Öffentliche Sicherheit (2016) mit dem Titel »Die Wahrnehmung von Gewalt in der Bevölkerung«. Dabei wurden 3 625 Personen in 217 Städten des Landes befragt: Sechs von zehn Brasilianer:innen zeigten sich einverstanden mit der Aussage »Ein guter Verbrecher ist ein toter Verbrecher«. Die Zustimmungsrate liegt noch höher in Städten und Gemeinden mit einer Einwohnerzahl unter 50 000. Im Vergleich zum Jahr 2015, als die gleiche Umfrage stattfand, lag die Zustimmung zu dieser Aussage höher. 2019 gaben 50 Prozent der Bevölkerung an, für den Tod von Kriminellen zu sein. Die Unterschiede steigen oder fallen leicht, wenn man nach Männern und Frauen unterscheidet. Im Jahr 2016 waren 60 Prozent der Männer dafür und 32 Prozent dagegen. Bei den Frauen waren 55 Prozent dafür und 36 Prozent dagegen. Berücksichtigt man das Alter, so steigt die Zustimmung mit zunehmendem Alter. In der Altersklasse der 16- bis 24-Jährigen, stimmten 54 Prozent der Aussage zu. Bei den 60-Jährigen und über 60-Jährigen waren 61 Prozent damit einverstanden. Die Zahlen des Instituts Datafolha zeigen auch, dass 64 Prozent der Brasilianer:innen glauben, die Polizei würde von den »Kriminellen« verfolgt. Diese Zahl liegt noch höher in nördlichen Regionen (67 Prozent), Mittelwest (69 Prozent) und im Südosten (66 Prozent).

Während ich in diesem Essay die individuellen Aussagen von Polizeibeamten in den Gerichtsverhandlungen deutlich mache, versuche ich, noch einen Schritt weiterzugehen, indem ich die strukturelle Gewalt aufzeige, die wenig zu tun hat mit dem abweichenden Verhalten von Polizeibeamten und ihrem Korpsgeist (geschlossene Gemeinschaft, Rachepolitik und absolute Kontrolle über die staatliche Bürokratie). Es gibt unzählige Studien, die sich auf die Rolle der Polizei als Gewalt produzierender Akteur beziehen (Bueno/Sinhoretto 2018). Ein anderes, noch wenig erforschtes Feld, über das einige Wissenschaftler:innen wichtige Reflexionen angestellt haben, ist das Verständnis von Polizei »als ein Gemeinwesen«, als ein Herrschaftsinstrument, das Bürger:innenrechte lenkt und anpasst und das breite Unterstützung in der Gesellschaft findet (Seigel

2018; Denyer Willis 2015). Nach diesen Autoren geht die Polizeiarbeit weit über das Patrouillieren uniformierter Polizist:innen auf den Straßen hinaus, wie es Seigel in seinem Buch schreibt. Die in diesem Essay erwähnten Polizeibeamten sind daher nur Symbole des Nationalstaats, denn sie verrichten eine Arbeit, die wichtig ist für das geltende rassistische und heteronormative Projekt genannt »Nation«.

### **Luanas Widerstand**

In diesem Sinn zeigt der Widerstand Luanas im Zusammenprall mit den Garanten der öffentlichen Sicherheit, dass ihr (un)beherrschbarer Körper zu einer Herausforderung und Konfrontation mit der heteronormativen Sexuallogik wird. Diese fußt auf Kategorien, die das Justizsystem von Anfang an begleiten. Dieser Gewalt durch Gewalt zu widerstehen, kann interpretiert werden als eine Art Enthüllung des Projekts Nation. Inwiefern findet Luanas Schwarzer, unkontrollierter, aggressiver und unbeherrschbarer Körper in diesem Projekt Platz? Auch wenn der Boxhieb auf den Mund des Polizisten von der staatlichen Bürokratie der Strafjustiz als Körperverletzung gelesen und interpretiert wird, muss diese Geste als Konfrontation mit dem souveränen Staat gesehen werden. Wenn der Staat Fabeln über Gerechtigkeit, Wahrheit und Unschuld erfindet, so hat Luana diese entmystifiziert, indem sie ihren schmerzverzerrten Körper als Mittel des Widerstands gegen die patriarchalische Ordnung einsetzte. Die Konfrontation Luanas mit der polizeilichen Brutalität zeigt einen widerständigen Körper, der eine Anpassung an die Regeln des Herrschaftsapparats und an den ordnenden Diskurs und die symbolischen Souveränitätszeichen des Staates verweigert.

*Übersetzung aus dem brasilianischen Portugiesisch  
von Sarita Brandt*

## Literatur

- Alves, D. (2017). »Rés negras, juízes brancos: uma análise da inter-seccionalidade de gênero, raça e classe na produção da punição em uma prisão paulistana«. In: Revista CS, 21, S. 97–120. Cali, Colombia: Facultad de Derecho y Ciencias Sociales, Universidad Icesi.
- Carneiro, S. (2019). »Enegrecer o feminismo: a situação da mulher negra na América Latina a partir de uma perspectiva de gênero«, in: Pensamento feminista: conceitos fundamentais. Org. Heloísa Buarque de Hollanda. Rio de Janeiro: Bazar do tempo.
- Consorte, J. G. (1999). 500 anos de brasilidades. A mestiçagem no Brasil: armadilhas e impasses. São Paulo: Revista Margem.
- Davis, A. (2009). A democracia da abolição: para além do império das prisões e da tortura. Rio de Janeiro, DIFEL.
- Denyer Willis, G. (2015). O Consenso de matar: polícia, crime organizado e a regulação da vida e morte no Brasil urbano. Berkeley: University of California Press.
- Duarte, E. (2016). Paradigmas em criminologia e relações raciais. In: Cadernos do CEAS, Salvador. (238): S. 500–526.
- Flauzina, A. L. P. (2008). Corpo negro caído no chão: o sistema penal e o projeto genocida do Estado brasileiro. Contraponto, 1ª ed.
- Góes, L. (2018). Entre a Sociologia do Controle e a Criminología marginal: Insurgência (afro)epistémica sobre o Sistema de Controle Racial/Social Brasileiro. In: Revista Vanguarda Jurídica (1): S. 139–146.
- Igarapé Instituto (2017). »Taxa de homicídio de mulheres negras subiu 14% na última década, enquanto de brancas caiu 8%«. Online: <http://www.generonumero.media/homicidios-mulheres-negras-violencia/>.
- Mbembe, A. (2018). Necropolítica. Editora N-1: Rio de Janeiro.
- Segato, R. (2007). »El color de la cárcel en América Latina: apuntes sobre la colonialidad de la justicia en un continente en deconstrucción«, in: Revista Nueva Sociedad, n. 208.
- Seigel, M. (2018). Violence Work: state power and the limits of police. Duke University Press.
- Sinhoretto, J., Moraes, D. S. (2018). »Violência e racismo: novas faces de uma afinidade reiterada«, in: Revista de Estudios Sociales 2018:64.
- Souza, T. L. S. (2018). A era do grande encarceramento: tortura e superlotação prisional no Rio de Janeiro, Rio de Janeiro: Revan.
- Zaffaroni, E. R. (2007). O inimigo no direito penal, Rio de Janeiro: Revan.

## Wieder-Existieren in Mexiko<sup>1</sup>

*Von Ciudad Juárez zu den vielen heutigen Ciudad Juárez*

Die Erforschung feminizidaler<sup>2</sup> Gewalt beinhaltet eine konstante und langsame archäologische Ausgrabungsarbeit,<sup>3</sup> um herauszufinden, warum sich die Gewalt in Schichten in dem von uns bewohnten Territorium sowie unter unserer eigenen Haut ablagert. Es bedeutet, historisierend zu graben, um durch jede Schicht hindurch zu analysieren, welche Elemente sich in Zeit und Raum nicht verändert haben und welche durch das brutale Ausmaß der

- 1 Eine erste Version dieses Textes erschien in *La violencia y su sombra. Aproximaciones desde Colombia y México*, koordiniert von Rodrigo Parrini und María Victoria Uribe.
- 2 Ich verwende die Kategorie der feminizidalen Gewalt gemäß der Definition in Artikel 21 des mexikanischen Gesetzes *Ley General de Acceso de las Mujeres a una Vida Libre de Violencia* [Bundesgesetz über den Zugang von Frauen zu einem Leben ohne Gewalt]. Hier wird die feminizidale Gewalt als ein weit reichendes, soziales, kulturelles und politisches Phänomen konzeptualisiert, das das Leben der Frauen bedroht: »Feminizidale Gewalt ist die extreme Form geschlechtsspezifischer Gewalt gegen Frauen, ein Resultat der Verletzung ihrer Menschenrechte im öffentlichen und privaten Bereich. Sie besteht aus einer Reihe von frauenfeindlichen Verhaltensweisen, die mit gesellschaftlicher und staatlicher Straflosigkeit verbunden sind sowie in Mord und anderen Formen des gewaltsamen Todes von Frauen enden können. In Fällen von Feminizid kommen die in Artikel 325 des Bundesstrafgesetzbuchs vorgesehenen Sanktionen zur Anwendung.«
- 3 Aufgrund ihres maßgeblichen Einflusses sowohl auf die Historiografie als auch auf andere Disziplinen ist die Archäologie oder Zeitgeschichte eine Methode, die sich auf Michel Foucault und sein Werk *Archäologie des Wissens* (1969) bezieht. Da es sich hier um die Anfertigung einer feministischen Arbeit archäologischer Ausgrabung handelt, berufe ich mich nicht auf Foucault, sondern auf den Philosophen Walter Benjamin und seinen Text »Ausgraben und Erinnern« (spanischsprachige Werkausgabe 2010) sowie auf das Werk der Historikerin Paola Di Cori *Asincronie del feminismo* (2012).

Gewalt, die Mexiko insbesondere von 2006 bis heute nachhaltig verändert hat, eine tief greifende Modifizierung erfahren haben.<sup>4</sup> Historisierend graben, um zu verstehen, was passiert ist, wer dafür verantwortlich war, wie es geschehen konnte, warum es zugelassen wurde, um somit die Gegenwart zu reflektieren und die sozialen Dynamiken zu verstehen, die die (Re)Produktion feminizidaler Gewalt fördern und begünstigen.<sup>5</sup>

Um diese feminizidale Gewalt zu analysieren und sichtbar zu machen, nimmt meine Forschung Ciudad Juárez als Ausgangspunkt. An der Grenze zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten gelegen, ist die Stadt seit den 1990er Jahren zu einem internationalen Symbol für Feminizide geworden. Ich beginne in Ciudad Juárez, um von dort nach Guanajuato zu gelangen, einem Bundesstaat im Norden der Zentralregion des Landes. Guanajuato ist ein Paradigma dessen, was ich als »die vielen heutigen Ciudad Juárez« begreife. Das heißt Städte, in denen derzeit traditionelle und gegenwärtige Formen feminizidaler Gewalt in einem neoliberalen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Kontext ineinandergreifen.<sup>6</sup> Die

4 In den Jahren der Präsidentschaften von George W. Bush in den USA und Felipe Calderón in Mexiko (2006–2012) wurde der *Plan México* ins Leben gerufen: Dieses Programm sah vor, 400 Millionen Dollar in den Kampf gegen den Drogenhandel zu investieren. Das Hauptziel der Initiative war die Militarisierung des Territoriums. Offiziell sollte ein Prozentsatz des Betrages an Institutionen vergeben werden, die sich für die Verteidigung der Menschenrechte einsetzen, insbesondere im an die USA grenzenden Bundesstaat Chihuahua. Dort schien das organisierte Verbrechen das Territorium fast vollständig zu kontrollieren. Die Auswirkungen des *Plan México* waren nach zwei Jahren zu erkennen. Infolge der extremen Militarisierung des Bundesstaates Chihuahua stieg die Gewaltrate laut der *Latin American Working Group*, dem *Center for International Policy* (CIP) und dem *Washington Office on Latin America* (WOLA) (2011) um 200 Prozent.

5 Dieser Beitrag ist Teil einer breiter gefassten Forschung, die ich im Rahmen meiner Dissertation »Feminicidio: prácticas feministas que generan nuevas políticas. México 1993–2016« durchgeführt habe.

6 Die expansive neoliberale Herrschaft macht laut der mexikanischen Soziologin Mina Navarro »[die] Menschen zu Trägern von Arbeitskraft und die Schöpfungen der Natur zu Ressourcen, die der Inwertsetzung dienen«. In diesem Szenario, so die feministische Philosophin Federici, »erleben wir eine neue Hexenjagd«. Eine Verfolgung, die mit der Explosion der kapitalistischen Verhältnisse zusammenhängt und die »in der gleichen Periode wie die Strukturanpassungen

verschiedenen globalen Krisen, die wir durchleben – in den Bereichen Umwelt, Gesundheit, Wirtschaft usw. – sind das Ergebnis der neoliberalen Plünderungs- und Ausbeutungsprozesse unserer Körper sowie unserer Territorien. Die Krisen unterscheiden sich voneinander, haben aber alle einen gemeinsamen Nenner: Die Menschen sehen sie als vorübergehend an und glauben, das Erlebte werde sich in der Zukunft nicht wiederholen. Jedoch sind Krisen, wie die feministische Philosophin Silvia Federici darlegt, ein konstantes Merkmal des Kapitalismus und des aktuellen neoliberalen Systems. Sie spitzen soziale Ungleichheiten zu und verschärfen die Gewalt gegen Frauen.

In Guanajuato treffen traditionelle und strukturelle Formen der Gewalt – Erscheinungsformen, die auf eine konservative Gesellschaft zurückzuführen sind – und neue Faktoren aufeinander. Zu Letzteren gehören das territoriale Eindringen von Gruppen der organisierten Kriminalität sowie die Auswirkungen einer beschleunigten und asymmetrischen Modernisierung. Daraus entstehen neue Formen der Gewalt, die die bereits bestehenden noch verschlimmern.

### **Ciudad Juárez. Vom Frauenkörper aus historisierend graben: Ein methodologischer Wandel, um die feminizidale Gewalt zu erforschen**

In einem Land, in dem es mehr als 60 000 Verschwundene<sup>7</sup> gibt, sagen uns die neuesten verlässlichen Daten: In nur drei Jahren, von 2015 bis 2017, wurden etwa 1 640 Fälle von Feminiziden registriert.<sup>8</sup> Als Akademiker:innen und Journalist:innen, die zu

einsetzt. Letztere sind ein wirtschaftlicher Prozess der Ressourceneinhegung, der von internationalen Institutionen geförderten Erteilung von individuellen Landbesitztiteln, der Zerstörung der gemeinschaftlichen Ordnung und der Verarmung der Massen«. Dem fügt sie hinzu: »Diese Verfolgung steht weiterhin mit der durch die wirtschaftspolitischen Anpassungsmaßnahmen verursachte Zerstörung der Gesundheitssysteme in Verbindung.« (2017).

7 Registro Nacional de Datos de Personas Extraviadas o Desaparecidas (RNPED) [Nationale Datenregister über vermisste und verschwundene Personen]: <https://www.gob.mx/sesnsp/acciones-y-programas/registro-nacional-de-datos-de-personas-extraviadas-o-desaparecidas-rnped> Stand: 2018.

8 Die Daten über Feminizide in Mexiko sind seit jeher eine politische Waffe gewesen, um das Phänomen zu verbergen oder hervorzuheben, je nachdem,

diesen Themen recherchieren, stellt sich uns folgende Frage: Welche Möglichkeit hatten und haben wir noch, methodologische Werkzeuge zu entwickeln, mit denen die Bedingungen analysiert werden können, die eine Politik der Exklusion, der Beherrschung und der Klassifizierung von »Leben, die als nicht betrauerbar gelten« (Butler 2009) erzeugen?

In diesem Szenario über Gewalt zu reflektieren, bedeutet eingehend zu untersuchen, wie das System, das die Gewalt zulässt und verwaltet, konstruiert und reproduziert wird. Besonders seit 2006 sind wir infolge der Einführung des *Plan México* mit einer tiefgreifenden und komplexen Situation konfrontiert, die neue analytische und theoretische Prämissen erfordert, um die Struktur der von uns erlebten systemischen Gewalt, zu verstehen.<sup>9</sup>

Unter dem methodischen Ansatz »historisierend graben« verstehe ich die historische Erkundung eines Territoriums, um die Gewalt gegen Frauenkörper zu untersuchen. Historisierend graben, das heißt, die Untersuchung der feminizidalen Gewalt mit einem Ziel zu untersuchen: Zu verstehen, dass die Prozesse, die ein Territorium in ein gewalttätiges verwandeln, langwierig, multifaktoriell und komplex sind. Wenn wir nicht die Ursachen

welcher politische Gewinn beabsichtigt war. Bis heute gibt es kein zuverlässiges Register, dem wir entnehmen könnten, wie viele ermordete Mädchen und Frauen es im Land gibt. Um die Widersprüche bei der Produktion von glaubhaften Zahlen über Feminizide und die damit einhergehenden Auswirkungen zu verstehen, ist es unerlässlich, die Arbeit der zivilgesellschaftlichen Organisation Data Cívica zurate zu ziehen. In diesem Text zitiere ich nur den Artikel von Carolina Torreblanca »¿Qué contamos cuando contamos feminicidios?«: <https://www.animalpolitico.com/el-foco/que-contamos-cuando-contamos-feminicidios/>.

9 »In diesen Jahren betreten neue Akteur:innen die politische Bühne: Journalist:innen, Aktivist:innen der Zivilgesellschaft und NGOs. In einem Kontext, in dem sich die Gewalt immer mehr verbreitert, bildet sich die Bedeutung der investigativen journalistischen Arbeit und Analyse auf verschiedenen Ebenen heraus. Auf diesen Ebenen schlage ich vor, drei Makro-Stimmen zu unterscheiden: Daten, Ressourcenzuweisung und Analyse des Territoriums«, in Borzacchiello (2016), »México: narrativa contemporánea contra el olvido. El periodismo narrativo, desde la protesta hasta la propuesta«, Dipartimento di studi storici dell'Università di Torino. Abrufbar unter: <https://books.openedition.org/ledizioni/8799> [Zugriff 1. 1. 2022].

erforschen und wie diese sich als Schichten im Territorium sowie in unseren Körpern<sup>10</sup> ablagern, wird es uns nicht gelingen, ihre Auswirkungen zu beseitigen.

Um historisierend zu graben, ist es entscheidend, an den Aufbau von Archiven zu denken. Der feministischen Historikerin Paola Di Cori zufolge gilt das unumgängliche Vorgehen »archivieren ohne einbalsamieren«. Das bedeutet, die Archive müssen immer wieder eingesehen werden, um an eine Geschichte anzuknüpfen und sie nicht im Sinne des Einbalsamierens als etwas abgeschlossenes zu betrachten. Denn die Geschichte von Frauen neu zu denken, ist eine Bearbeitung dessen, was von dieser Erfahrung bleibt, um ihre wertvollsten Segmente zu bewahren und die am meisten in Vergessenheit geratenen zu erneuern.

Dank meiner archäologischen Ausgrabungsarbeiten entdeckte ich, dass die mexikanischen Wissenschaftlerinnen, Journalistinnen und Aktivistinnen genau in den 1970er Jahren begannen, die feminizidale Gewalt an der Nordgrenze Mexikos zu analysieren, sichtbar zu machen und anzuprangern. Zu dieser Zeit spielte der feministische Journalismus eine Schlüsselrolle, um sich Körper und Worte wiederanzueignen. Damals wurden die Redaktionen der feministischen Zeitschriften zu einer erweiterten Agora, zu Räumen für soziales und politisches Handeln. Ihren Interventionen gelang es, einen bedeutsamen Einfluss auf den umliegenden Kontext auszuüben (Borzacchiello 2016).

Wie schafften es die Akademikerinnen und Journalistinnen zu diesem Zeitpunkt, ihr Territorium historisch zu erkunden? 1976 erschien *fem.*, die erste und langlebigste lateinamerikanische feministische Zeitschrift. Sie begleitete drei Jahrzehnte lang den Beginn, das Wachstum und die Entwicklung des mexikanischen Feminismus. Ihre ersten Ausgaben hatten Themenschwerpunkte. 1977 erschien die Nummer drei zum Thema Arbeit. Hier können wir analysieren, wie bereits seit 1977 feministische Journalistinnen ihr Augenmerk auf Ciudad Juárez richteten. Ein Territorium, in dem ausgehend von der Gewalt am Arbeitsplatz noch viele an-

10 Für eine eingehendere Betrachtung der Beziehung zwischen Körper und Territorium, siehe neben anderen Texten: Segato (2013).

dere Gewaltformen entstehen konnten. Zurückzuführen ist dies auf den rapiden Wandel des Szenarios an der Nordgrenze Mexikos, dem das Versprechen eines gerade erst beginnenden Traums neoliberaler Wirtschaftsentwicklung zugrunde lag.<sup>11</sup>

In den 1970er Jahren gab es kaum Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen Gewalt gegen Frauen, asymmetrischer Entwicklung und der Grenze. Zwei Journalistinnen von *fem.*, María Elena Muñoz und Guadalupe Murayama, beschlossen, in den Norden Mexikos zu reisen und eine der ersten Feldforschungen zu diesem Thema durchzuführen.

Das Ergebnis dieser Reise war der Artikel »Las obreras y la industria maquiladora« [Die Arbeiterinnen und die Maquila-Industrie]. Bei der Analyse dieses Artikels wird klar, dass die Autorinnen Schlüsselemente beleuchten, um zu verstehen, wie die von uns erlittene Gewalt sich unter mehreren Schichten ablagert. Mit dem Ziel, sichtbar zu machen, wie der Grad an Ausbeutung am Arbeitsplatz ein gewalttätiges Umfeld erzeugt, verlagern Muñoz und Murayama in diesem Artikel den Fokus der klassischen Gewaltforschung. Sie stellen die Frage der Lebensqualität ausgehend von Gesundheit und Wohnen in den Mittelpunkt:

»Was die Frauen anbelangt, die in den Maquila-Fabriken beschäftigt sind, ist ihr Einkommensniveau zwar gestiegen und höher als das, was ihnen andere Beschäftigungsalternativen bieten würden. Aber die Frage ist, ob es angesichts der Bedingungen, unter denen sie am Arbeitsleben teilnehmen, plausibel ist, von einer substanziellen Erhöhung ihres Lebensstandards und einer wirklichen Integration als arbeitende Frauen zu sprechen.« (Muñoz/Murayama 1977: 46).

11 Für den Fall Mexiko sei daran erinnert, dass die Regierung in den 1960er Jahren Programme zur industriellen Entwicklung förderte, darunter das *Nationale Programm für die Grenzregion* von 1961 und das *Industrialisierungsprogramm für die Grenzregion* von 1965. Die *Maquila*-Industrie besteht aus Fabriken ausländischen Kapitals, in denen die verschiedenen Einzelteile zu Fertigprodukten zusammengebaut werden. Die Endprodukte sind hauptsächlich für den Export bestimmt. Diese Fabriken beschäftigen Arbeitskräfte zu Niedriglöhnen und ohne Arbeitsrechte. In diesen Industrien galten damals junge Frauen zwischen 16 und 24 Jahren, im heiratsfähigen Alter und mit Grundschulbildung als ideale, weil als gefügig definierte Arbeitskräfte.

Sie legen anklagend dar, dass Atrophie, das Auftreten von Krampfadern, Schürfwunden, Rheumatismus und nervöse Erschöpfung unter den Arbeiterinnen sehr verbreitet sind. Des Weiteren beschreiben sie die Situation der Ausbeutung, die sie in ihrem Alltag zu Hause erleben.

1993 war ein symbolträchtiges Jahr: In Ciudad Juárez begann die hohe Zahl der Morde an Frauen sichtbar zu werden. In diesem Zusammenhang war es dringend notwendig, mit einer Kategorie zu arbeiten, die den strukturellen Charakter der Gewalt zum Ausdruck bringt. Zudem sollte sie auch so stringent sein, dass sie die direkte Verantwortung des Staates und der Zivilgesellschaft, die die Reproduktion der Gewalt durch Tun oder Nicht-Tun ermöglichen, sichtbar machen kann. Die gesellschaftliche und politische Verantwortung für diese Art von Verbrechen aufzuzeigen, ist unerlässlich, um darzulegen, dass die tötende Hand niemals nur die des Täters ist, sondern auch die einer patriarchalen Staatsstruktur. Ein Staat, der auf all seinen Handlungsfeldern – von der Bildung bis zur Gesundheit, vom Zugang zur Justiz bis zur Arbeitswelt – nicht nur versäumt, vorbeugende und die Gewalt beseitigende Maßnahmen zu ergreifen, sondern stattdessen zu ihrer permanenten Reproduktion beiträgt, indem er nicht untersucht, nicht bestraft und keine Wiedergutmachung für die Opfer in Betracht zieht. Die Hand, die tötet, ist auch die Hand einer Gesellschaft, die Gewalt gegen Mädchen und Frauen unterschätzt, ausblendet oder verschweigt. Sie lässt damit zu, dass eben diese Gewalt zu einem Phänomen wird, das untrennbar mit unserem Alltag verbunden ist. Die Kategorie des Feminizids zu verwenden, heißt deshalb, von vornherein festzuschreiben, dass es sich um politische Verbrechen handelt.

Um mit einer einseitigen analytischen Perspektive auf die Gewalt zu brechen, erarbeiteten feministische Wissenschaftlerinnen weitere methodische Werkzeuge. Sie konzeptualisierten und benannten sie nicht nur aufgrund eines bloßen intellektuellen Anliegens, sondern als einen ersten Schritt, um das Problem zu kennzeichnen und in seiner ganzen Vielschichtigkeit zu betrachten. Kategorien zu entwickeln, die ein Phänomen beschreiben können, ermöglicht uns, die Mechanismen und Repräsentationen, die es reproduzieren können, zu untersuchen und zu problematisieren.

Anfang der 2000er Jahre führte die Anthropologin Marcela Lagarde die Kategorie des Feminizids ein. Anhand der Erklärung, wie sie von Femizid zu Feminizid kam, untermauerte sie ihren Standpunkt:

»Ich bin von Femizid zu Feminizid übergegangen, weil femicidio [Femizid] im Spanischen ein Wort ist, das analog zu homicidio [Mord] verwendet wird und sich nur auf den Mord an Frauen bezieht. Russell und Radford definieren Femizid als ein Hassverbrechen gegen Frauen, als ein Bündel von Gewaltformen, die manchmal zur Ermordung und sogar zum Selbstmord von Frauen führen. Ich identifiziere noch einen weiteren Faktor, der dazu beiträgt, dass sich Verbrechen dieser Art im Laufe der Zeit ausbreiten: Der nicht existierende Rechtsstaat, in dem sich Gewalt grenzenlos und Morde ungestraft reproduzieren. Ich bevorzuge das Wort Feminizid, weil es die Gesamtheit der Verbrechen gegen die Menschlichkeit umfasst, zu denen die Straftaten, Entführungen und das Verschwindenlassen von Mädchen und Frauen in einem Kontext des institutionellen Scheiterns gehören. Es handelt sich um einen Bruch im Rechtsstaat, der die Straflosigkeit begünstigt. Feminizid ist ein Staatsverbrechen« (Lagarde 2006: 20).

Die Kategorie des Feminizids zeigt auch die Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen auf sowie die unter Männern selbst. Wer die Macht hat, hat das Sagen.

Bis in die 1990er Jahre herrschte eine hierarchische Sichtweise von Gewalt vor: Der Täter übt Gewalt gegen das Opfer aus und das Opfer unterliegt. Der Blick aus der Perspektive von Frauen hilft uns einerseits, mit einer einseitigen Betrachtung von Gewalt zu brechen und gibt uns Anstöße, die Analyse der aktuellen Bedingungen, unter denen Gewalt ermöglicht wird, zu vertiefen. Andererseits zeigt uns diese Perspektive, dass Forschung immer in bestimmten theoretischen und empirischen Gegebenheiten verortet ist. Gewalt vom Frauenkörper aus zu betrachten, bedeutet, Gewalt als vielgestaltig und in wechselseitiger Beziehung stehend zu begreifen. Ein Körper erfährt nie nur eine Form von Gewalt: Als Kind konntest du belästigt werden, als Arbeiterin Opfer von Ein-

schüchterung und in einer Paarbeziehung Opfer von familiärer Gewalt werden (Lagarde 2005; Monárrez Fragoso 2009; Segato 2004).

In Mexiko zeigt der Fall Ciudad Juárez, wie seit Ende der 1990er Jahre und insbesondere seit 2006, als der »Drogenkrieg« ausgerufen wurde, die von Frauenkörpern erlittenen Praktiken des gewaltsamen Verschwindenlassens, der Folter, der Vergewaltigung und der Entführung heute im ganzen Land als Kontrollmechanismus dienen. Aber wie sehen diese Praktiken aktuell aus und wie können wir Praktiken untersuchen, die ich als »die vielen heutigen Ciudad Juárez« beschreibe? Ferner stellt sich die Frage, welche Möglichkeiten wir haben, immer wirksamere methodologische Instrumente zu entwickeln, um die feminizidale Gewalt, die wir erleiden, zu betrachten und zu analysieren.

### **»Die vielen heutigen Ciudad Juárez«**

Zurzeit ist der im Norden der Zentralregion von Mexiko gelegene Bundesstaat Guanajuato das Paradigma dessen, was ich als »die vielen heutigen Ciudad Juárez« beschreibe. Es sind Städte, in denen traditionelle Formen feminizidaler Gewalt sowie neuere Formen wirken. Letztere sind auf neue Faktoren zurückzuführen, wie das Eindringen von Gruppen des organisierten Verbrechens in das Territorium und die Folgen einer beschleunigten und asymmetrischen Modernisierung. Dadurch eskalieren die bereits bestehenden Formen der Gewalt und es entstehen neue Gewaltquellen. Laut Statistiken des *Exekutivsekretariats des Nationalen Systems für Öffentliche Sicherheit* (SESNSP) ist die Zahl der Feminizide im mexikanischen Bundesstaat Guanajuato zwischen 2017 und 2018 um 75 Prozent gestiegen.

Guanajuato ist aufgrund der Ansiedlung großer Manufakturbetriebe einer der Bundesstaaten mit dem höchsten Bruttoinlandsprodukt Mexikos. Ein perfektes Szenario, um ein perfektes Verbrechen zu vertuschen. Wie akademische und journalistische Untersuchungen zeigen, führt die Präsenz von Wirtschaftskapital zu einem Bündnis zwischen Politik, Unternehmen und organisierter Kriminalität. Dadurch entsteht ein System aus Korruption und Klientelismus, das die legalen und illegalen Geschäfte des Staates kontrolliert (Velásquez 2020). Angaben des *Exekutivsekretariats des*

*Nationalen Systems für Öffentliche Sicherheit* zufolge wandelte sich Guanajuato im Jahr 2019 zu dem Bundesstaat, in dem die meisten Morde im Land verübt wurden: es wurden 4 494 Tötungsdelikte registriert.

Bei meiner von der feministischen Epistemologie inspirierten Feldforschung im Bundesstaat Guanajuato habe ich untersucht, wie sich das Territorium verändert und immer gewalttätiger wird, insbesondere gegen Frauenkörper. Eines der Ziele meiner Forschung war es, die Vernetzung zwischen öffentlichem und privatem Raum in ihrer Vielschichtigkeit darzustellen. Dabei betrachte ich die Gewalt im Privaten nicht als ein von der öffentlichen Gewalt getrenntes Phänomen. Denn die im öffentlichen Raum ausgeübte Gewalt und Gewalt in privaten Räumen weisen zunehmend ähnliche Muster auf. Anhand einer quantitativen und qualitativen Untersuchung, die ich in einigen Städten des Bundesstaates durchführte, konnte ich zwei analytische Perspektiven entwickeln und zur Diskussion stellen:

1. Um Macht zu demonstrieren und sie sowohl im öffentlichen als auch im privaten Raum zu reproduzieren, muss der Täter heutzutage die tiefsten Gefühle brechen-verletzen-auslöschen. Dafür ist es notwendig, nicht nur eine unbekannte Frau zu töten, sondern auch die Frau, die die eigene Lebenspartnerin ist.
2. Wenn sich häusliche Gewalt nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verändert, wenn Schusswaffen ins Haus kommen, dann wird das Territorium gewalttätiger.

In Bezug auf diese beiden analytischen Perspektiven stelle ich hier die Zusammenfassung der Forschung vor, die ich in der Stadt León durchgeführt habe.

### **León im Bundesstaat Guanajuato**

Vom Stadtviertel *Las Lomas* in Ciudad de Juárez, das in den 1990er Jahren durch das Auffinden ermordeter Frauenkörper traurige Berühmtheit erlangte, kann heute ein Bogen zum Viertel *Lomas de la Piscina* in León geschlagen werden. Zwischen 2015 und 2016 wurde *Lomas de la Piscina* zu einem der gewalttätigsten Viertel der Stadt. In ein und demselben Straßenblock kommt es in ein und derselben Nacht zum Verkauf von Drogen, dem Gebrauch von Schusswaffen und dem Mord an Frauen. Die Hinrichtungen

von Frauen und Männern im öffentlichen Raum nehmen durch die Präsenz von Banden zu. Sie beginnen, den Raum infolge von Angst neu zu strukturieren.

Die Privatisierung aller grundlegenden öffentlichen Dienstleistungen hat die Lebensweise in der Stadt verändert. In León ist das Bündnis zwischen Politik und Wirtschaft vor allem im Bereich des Baugewerbes offenkundig. In einem Außenbezirk von León treffe ich Lourdes.<sup>12</sup> Wir gehen zusammen durch ihr Viertel, um es historisch zu erkunden und herauszufinden, wie es sich in den letzten zehn Jahren verändert hat. Sie führt mich zu der Straße, in der ihre Tochter ermordet aufgefunden wurde. Ihr Gesicht war aufgrund der Schläge nicht mehr wiederzuerkennen.

Um einen Körper gesellschaftlich zu kontrollieren, muss er von sich selbst entfremdet, gedemütigt und einem ständigen, täglichen Prozess des Plünderns und der Enteignung unterworfen werden. Ein gewalttätiges System erzeugt Formen der Demütigung, die unsere individuelle Widerstandsfähigkeit brechen.

Lourdes erzählt mir, dass der Mörder ihrer Tochter ihr Ehemann ist. Er tötete sie zu Hause. Aber er lässt sie nicht zu Hause zurück, sondern auf einer Straße. Dort ist ein Café, in das sie immer gerne mit ihren Freundinnen ging und ihre Momente der Freiheit genoss. Heutzutage will der Täter die Spuren des Feminizids nicht löschen. Er tötet sie im häuslichen Raum, stellt aber ihren Körper im öffentlichen Raum zur Schau. Die offizielle Version lautet, dass der Mord auf seine Depression zurückzuführen ist, an der er aufgrund seiner prekären Arbeitssituation in den letzten Jahren litt. Ein Ingenieur der Mittelschicht, dem nur die Macht blieb, die er über seine Lebenspartnerin ausüben konnte. Für Lourdes gibt es ein Schlüsselement: Der Mann lebt in einer Stadt wie León, die seit 1994, als sich große ausländische und multinationale Unternehmen im Bundesstaat Guanajuato ansiedelten, immer gewalttätiger wurde. Unsichere Arbeitsplätze, der Kauf und Verkauf von Drogen, der Verkauf von Grundstücken an die großen internationalen Unternehmen. Dazu ein perverses Bündnis zwischen

12 Um die Vertraulichkeit zu gewährleisten, wurden die Namen der Kontaktpersonen sowie andere sie identifizierende Merkmale geändert.

Wirtschaft, Politik und organisierter Kriminalität, das alles verändert und ein System schafft, in dem sich die Grenze zwischen legaler und illegaler Wirtschaft auflöst. In diesem System nimmt die feminizidale Gewalt unterschiedliche, immer brutalere Formen an. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie klassenübergreifend ist, da sie alle sozialen Schichten betrifft.

Die Karte der feminizidalen Gewalt lässt sich anhand einiger Leitlinien zeichnen und definieren:<sup>13</sup>

1. Enteignung des Körpers: Er tötet sie am sichersten aller Orte, zu Hause. Die Gewalt dringt direkt in unsere Haut ein.
2. Moralische Beraubung: Er demütigt sie, indem er ihren Körper an einem Ort ihres täglichen Lebens ausstellt. An einem Ort, der für sie und die Menschen, die sie liebten, emotional eine bedeutsame Rolle spielten. Die Gewalt dringt bis in unsere Gefühle ein.
3. Beraubung und Enteignung des Körpers, um sich ein Territorium anzueignen und/oder um Macht geltend zu machen: Er benutzt den Frauenkörper, um seine Stärke zu zeigen. Indem er die emotionale Bindung zerstört, kann er seine Macht und die Fähigkeit, sie auszuüben, behaupten. Um diese Macht unter Beweis zu stellen, reicht es nicht, nur die unbekannte Arbeiterin aus der Maquila-Industrie, ein Mädchen, das in einer Bar Bier trinkt, deine Nachbarin zu töten, sondern auch die eigenen Ehefrauen, Freundinnen, Mütter, Töchter, deine Partnerin im alltäglichen Kampf umzubringen, um die tiefsten Gefühle zu brechen. Die affektive Bindung erhält damit eine intime politische Bedeutung. Es wird ein Raum geschaffen, in dem das Politische und das Intime, das Öffentliche und das Private in einer symbiotischen Beziehung leben.

Hier wird deutlich, dass die Gewalt im Privaten nicht als ein von der Gewalt im öffentlichen Raum getrenntes Phänomen zu betrachten ist. Wie sieht angesichts dieses Szenarios das neue poli-

13 Diesen theoretischen Ansatz entwickelte ich im Zuge der Feldforschung für meine Dissertation »*Violencias cruzadas: prácticas feministas que crean nuevas políticas*«. Außerdem führe ich den Ansatz im Sammelband »*Ya no somos las mismas, y aquí sigue la guerra*« (2020) aus, erschienen bei Grijalbo Verlag und der Nachrichtenplattform Pie de Página.

tische Vokabular aus, das wir Frauen erfinden können, um die Erinnerung an die von uns erlebte Gewalt zu vermitteln, die Debatte über Gewalt und feminizidale Gewalt zu erneuern und andere Praktiken umzusetzen?

### **Zwischen Widerstand und Wieder-Existieren**

Welche Perspektive, welche Standpunkt sollten wir einnehmen, wenn wir über ein neues politisches Vokabular nachdenken? Die Feministin Marta Acevedo<sup>14</sup> schildert es so:

»Nach dem Massaker an den Studenten am 2. Oktober 1968 in Tlatelolco hatten alle Angst, auf der Straße zu demonstrieren.« Marta erinnert sich sehr gut an die Bedeutung der Atmosphäre, die ein Massaker hinterlässt, an die lähmende Angst, die es unmöglich macht, von einem Raum Besitz zu ergreifen. Sie erinnert sich auch daran, dass »in den 1970er Jahren die feministischen Gruppen die ersten waren, die sich den öffentlichen Raum wieder kollektiv aneigneten.«<sup>15</sup>

Um den Feind zu verunsichern und Ängste abzubauen, beschlossen die Frauen, die Strategie der traditionellen Demonstrationen mit ihrer weiterhin militärischen Anordnung zu dekonstruieren: Das Ziel war nicht mehr, zum Zentrum der formalen Macht zu marschieren, nicht mehr vom *Ángel de la Independencia*, dem Unabhängigkeitsdenkmal im Stadtzentrum, zum Hauptplatz *Zócalo* zu gehen, nicht auf den Stufen des Abgeordnetenhauses oder des Senats zu protestieren. Stattdessen erfanden sie beispielsweise 1984 die »Feier zum 15. Geburtstag«, eine ironische Interpretation der Feiern anlässlich des 15. Geburtstages von Mädchen.<sup>16</sup>

14 Marta Acevedo, feministische Redakteurin und Journalistin, ist die Autorin des berühmten Artikels »*Nuestro sueño está en escarpado lugar*«, La Cultura en México, Beilage der Zeitschrift *Siempre!*, Nr. 901, 30. September 1970. Dieser Artikel gilt als einer der Ausgangspunkte der zweiten Welle des Feminismus in Mexiko.

15 Im Interview mit Emanuela Borzacchiello im Mai 2018, im Rahmen des Projekts »M68: Ciudadanas en movimiento« des Universitären Kulturzentrums Tlatelolco (CCUT) der Nationalen Autonomen Universität von Mexiko (UNAM).

16 In den meisten lateinamerikanischen Ländern wird der 15. Geburtstag von Mädchen mit einem Gottesdienst und einer anschließenden aufwendigen

Bei dem Versuch, eine Dynamik zu erfinden, um den Feind zu verunsichern und die Angst zu überwinden, leisteten die Frauen Widerstand, und zwar im klassischen Sinne des Wortes »widerstehen«: lateinisch *resistere*, eine Zusammensetzung aus *re-* und *sistere* »anhalten, aufstehen«. Sie widersetzten sich einer Handlung, indem sie ihr etwas entgegensetzten oder versuchten, ihre Auswirkungen zu begrenzen.

Wenn wir an eine typische Bewegung eines Körpers im Widerstand denken, können wir uns zum Beispiel diese Szene vorstellen: Es gibt eine berühmte Fotografie über die Rolle der indigenen Frauen im zapatistischen Kampf gegen die Militarisierung in Chiapas. Auf ihr ist eine indigene Frau abgebildet, die einen Soldaten mit den Händen zurückstößt. Diese Szene repräsentiert Frauen im Kampf, um ihre Gemeinschaft vor Gewalt zu schützen.

Frauen stehen auf und wehren sich. Oder sie ziehen sich bei einem Angriff zurück. Frauen, die den Feind verunsichern und Ängste abbauen, leisten jedoch nicht nur Widerstand. Indem sie das Zentrum der Macht zurückdrängen und das Territorium bewohnen, existieren sie wieder, das heißt, sie geben dem Territorium eine neue Existenz.

Kurz nach 1968 in den 1970er Jahren erschien in Mexiko in spanischer Sprache die erste Version eines Buches, das für Generationen von Frauen in verschiedenen Teilen der Welt von grundlegender Bedeutung war: *Unser Körper, unser Leben*, herausgegeben vom Boston Women's Health Book Collective. Auf den ersten Seiten ist zu lesen: »Wir sind unser Körper. Unser Buch feiert diese simple Tatsache.« (Boston Women's Health Book Collective: 1979).

Feier begangen und ist sozusagen ein Übergangsritual vom Mädchen zur Frau. Besonders von feministischen Gruppen wird dies aufgrund der Festschreibung von traditionellen Frauenrollen und insbesondere der impliziten Darstellung der Frau als sexualisiertes Objekt stark kritisiert. 1984 nahmen mehrere feministische Kollektive und Künstlerinnen die »Feier zum 15. Geburtstag« als Anlass, das Thema in Veranstaltungen und als Performance in der Akademie San Carlos im Zentrum von Mexiko-Stadt aus feministischer Perspektive aufzugreifen. Das Projekt hatte mit etwa 2 000 Besucher:innen einen unerwartet großen Erfolg. [Anmerk. d. Übers.]

Macht es heute Sinn, vom Körper als etwas zu sprechen, was wir besitzen, einen Körper zu haben, wenn wir doch eigentlich Körper sind?

Giorgio Agamben erinnert uns daran, dass ab 1679 mit dem *Habeas Corpus* nicht einfach der *Homo*, sondern der *Corpus* das neue Subjekt der Politik ist. Die moderne westliche Demokratie wird damit als Inanspruchnahme und Enteignung des Körpers geboren (Agamben 1995).

Die argentinische Anthropologin Lia Zanotta Machado definiert den Körper als privaten und einzigartigen Raum. Der primäre Raum, den wir uns aneignen müssen, um uns andere Territorien zu eigen machen zu können: das Haus, das Viertel, die Stadt, das Land. Der Frauenkörper als Ort der Verteidigung von nach wie vor eingeschränkten Rechten. Ein Körper, über den immer noch Macht ausgeübt und gegen den immer noch Gewalt angewendet wird. Wir müssen uns unsere Körper aneignen, um uns den öffentlichen Raum aneignen zu können (Zanotta Machado 2009).

Durch die Wiederaneignung unserer Körper ist es uns als Frauen gelungen, Macht und Wissen aufzubauen und soziale Praktiken in Gang zu setzen, um uns das von uns bewohnte Territorium wieder anzueignen, zu verteidigen und zu verändern. Sich um den eigenen Körper wie auch um ein Territorium sorgen, beinhaltet eine starke affektive und politische Dimension: Wir konstruieren und formen ihre Geographie aufgrund der Art und Weise, wie wir sie bewohnen, gemäß den täglichen Gewohnheiten, die wir im Körper und Territorium aufbauen. Definitiv *Wieder-Existieren* wir.

### **Abschließende Überlegungen**

Die »vielen heutigen Ciudad Juárez« zeichnen sich durch mindestens drei wesentliche Merkmale aus:

1. Trotz eines hohen Bruttoinlandsprodukts nehmen die sozialen Ungleichheiten infolge des rasanten gesellschaftlichen Transformationsprozesses und des Übergangs zu einem unkontrollierten neoliberalen Wirtschaftssystem zu.
2. Das Bündnis zwischen organisierter Kriminalität, Politik und Wirtschaft.

3. Die extreme Gewalt gegen Frauen wird immer brutaler. Um Macht zu demonstrieren und zu reproduzieren, muss der Täter nicht nur eine unbekannte Frau töten, sondern auch eine ihm nahestehende Frau, zu der eine intime Beziehung besteht. Noch nie lagen Liebe und Hass so nah beieinander, noch nie war die symbiotische Beziehung zwischen öffentlichem und privatem Raum so offensichtlich wie heute.

Wenn wir die von der feministischen Epistemologie vorgezeichneten Spuren zurückverfolgen, ist festzuhalten: In den 1970er Jahren konzentrierten sich die meisten feministischen Forschungen auf die Gewalt gegen Frauen im privaten Raum, während sie in den 1990er Jahren den Fokus auf die Gewalt im öffentlichen Raum legten. Heute ist es wichtig, beide Forschungsrichtungen miteinander zu verbinden, um die zunehmend ähnlichen Muster der Gewalt im Privaten und der Gewalt im Öffentlichen herauszustellen und sichtbar zu machen.

Um diese Verknüpfung herzustellen, halte ich eine auf archäologischen Ausgrabungen basierende Methodik für sinnvoll. So können wir unsere Körper als »umfassende Körper« denken, wie er von der *Nationalen Koordination indigener Frauen* (Conami)<sup>17</sup> in Mexiko definiert wird. Sie begründen Körperlichkeit als umfassend, weil wir gleichzeitig eine Identität, ein Territorium, eine Geschichte und eine Gemeinschaft sind.

*Übersetzung aus dem Spanischen von Dorothea Hemmerling*

17 Für mehr Information über die Conami, siehe: <https://www.myworldmexico.org/uncategorized/coordinadora-nacional-de-mujeres-indigenas-conami-region-sur/> [Zugriff 10. 1. 2022]

## Literatur

- Agamben, G. (2010). *Homo sacer. El poder soberano y la nuda vida*, Valencia, Editorial Pre-textos.
- Benjamin, W. (2010). Imágenes que piensan, in: *Obras, libro IV, vol. 1*, Madrid, Abada.

- Borzacchiello, E. (2017). El periodismo feminista como desafío: desde la página escrita a la pantalla digital, in: J. Estudillo García/J. E. Nieto Arizmendi (Hg.), *Feministas mexicanas del siglo xx: espacios y ámbitos de incidencia* (S. 48ff.), Ciudad de México, PUEG-UNAM.
- Borzacchiello, E. (2018). Nuestros cuerpos, nuestras vidas. *Revista de la unam*. Abgerufen unter: <https://www.revistadelainiversidad.mx/articles/bbbad2e3-e722-4c49-acf8-ecb2bd4fe02/nuestros-cuerpos-son-nuestros-territorios>
- Butler, J. (2009). *Marcos de guerra, las vidas lloradas*, Buenos Aires, Paidós.
- Carreras, R./Navarro, V.M. (1977). ¿A esto le llaman empleo?, in: *Fem.*, (3), 47. (Archiv CIEG-UNAM).
- Comas Medina, A. (2002). Las maquiladoras en México y sus efectos en la clase trabajadora, *Globalización*. Abgerufen unter: <http://www.rcci.net/globalizacion/2002/fg296.html>
- Di Cori, P. (2012). *Asincronie del femminismo. Scritti 1986-2011*, Pisa, Edizioni ETS.
- Federici, S. (2010). *Calibán y la bruja. Mujeres, cuerpo y acumulación originaria*, Madrid, Traficantes de Sueños.
- Federici, S. (2017). Vivimos una nueva caza de brujas. *El Salto*. Abgerufen unter: <https://www.elsaltodiario.com/feminismos/silvia-federici-entrevista-vivimos-una-nueva-caza-de-brujas>
- González Rodríguez, S. (2014). *Campo de guerra*, Barcelona, Editorial Anagrama.
- Lagarde y de los Ríos, M. (2006). Introducción. Por la vida y libertad de las mujeres. Fin al feminicidio, in: *Feminicidio: una perspectiva global* (S. 15ff), México, CEIICH-UNAM.
- Loeza, S. (1997). *Gobierno y oposición en México, el Partido Acción Nacional*. Abgerufen unter: [http://www.riemerodigit.al.unam.mx/anuales/colmex/foros/147/sec\\_9.html](http://www.riemerodigit.al.unam.mx/anuales/colmex/foros/147/sec_9.html)
- Monárrez Fragoso, J.E. (2009). *Trama de una injusticia. Feminicidio sexual sistémico en Ciudad Juárez*, D.F. Colef.
- Muñoz, M.E./Murayama, G. (1977). Las obreras y la industria maquiladora, *Fem.*, (3), 45, (Archiv CIEG-UNAM).
- Rionda, L.M. (2000). Guanajuato: participación y competencia en la geografía de la marginación, in: S. Gómez Tagle/M.E. Valdés, *La geografía del poder y las elecciones en México* (S. 287ff.), México, IFE-Plaza y Valdés Editores.
- Rubin, G. (1986). El tráfico de mujeres: notas sobre la «economía política» del sexo, *Nueva Antropología*, VIII (30), 27-50.
- Segato, L.R. (2013). *La escritura en el cuerpo de las mujeres asesinadas en Ciudad Juárez. Territorio, soberanía y crímenes de segundo estado*, Buenos Aires, Tinta Limón.
- Zanotta Machado, Lia (2009). Sin violencia hacia las mujeres, ¿serían seguras las ciudades para todos y todas?, in: Ana Falú (Hg.), *Mujeres en la ciudad. De violencias y derechos*, Santiago de Chile, Red Mujer y Hábitat de América Latina.
- Velásquez, K. (2020). *Guanajuato: el nuevo campo de batalla contra el crimen organizado en México*. Abgerufen unter: <https://www.zonadocs.mx/2020/07/02/guanajuato-el-nuevo-campo-de-batalla-contra-el-crimen-organizado-en-mexico/>

## Verschiedene Kontexte – geteilte Erfahrung

*Was bedeutet es, transnational anzuknüpfen?*

Über Femizide zu sprechen, ist in Deutschland immer noch nicht einfach. Die Gründe dafür sind vielfältig. Die Tötung von Frauen und weiblich gelesenen Menschen, also jene die von außen als Frauen identifiziert werden, ist auf einen tief verankerten Frauenhass zurückzuführen und wird nur durch den Bezug auf das hierarchische Geschlechterverhältnis verständlich. Der in Deutschland vorherrschende Mythos einer beinahe schon erreichten Geschlechtergleichstellung blockiert deshalb hierzulande die Anerkennung dieses Phänomens. Männliches Dominanzstreben wird stattdessen häufig »anderen Kulturen« zugewiesen. Auch in den aktuellen feministischen Bewegungen in Deutschland, die als autonome Kraft auf der Straße erst seit wenigen Jahren wieder im Entstehen ist, waren Femizide lange Zeit kein Thema. Als Grund wird hierfür oftmals die Sorge angeführt, dass Frauen durch das öffentliche Sprechen über geschlechtsspezifische Gewalt, noch zusätzlich auf eine Opferrolle reduziert werden. Es fehle dabei außerdem eine positive Vision, die mehr ist als das Fehlen von Gewalt.

Als im Juni 2015 nach einem brutalen Mord einer jungen Frau die Losung NiUnaMenos (Keine einzige weniger) in Argentinien erstmals massive Mobilisierungen auslöste und damit auch Bewegungen in einer Vielzahl weiterer Länder inspirierte, gab es in Deutschland deshalb keinen Aufschrei. Aber mit der Zeit begann eine erste Debatte zu Femiziden und den dahinterliegenden Strukturen, die derzeit an Fahrt gewinnt und auch in feministischen Protesten aufgegriffen wird. Das ist nicht nur wichtig, um konkrete und kurzfristige Schutzmechanismen einzufordern, sondern auch um aufzeigen zu können, wie tödlich das System ist, in dem wir leben – auch mitten in Europa. Ein System, das wir also

grundlegend transformieren müssen, wenn wir auch langfristig gegen Femizide vorgehen wollen.

Diese Debatte wäre ohne die Impulse aus Lateinamerika nicht möglich und doch ist dieser Zusammenhang kein selbstverständlicher. Für ihre Wirksamkeit in Deutschland ist eine sensible Auseinandersetzung mit den Ansätzen feministischer Bewegungen in Argentinien und anderen lateinamerikanischen Ländern nötig sowie eine kollektive Arbeit der Übersetzung in den eigenen Kontext. Letzteres umschließt dann sowohl eine Veränderung der eigenen Politik als auch wieder zurückwirkend eine Veränderung der ursprünglichen Konzepte und Anstöße selbst. Es geht also vielmehr um ein dynamisches Aneignen, statt um die Übernahme einer Momentaufnahme als Blaupause. Aber auch wenn die lokalen Interpretationen anders aussehen können, ist es wichtig, den Zusammenhang zum Ausgangspunkt der Debatten nicht zu verlieren. Zum einen, um nicht in die koloniale Praktik zu verfallen, Ideen auf Einsichten und Bewegungen aus dem Globalen Süden zu stützen, ohne jedoch diesen Anschluss zu benennen und sichtbar zu machen. Zum anderen auch, weil es Gemeinsamkeiten und Zusammenhänge zwischen verschiedenen Formen und Kontexten von Femiziden gibt, die für ein Verständnis patriarchaler Gewalt ebenso wichtig sind wie für ihre Überwindung.

Aktuell zeigt sich in Deutschland in diesem Prozess des Anknüpfens allerdings noch eine bedeutende Lücke. Denn die argentinische Debatte trägt auch in sich, dass es nicht nur um Diskussion von abstraktem Wissen über Femizide und ihre strukturellen Bedingungen gehen kann und auch nicht nur um Solidarität, verstanden als Unterstützung von anderen Personen in einem Kampf, der nicht mein eigener ist. Es geht um eine Verknüpfung mit der eigenen Erfahrung, um ein tatsächliches Erleben der eigenen Betroffenheit, um einen subjektiven Bezug statt einer rein kognitiven Einsicht in die Verwerflichkeit der Taten. Dazu gehört einerseits die Vielzahl von ökonomischen, rassistischen und patriarchalen Gewaltformen zu erkennen, auch wenn sie teils sehr subtil daherkommen, und andererseits sie als ein Kontinuum zu verstehen. Femizide sind ein extremer Ausdruck der insgesamt gewaltvollen Verhältnisse, in denen wir leben, deshalb stehen sie

aber auch in Verbindung mit der eigenen Erfahrungswelt von sehr vielen Menschen.

In der Verbindung von Alltagserfahrung mit einer grundlegenden Gesellschaftskritik liegt ein Schlüssel für die besondere Mobilisierungskraft von NiUnaMenos. Indem in Argentinien der Kampf gegen Femizide ab 2016 auch mit dem Instrument des Streiks verbunden wurde, dem traditionellen Instrument der Arbeiterbewegung, entwickelte sich daraus außerdem eine neue Form der Kapitalismuskritik. Eine oft abstrakte Gesellschaftskritik verknüpfte und konkretisierte sich im Kampf gegen die gewaltvollen Alltagserfahrungen von Frauen und Queers (Gago 2020). Das hatte damit aber nicht nur theoretische Folgen, sondern eröffnete auch die Notwendigkeit und Möglichkeit, beides kollektiv und praktisch anzugehen und dabei auch die Reduzierung auf eine Opferrolle hinter sich zu lassen.

Genau diese Verbindung von persönlich und abstrakt ist es aber, die in der deutschen Auseinandersetzung derzeit noch zu kurz gerät, auch weil es eine Veränderung der politischen Kultur und Praxis bedeutet und eben nicht nur eine inhaltlich-thematische Auseinandersetzung.

Etwas das im deutschen Kontext hingegen häufig gut funktioniert sind Daten und Statistiken. So kam es zu einem ersten medialen Aufmerksamkeitsfenster für die Tötung von Frauen als die Bundesregierung im Herbst 2016 eine Auswertung der Polizeilichen Kriminalstatistik zu Partnerschaftsgewalt veröffentlichte.<sup>1</sup> Demnach waren 2015 in Deutschland 136 Frauen durch ihre (Ex-)Partner getötet worden, 200 weitere entkamen dem Versuch. Da es sich um eine polizeiliche Statistik handelt, ist davon auszugehen, dass die Zahl der versuchten Tötungen weit höher ist. Nach Erfahrung der Beratungsstellen werden die meisten Versuche jedoch

1 Bundeskriminalamt: Partnerschaftsgewalt – Kriminalistische Auswertung, seit Berichtsjahr 2015, unter: [www.bka.de/DE/AktuelleInformationen/StatistikenLagebilder/Lagebilder/Partnerschaftsgewalt/partnerschaftsgewalt\\_node.html](http://www.bka.de/DE/AktuelleInformationen/StatistikenLagebilder/Lagebilder/Partnerschaftsgewalt/partnerschaftsgewalt_node.html) [Zugriff 10.1.2022]. Da sich die Erhebung am behördlich erfassten Personenstand orientiert, sind Fälle zum Beispiel gegen trans Frauen nicht darin abgebildet, wenn der Personenstand nicht der geschlechtlichen Identität entspricht.

nicht bei der Polizei angezeigt oder überhaupt von den Frauen als solche erkannt. Das bedeutet, dass 2015 allein im Hellfeld alle 26 Stunden ein Mann versucht hatte, »seine« (Ex-)Partnerin umzubringen. Auch wenn diese Zahlen, die seither jährlich herausgegeben werden, ein Verständnis von Femiziden grundsätzlich vermissen lassen, haben sie sich als starkes Argument gegen den Diskurs von unzusammenhängenden Einzeltaten erwiesen. Sie bilden ein Gegengewicht zu einer Berichterstattung, die Gewalt gegen Frauen im öffentlichen Raum meist größere Aufmerksamkeit spendet – auch wenn sie wiederum die Gefahr einer Vorstellung bergen, dass Gewalt ausschließlich im privaten Bereich stattfindet. Die Zahlen zu Tötungen in Partnerschaften sprechen deshalb auch nicht für sich. Sie sind eine erste und vorläufige Orientierung, um auf die Existenz und das Ausmaß von Femiziden in Deutschland hinweisen zu können. Das können sie aber nur vor dem Hintergrund des insbesondere in Lateinamerika ausgearbeiteten Verständnisses, was Femizide sind und weshalb sie geschehen, dessen Kraft auch darin liegt, die Unterteilung in Privat und Öffentlich zu durchkreuzen, wie Emanuela Borzacchiello in diesem Band herausstellt. Sie plädiert für eine kritische Revision jener Trennung und schlägt sogleich eine Perspektive auf sexualisierte Gewalt und Femizide vor, die von den Körpern der Betroffenen her gedacht werden. Dadurch gelingt es ihr, die Funktionen sexualisierter Gewalt für männliches Dominanzstreben offen zu legen.

In Deutschland von Femiziden zu sprechen, interveniert darüber hinaus in eine kulturalisierende und rassifizierende Debatte. Während Medien bei als »deutsch« benannten Tätern noch immer meist von »Familientragödien« und »Eifersuchtsdramen« sprechen, werden Tötungen von rassifizierten Tätern fast automatisch als »Ehrenmorde« bezeichnet. Im ersten Falle stellt dies die Taten als traurige Einzelschicksale dar, im zweiten Fall wird zwar auf ein dahinterliegendes (Werte-)System hingewiesen, allerdings einer fremden Kultur zugeschrieben. Nur bei »Ehrenmorden« wird die Tötung im Begriff überhaupt benannt. Das wird eben erst dadurch möglich, dass sie als etwas außerhalb der deutschen Gesellschaft Liegendes beschrieben wird. Es geht dabei ganz praktisch um eine Instrumentalisierung der Taten, um antimuslimischen

Rassismus zu verstärken und damit schließlich auf Debatten um Zuwanderung negativ einzuwirken. Es geht aber auch darum, über die Konstruktion und Abgrenzung von einem Anderen als gewaltvoll-rückschrittlich, die Konstruktion des Eigenen als gewaltfrei-fortschrittlich vorzunehmen. In dem Sinne verhindert die bisherige Debatte über sogenannte Ehrenmorde den Blick auf andere geschlechtsspezifische Tötungen und muss deshalb (abseits grundsätzlicher antirassistischer Motive) stets mitbehandelt werden.

Die jeweiligen Bezeichnungen für als Deutsche anerkannte und nicht anerkannte Täter bestimmen dabei nicht nur die mediale und gesellschaftliche Debatte, sondern auch die Beurteilung der Taten in der Rechtsprechung. Dagmar Oberlies, früher praktizierende Rechtsanwältin und jetzt Professorin, analysierte bereits 1995 anhand von Gerichtsakten die Kontexte, in denen Tötungen von Männern an »ihren« Frauen in Deutschland stattfinden. Darin zeichnet sie ein Bild von Herrschaft und Dominanzstreben. Dennoch wird von Richter:innen bis heute noch häufig Verständnis für Verzweiflungsmomente und emotionale Zusammenbrüche, die zur Tötung der »eigenen« Frau führen, geäußert und die Taten aus diesem Grund milder bestraft. Im Gegensatz dazu hat die öffentliche Debatte um »Ehrenmorde«, wenn also – obschon in einer kulturalisierenden Form – strukturelle Bedingungen anerkannt und verurteilt werden, erreicht, dass die objektive Verwerflichkeit in diesen Fällen nicht mehr angezweifelt wird und die Taten prinzipiell härter bestraft werden. Es geht in diesem Vergleich nicht darum, eine möglichst harte Strafe im bestehenden Justizsystem zu fordern, sondern auf die unterschiedliche Bewertung hinzuweisen, je nachdem, ob strukturelle Ursachen einbezogen werden oder nicht. Der doppelte Standard wird noch deutlicher daran, dass die Motive hinter den öffentlich als »Ehrenmorde« bezeichneten Taten häufig jenen gleichen, die sonst als »Partnertötungen« in den Medien und Gerichten auftauchen, dann also, wenn Unabhängigkeitsstreben, Trennungswunsch oder Untreue von Frauen gewaltvoll von ihren Partnern beantwortet werden.<sup>2</sup>

2 Kassel, Julia/Oberwittler, Dietrich: Publikationsreihe Polizei und Forschung. Ehrenmorde in Deutschland 1996–2005, BKA 2011.

Der Begriff des Femizids hat hier großes Potenzial, weil er das Problem weder verharmlost noch externalisiert. Allerdings gibt es für den deutschen Sprachraum auch die Gefahr, dass er selbst wieder kulturalisierend verwendet wird. Anders als das englische *homicide* oder das spanische *homicidio* bieten die deutschen Begriffe Mord und Tötung keine Analogie, sodass er von Beginn an »fremd« klingen mag und damit nur an Debatten in anderen Regionen erinnert. Dem folgt etwa auch die deutsche Bundesregierung,<sup>3</sup> die sich bis heute sträubt, das Problem für Deutschland anzuerkennen – und damit auch zu bearbeiten –, aber gleichzeitig als Teil der Europäischen Union in der Initiative »Spotlight«<sup>4</sup> hohe Summen für die Bekämpfung von Femiziden in Lateinamerika zur Verfügung stellt (die Komponente umfasst insgesamt 45 Millionen Euro).

Auch wenn dies sicherlich nicht allein auf den Begriff zurückzuführen ist, erlaubt er zumindest momentan noch ein solches Vorgehen. Letztlich kann erst eine Auseinandersetzung mit dem Thema im deutschen Kontext zeigen, ob der Begriff Femizid (oder auch Feminizid)<sup>5</sup> und sein politischer Gehalt Anschluss finden werden. Gerade die Anbindung an die internationalen Debatten, die diese Auseinandersetzungen überhaupt angestoßen haben, und die Markierung eines globalen Phänomens sprechen für die Verwendung dieser Begriffe.

Bei der Übersetzung und Einordnung des Femizid-Begriffs in einen anderen Kontext geht es nicht nur um Fragen der politischen Konjunktur und Debatte, sondern auch um die Frage nach unterschiedlichen Ausformungen des damit beschriebenen Phänomens, also nach besonderen Risikogruppen und -momenten, nach spezifischen Dynamiken und Wechselverhältnissen mit anderen Unterdrückungsmechanismen.

3 Der Text wurde vor der Bundestagswahl 2021 verfasst und nimmt an dieser Stelle Bezug auf die große Koalition der schwarz-roten Bundesregierung (2018–2021) [Anmerk. d. Herausgeber:innen].

4 [https://ec.europa.eu/commission/presscorner/detail/de/IP\\_19\\_5873](https://ec.europa.eu/commission/presscorner/detail/de/IP_19_5873) [Zugriff 10. 1. 2022].

5 Zur unterschiedlichen Verwendung von Femizid und Feminizid siehe Fußnote 5 auf S. 47.

Denn von einem Zusammenhang oder Kontinuum von Gewalt auszugehen und einer geteilten Erfahrung mit gewaltförmigen Verhältnissen heißt nicht, die Gewaltformen oder -kontexte untereinander gleich zu machen. Nur mit Blick auf die zugrunde liegenden Strukturen wird verständlich, weshalb Femizide stattfinden und deshalb können sie auch nur über die Veränderung dieser Strukturen langfristig vermieden werden. Doch insbesondere mit Blick auf konkrete Instrumente, um Femiziden auch kurz- und mittelfristig begegnen zu können, sind Kenntnisse über ihre kontextspezifischen Ausprägungen von Bedeutung. So können Kontaktverbote etwa bei partnerschaftlicher Gewalt wirken, im Kontext von Tötungen im öffentlichen Raum sind sie jedoch nicht unbedingt anwendbar. Oder anders gesagt: In Buxdehude erscheinen sie daher ein adäquates Mittel, in Ciudad Juárez eher nicht.

In diesem Sinne bedeutet das Anknüpfen an die internationalen Debatten und Erkenntnisse zunächst einmal, eine Fragestellung zu gewinnen, mit der Zusammenhänge überhaupt erst erforscht und sichtbar gemacht werden können, statt eine Antwort einfach zu kopieren. Es geht also darum, die Debatte über und die verschiedenen Ausprägungen von Femiziden kennenzulernen und zu überprüfen, was ähnlich und was anders ist. In Deutschland befinden wir uns bisher jedoch noch in dem Moment des Fragens, da schlicht die Informationen fehlen. Mehr noch da sich mit dem Femizid-Konzept der Blick auch auf Tötungen von Frauen außerhalb von eindeutig festgestellten Partnerschaften richtet. Im Jahr 2019 sind nicht nur 117 Frauen getötet worden, wie zum Internationalen Tag gegen Gewalt gegen Frauen von der Bundesregierung mitgeteilt wurde. Es waren 117, die durch ihre (Ex-)Partner starben, aber insgesamt wurden 275 Frauen und Mädchen getötet, mehr als doppelt so viele. Zu den Umständen der Tötungen außerhalb von Partnerschaften gibt es allerdings noch weniger Untersuchungen als zu jenen innerhalb von Partnerschaften. Mit einem fortschreitenden Rechtsruck der Gesellschaft und einer Zunahme an Gewalt gegen politisch aktive Frauen, gegen trans Personen und an rassistisch motivierter Gewalt sollte auch der öffentliche Bereich stärker in den Blick genommen werden.

Eine intersektionale Beurteilung ist für Deutschland auf

Grundlage der bestehenden Daten insgesamt unmöglich. Es liegt jedoch auf der Hand, Gewalt gegen Frauen als Ausdruck des Geschlechterverhältnisses, also einer gesellschaftlichen Beziehung, auch in der Dynamik mit anderen Unterdrückungsformen zu betrachten. Schon die britische Autorin Jill Radford betont in der ersten und grundlegenden Veröffentlichung zu dem Begriff des Femizids 1992 die Notwendigkeit, das Wechselverhältnis von Sexismus mit Klasse, Herkunft, Hautfarbe und Sexualität im Blick zu haben (vgl. Radford 1992: 8) – also eine intersektionale Perspektive einzunehmen, wie wir heute sagen würden. Nur so können Risikofaktoren gezielt ausgemacht und verhindert werden. Nur so kann gegen eine diskriminierende Behandlung durch Medien, Polizei und Justiz vorgegangen werden. Nur so kann aber auch eine Vision einer gewaltfreien Gesellschaft jenseits aktueller Herrschaftsverhältnisse entwickelt werden. Ein Beispiel dafür ist die Situation in Brasilien, wo Schwarze Frauen seit Jahren darauf hinweisen, dass, obwohl die Anzahl an Femiziden insgesamt sinkt, jene an Schwarzen Frauen weiterhin steigt (vgl. Gonçalves 2017). Nur aus einer intersektionalen Perspektive wird dieses Verhältnis überhaupt sichtbar und kann genauer untersucht und politisch behandelt werden, wie Dina Alves in diesem Band an einem emblematischen Fall der Schwarzen trans Person Luana Barbosa dos Reis deutlich macht, die in Brasilien von Polizisten brutal ermordet wurde. Ein Beispiel aus Deutschland fehlt, da die vorhandenen Zahlen eine solche Differenzierung bisher nicht zulassen. Allerdings bauen sich derzeit erste feministische Gruppen auf, die versuchen, diesen Zusammenhängen nachzugehen. Dazu gehört Feminizidmap,<sup>6</sup> die sich an unabhängigen Beobachtungsstellen in anderen Ländern orientiert, insbesondere in Mexiko und Spanien. Interessant ist dabei nicht nur ihr Anspruch einer intersektionalen Sichtweise, sondern auch jenem, anzuerkennen, dass das dafür notwendige Wissen im Globalen Süden produziert wurde (Dyroff/Pardeller/Wischnewski 2020).

Wenn es beim Thema Gewalt wie oben beschrieben auch innerhalb eines lokalen Kontextes nicht nur um eine gemeinsame

6 Für weitere Informationen siehe <https://feminizidmap.org/> [Zugriff 10.1. 2022].

Wissensgrundlage geht, sondern auch um geteilte Erfahrungen, dann gilt dies ebenso für ein transnationales Anknüpfen. Das hat nicht zuletzt die weltweite Resonanz der Performance »*Un violador en tu camino*« (dt. Ein Vergewaltiger in deinem Weg) gezeigt, die das feministische Kollektiv *Las Tesis* aus Chile in Bezug auf das Werk der argentinischen Anthropologin Rita Segato entwickelt hatte. Segato gelingt es, femizidale Gewalt im Kontext ökonomischer und kolonialer Ausbeutung zu analysieren und so die Funktion von Gewalt gegen Frauen für eine kapitalistisch organisierte Gesellschaft auch über den lateinamerikanischen Kontext hinaus sichtbar zu machen. *Las Tesis* greifen diese Analyse in ihrer Performance auf: *El patriarcado es un juez; Que nos juzga por nacer; Y nuestro castigo; Es la violencia que no ves* (dt. Das Patriarchat ist ein Richter/ Der uns für unsere Geburt verurteilt/ Und unsere Strafe/ Ist die Gewalt, die du nicht siehst). Im Anschluss an die erste Aufführung der Performance in Santiago de Chile am 25. November 2019 verbreitete sie sich global und wurde von Mexiko über Mozambique nach Tschechien, von Indien über die USA bis zum türkischen Parlament aufgegriffen. Der Text wurde häufig im spanischen Original wiedergegeben, manchmal übersetzt und ergänzt. Die Botschaft war jedoch überall dieselbe, nämlich die Anklage männlicher Gewalt gegen Frauen, der zugrundeliegenden Strukturen von Herrschaft und Unterdrückung und einer staatlichen Ignoranz gegenüber sexualisierter Gewalt. Das Interessante an diesem Phänomen vor dem Hintergrund der Frage eines transnationalen Anknüpfens ist, dass die Performance ganz offenbar – gerade in ihrer poetischen und insofern kodierten Weise – die kollektive Erfahrung feministischer Körper weltweit anspricht und gleichzeitig wiedergibt. Ein körperlicher Ausdruck etwas unmittelbar Verstandenen.

Genau hier liegt in der Bewegung gegen Femizide und insbesondere auch gegen die dahinterliegenden Strukturen in Deutschland noch ein zentrales Hemmnis. Obwohl in der feministischen Bewegung Themen wie sexualisierte Belästigung im öffentlichen Raum und Schwangerschaftsabbrüche heute ein großer Stellenwert zukommt und selbst Femizide zunehmend debattiert werden, wird das Sprechen über die eigene Erfahrung und wie sich diese in den Körper einschreibt, immer noch häufig abgetan. Genau

dies benötigt es aber, um eine eigene Betroffenheit mobilisieren zu können. Das bedeutet nicht, dass insbesondere jene angesprochen sind, die am eigenen Leib Erfahrungen mit schwerer körperlicher Gewalt gemacht haben. Vielmehr geht es um die Erkenntnis, dass Femizide der extreme Ausdruck von geschlechtsspezifischer Gewalt sind und dass die Gesamtheit ihrer Formen ein System beschreibt und stabilisiert, in dem wir uns alle bewegen. Für weiblich gelesene Personen bedeutet das nicht nur, dass sie jederzeit selbst davon betroffen sein könnten, sondern dass sie es in sehr unterschiedlichen Formen bereits sind. Dadurch etwa, dass sie sich gegen sexistische Sprüche wehren müssen, dass ihre Arbeit gesellschaftlich abgewertet wird, ihre Art zu leben und zu lieben die Grenzen heteronormativer und binärer Vorstellungen von Geschlecht und Familie sprengen oder politischer Aktivismus für sie gefährlicher ist.

Dieser Mangel wurde schließlich auch bei der Organisation des feministischen Streiks deutlich, der auch in Deutschland ab 2018 vorbereitet wurde und zunächst einen enormen Auftrieb für neue Vernetzungen und Aktionen gab. Der erste feministische Streik 2019 brachte mehr Menschen an einem 8. März auf die Straße als in den 20 Jahren zuvor. Im Aufruf in Deutschland fand auch die Anklage von Femiziden Eingang in den Forderungskatalog verschiedener Bündnisse, aber die eigenen Betroffenheiten von gewaltvollen Verhältnissen spielten dabei weiterhin eine untergeordnete oder gar keine Rolle. Die Streikbewegung verlor wieder an Dynamik. Dahingegen scheint der Streik dort besonders erfolgreich gewesen zu sein, wo eine Verknüpfung zu täglich erfahrener Gewalt gemacht wurde: in Argentinien, Chile, Spanien, Italien.

Vor diesem Hintergrund lässt sich sagen, dass die Arbeit zu Femiziden in Deutschland in den letzten Jahren zwar auf Ebene der Produktion von Wissen vorangeschritten ist, die Ebene der Erfahrung allerdings noch dahinter zurückbleibt. Das wäre für ein Anknüpfen an die Bewegungen, insbesondere in Lateinamerika aber dringend notwendig. Denn nur wenn die globalen Zusammenhänge erkannt und als eigene Betroffenheit und Verantwortung erfahren werden, können sie wirklich mobilisierend im Alltag wirken.

## Literatur

- Dyroff, M./Pardeller, M./Wischnewski, A. (2020). #keinemehr – Femizide in Deutschland, Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin.
- Gago, V. (2020). 8 Thesen zur feministischen Revolution. Impulse aus Argentinien, wo alles begann. Herausgegeben von der Rosa-Luxemburg-Stiftung. <https://www.rosalux.de/publikation/id/41611/8-thesen-zurfeministischen-revolution/>
- Gonçalves, J. (2017). Muertes de mujeres en Brasil tienen raza y clase definidas, dicen investigadores. In: Brasil de Fato. Onlinepublikation. <https://www.brasildefato.com.br/2017/11/08/muertes-de-mujeres-en-brasil-tienen-raza-y-clase-definidas-dicen-investigadores> [Zugriff 26. I. 2022].
- Radford, J. (1992). Introduction. In: Radford, J./Russell, D. (Hg.): Femicide. The Politics of Woman Killing. New York, New York (S. 3–12).

RAQUEL GUTIÉRREZ AGUILAR,  
CLAUDIA LÓPEZ PARDO

## Das Gemeinschaftliche produzieren, um das Leben zu erhalten<sup>1</sup>

*Anmerkungen zum Verständnis eines sich ausbreitenden gemeinschaftlich-popularen Horizonts, der den Raubtierkapitalismus herausfordert, ihn umstürzt und über ihn hinweggeht*

Wir erleben derzeit die Krise der gesellschaftlichen Reproduktion des kollektiven Lebens. Dies manifestiert sich vor allem in den unzähligen Kämpfen zur Verteidigung des Lebens. Diese Kämpfe haben sich als Konstellation erneut auf dem gesamten lateinamerikanischen Kontinent ausgebreitet. Sie erschüttern offen pro-neoliberale, sogar von faschistischen Tendenzen geprägte Regime und ebenso die Regierungen, die vom sogenannten »progressiven Zyklus« übriggeblieben sind.

Unsere Annäherung an die Reflexion der Geschehnisse schlägt eine mittelfristige Erklärung vor und geht von einer zentralen Idee

- 1 Voranstellende Bemerkung des Übersetzers: Gutiérrez Aguilar und López Prado erklären in der Schlussbemerkung des vorliegenden Textes: »Wir erproben erneuerte syntaktische Formen, die uns erlauben, den universalistischen Zug einer bestimmten Logik zu vermeiden, die die von uns gesprochene koloniale Sprache strukturiert: Das Spanisch, das abgrenzt und vorschreibt, was gesagt werden darf und was nicht. Darum disputieren wir Schritt für Schritt die tiefgründigsten Bedeutungen bestimmter Begriffe, bringen sie durcheinander und öffnen sie erneuerten Inhalten.« Es wurde versucht, diese Herangehensweise in der deutschen Fassung so weit wie möglich zu respektieren. Dies beinhaltet eine manches Mal bewusst *sperrige* und von der üblichen Syntax abweichende Wortwahl sowie die Verwendung von sonst in eher anderem Kontext gebräuchlicher Begriffe wie z. B. »Einhegung«. Dort, wo eine die Syntax des Originals vollständig respektierende Übersetzung die deutsche Version hätte unverständlich erscheinen lassen, wurde behutsam eingegriffen.

aus: Die Art und Weise, die kollektive Kraft zu enteignen, die täglich in unzähligen und heterogenen Praktiken der Produktion des Gemeinschaftlichen zum Ausdruck kommt und die in der Lage ist, politische Inhalte und Horizonte herzustellen, befindet sich in der Krise. Diese Herangehensweise fasst zwei Prozesse zusammen, die für gewöhnlich getrennt dargestellt werden: Einerseits erkennt sie den kollektiven Charakter der Kräfte und Fähigkeiten an, die sowohl materiellen Reichtum als auch politische Entscheidungen produzieren. Diese haben ihren Ursprung in vielgestaltigen assoziativen Figuren und richten sich auf die Reproduktion des Lebens aus. Andererseits versteht diese Herangehensweise, dass kollektive Kräfte und Fähigkeiten, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts den liberalen Horizont des Politischen durcheinanderbringen konnten, im letzten Jahrzehnt durch die innerhalb des *national-popularen* Paradigmas neu errichteten gesetzgeberischen Gerüste sowie institutionelle Konstruktionen neutralisiert worden sind. Dieses Paradigma hat groteske Versionen der alten nationalistisch-revolutionären Sehnsucht nach der Entwicklung des Kapitalismus in mehreren lateinamerikanischen Ländern neu aufleben lassen. Um die aktuelle, besonders in Brasilien und Argentinien<sup>2</sup> evidente faschistische Bedrohung zu verstehen, gehen wir davon aus, dass sich während des progressiven Zyklus ein *Enteignungsmodus* hinsichtlich der in vorherigen Kämpfen geschaffenen politischen und ökonomischen Fähigkeiten etablierte. Diese enteignenden und normalisierenden Herrschaftsmechanismen sind aktuell in eine Krise geraten (Gutiérrez Aguilar/Salazar Lohmann 2015; Gutiérrez Aguilar/López Pardo 2017).

Dieser Ansatz ist aus zwei Gründen fruchtbar. Erstens, weil er, während er die objektive Entwicklung der konkreten Widerstände und Kämpfe untersucht, die es möglich machten, mehrere fortschrittliche Regime in Lateinamerika zu installieren, innerhalb des Argumentationsstrangs die Schwierigkeiten und Grenzen der sich in der Auseinandersetzung befindlichen gesellschaftlichen Kräfte einbezieht. Der Ansatz greift die Schwierigkeiten auf, um voll-

2 Der Text entstand 2019 zur Zeit der Macri-Regierung in Argentinien.  
[Anmerk. d. Übers.]

ständig verstehen zu können, wie die Prozesse der Enteignung der gesellschaftlichen Kraft vor sich gehen. Auf diese Weise geht er über die blickdichte Alternative *fortschrittliche Regierungen/faschistische Rechte* hinaus, die manchmal eher verdunkelt als erhellt. Dies verhindert, dass das Argument einem Narrativ von *Verrat* und Fehlern verfällt, die von einigen begangen und von vielen erlitten wurden. Vielmehr strebt es danach, den konkreten und praktischen Verlauf der antagonistischen Ströme zu verstehen, die das von uns *Gesellschaft* genannte mobile Mosaik der sich gegenüberstehenden Fragmente auseinanderreißen. Zweitens ist diese Art der Annäherung insofern fruchtbar, als sie eine erneuerte kritische Perspektive erfordert, die nicht nur formal konstruiert ist, sondern sich analog zur *Gestalttheorie* verhält: Es werden Elemente zusammengebracht, die die Fähigkeiten fördern, *uns gewahr zu werden*, was von anderen Argumentationsrahmen ausgehend als eigene entfremdete Fähigkeiten verdeckt oder versteckt blieb. Diese erneuerte kritische Annäherung hat der gegenwärtigen Wiederbelebung der Kämpfe verschiedener Frauenkollektive, -bewegungen und -vereinigungen viel zu verdanken. Diese kämpfen nicht nur *gegen alle machistischen Gewaltmanifestationen*, sondern treiben gleichzeitig eine profunde und radikale epistemische Kritik voran. Wenn wieder eine theoretische Perspektive eingeführt wird, die den Lauf der Kämpfe verfolgt und untersucht, was diese möglich macht, dann wird erneut das sichtbar und hörbar, was in anderen Narrativen, die sich an der Darstellung gesellschaftlicher Vorgänge versuchen, meist geleugnet wird: die vielgestaltige kollektive Fähigkeit zur Produktion des Gemeinschaftlichen als immense Quelle kollektiver Stärke und politischer Möglichkeiten.

### **Produktion des Gemeinschaftlichen und politischer Fähigkeiten gesellschaftlicher Transformation**

Unser Bestreben, die heterogenen und vielfältigen in Lateinamerika praktizierten gemeinschaftlichen Formen der Regeneration von Bindungen und Gedanken zu verstehen und möglichst zu praktizieren, kann bereits auf einige intensive Erfahrungen zurückblicken. Es entspringt insbesondere dem jahrzehntelangen Beharren, verschiedene indigene und populäre Kämpfe, die einen gemein-

schaftsbasierten Ursprung haben, zu verstehen, zu dokumentieren, zu unterstützen und an ihnen teilzunehmen. Hauptsächlich in Bolivien, aber auch in Mexiko, Guatemala, Ecuador, Peru, Chile und Kolumbien. Bei diesen Erfahrungen lernten wir, die gemeinschaftlichen Wesenszüge von den spezifischen Kampfpraktiken zu unterscheiden, die immer singular und unterschiedlich, obwohl gleichzeitig ähnlich und verwandt sind. Wir haben solche Merkmale, die wir in sehr unterschiedlichen Kontexten nachverfolgt haben, mit liberalen Politikformen verglichen. Dies betrifft vor allem den Kernpunkt, den wir auch als Rückgrat dieser liberalen Art von Politikausübung ansehen: die Organisation der öffentlichen Aktivität in einer Form, bei der die kollektive Fähigkeit, sich in allgemeine Angelegenheiten einzumischen, die alle angehen, weil sie alle betreffen, delegiert wird (Gutiérrez Aguilar 2001; 2008).

Im Kontrast dazu ist das Ähnlichkeitsmerkmal, das wir in den gemeinschaftlichen Politikformen erkannt haben und welches der Ausgangspunkt unserer Überlegungen sein wird, die Tatsache, dass die »Kämpfe um das Gemeinsame« (Navarro Trujillo 2015a) sich fast immer im Rahmen kollektiver Anstrengungen organisieren und entfalten, bei denen materielle und symbolische Bedingungen verteidigt werden, um die Reproduktion des gemeinsamen Lebens sicherzustellen.

Wenn, wie es in der kapitalistischen, patriarchalen und kolonialen Moderne üblich ist, die Reflexion von der Produktion und Akkumulation des Kapitals ausgeht – und mit der von dieser Perspektive aus entwickelten Begrifflichkeit gearbeitet wird – dann werden Produktions- und Konsumprozesse beleuchtet und ihre Zusammenhänge erforscht. Mit der kapitalistischen Akkumulation als Ausgangspunkt wird die enorme Galaxie derjenigen materiellen, emotionalen und symbolischen Aktivitäten und Prozesse unsichtbar gemacht und gelehnt, welche sich in den Sphären menschlicher Aktivität abspielen und entfalten, die nicht unmittelbar kapitalproduzierend sind, obgleich sie inmitten aller Arten von Einhegungen, Beschränkungen und Aggressionen geschehen. Alle diese überbordenden gesellschaftlichen Gefilde kollektiver Praktiken, die das Alltagsleben aufrechterhalten, aber vom produktivistischen Blick des zeitgenössischen Kapitalismus verleugnet und

unsichtbar gemacht werden, sind zum Ausgangspunkt unserer Arbeit geworden. Innerhalb dieses Kontextes stellen wir die enormen Arbeitsleistungen heraus, die am stärksten unsichtbar gemacht werden: die von Frauen verrichteten Arbeiten, um das kollektive menschliche und nicht-menschliche Leben unmittelbar zu erhalten.

Im Rahmen dieser Erfahrungen haben wir gelernt, etwas ausfindig zu machen und – auch auf verknüpfende Weise – zum Ausdruck zu bringen: Bei den energischsten indigenen Kämpfen um das Territorium, um die gemeinsame Aneignung des geeigneten materiellen Reichtums und um die Selbstregierung sowie bei einem relevanten Teil der vielfältigen, historisch von Frauen geführten Kämpfe, werden Alltagsbeziehungen regeneriert und reaktualisiert, die nicht vollständig durch das Kapital oder das Patriarchat vermittelt sind. In gleicher Weise geben vereinbarte Produktionsformen erneuerte verpflichtende Regeln gegenüber dem Kollektiv vor, die zudem sicherstellen, den geteilten und kultivierten materiellen Reichtum gemeinsam zu nutzen. Sie fordern immer wieder das koloniale Erbe heraus, das auf Segmentierung und Konfrontation beruht. Wir machen also politische Formen aus, die sich von den individuell ausgerichteten und starren liberalen *Sitten und Gebräuchen* der kapitalistischen Moderne unterscheiden und ihnen auf verschiedensten Ebenen widersprechen.

Wir sind überzeugt: Die im Mittelpunkt stehende Garantie der materiellen und symbolischen Reproduktion des kollektiven Lebens sowie die sie regulierenden vielgestaltigen gemeinschaftlichen politischen Praktiken sind die zwei Merkmale, die als Achsen verschiedener gemeinschaftlich-popularer Horizonte fungieren. Sie konstruieren und beleuchten Wege gesellschaftlicher Emanzipation jenseits der Logik des modernen Staates und der Kapitalakkumulation (Gutiérrez Aguilar 2015a; Linsalata 2016; Navarro Trujillo 2016). Nun sind alle diese kreativen und produktiven Prozesse, die seit Jahrhunderten darauf beharren, die materielle und symbolische Reproduktion des Lebens sicherzustellen, ständig vom unaufhörlichen Druck der Logik der Kapitalakkumulation in all ihren Formen (merkantil, industriell, agroindustriell, extraktivistisch, teilfertigungsorientiert, finanziell, kriminell) eingehegt und bedroht. Unsere Überlegungen sind darauf ausgerichtet, stets die

vielgestaltigen und heterogenen Kämpfe gegen die Abtrennungen, Einhegungen und expliziten Aggressionen zu verstehen. Letztgenannte Elemente überlisten, behindern oder zerstören ein um das andere Mal die Fähigkeiten und das praktische Wissen, das Männer und Frauen ganz unterschiedlicher kultureller Artikulationen besitzen und zu bewahren in der Lage sind.

Diese Perspektive hat uns ein Reflexionsfeld entwerfen lassen, das entlang zweier analytischer Achsen organisiert ist. Die erste Achse kennzeichnet die Qualität der Zeit, die den Unterschied zwischen alltäglichen Zeiten und außergewöhnlichen Zeiten umfasst. Sie behält die zwischen beiden bestehende Kontinuität im Blick. Die einzelnen menschlichen Leben und das kollektive oder gesellschaftliche Leben werden durch Variationen in der Qualität der bewohnten Zeit gestaltet. Nach Bolívar Echeverría (1998b) sind die Zeiten des Feierns, des Spiels und der Kunst außergewöhnliche Zeiten. Sie bringen die gewöhnlichen Zeiten durcheinander und verändern sie. Für uns gehören die Zeiten, in denen sich die Kämpfe entfalten, ebenfalls zu den außergewöhnlichen, weil sie das Alltagsgeschehen verändern und umordnen. Die Qualität der Zeit ist immer vielfältig und heterogen, so sehr auch ein starker Druck des Kapitals existieren mag, sie in ihrer linearen und homogenen Qualität zu fixieren, in der jeder Augenblick gleich dem vorherigen ist und mit dem nächsten identisch sein wird (Benjamin 2005). Die zweite analytische Achse konzentriert sich darauf, die spezifische Politizität zu verstehen. Sie hat mit den Praktiken zu tun, die mit dem Erhalt des kollektiven Lebens und den vielfältigen Formen der autonomen Regulierung solcher praktischen gesellschaftlichen Aktivitäten verbunden sind, d. h. der Konstellation politischer Handlungsweisen, die diese kollektiven Aktivitäten organisieren und leiten.

Unsere Arbeit hat uns dazu gebracht, über die kollektive menschliche Fähigkeit, das Gemeinsame zu produzieren, nachzudenken (Gutiérrez Aguilar/Navarro Trujillo/Linsalata 2016b) und sie mit Sorgfalt zu erforschen. Wir verstehen diese als Kampf gegen die Abtrennungen und Brüche, die expansiv gegenüber alten und reaktualisierten Reproduktionsformen des Lebens durchgesetzt werden. Diese Abspaltungen und Brüche sind immer das Vehi-

kel der Kapitalakkumulation (Navarro Trujillo 2015b) sowie der Wiederholung politischer und gesellschaftlicher Hierarchien, die patriarchale und koloniale Züge in unseren Gesellschaften verstärken. Im Dialog mit den Auffassungen des offenen Marxismus, der Adornos *Negative Dialektik* beerbt hat, und der die Reflexion aus einer Negativ-Perspektive durch Begriffe wie »gesellschaftlicher Fluss des Tuns«, »gesellschaftlicher Fluss des Kampfes« oder Rebellion nährt, gewinnen wir marxistische Unterscheidungen wie »abstrakte Arbeit« und »konkrete Arbeit« zurück, die von Echeverría umfassend analysiert wurden. Diesbezüglich untersuchen wir die Möglichkeit, die »Flüsse der konkreten Arbeit« (Gutiérrez Aguilar/Salazar Lohmann 2015) sichtbar zu machen und zu erweitern. Wir fragen nach den Bedingungen, das »gemeinsame Tun« in Alltagszeiten zu bewahren. Nicht nur in ländlichen, sondern auch in städtischen Umgebungen (Navarro Trujillo 2016).

### **Produktion des Gemeinsamen und gemeinschaftliche Transformationshorizonte: drei Diskussionsthemen**

Wir wissen, dass die gemeinschaftlichen und popular-gemeinschaftlichen Kämpfe des 20. Jahrhunderts (Linsalata 2016; Gutiérrez Aguilar 2015a; Gutiérrez Aguilar/Salazar Lohmann/Tzul 2016), von denen viele indigenen Ursprungs sind, mehrere Säulen von Herrschaft und Ausbeutung herausgefordert und ins Wanken gebracht haben, indem sie sich jahrzehntelang über den Kontinent hinweg intensiv entfalteten. Diese Säulen sind: a) das Amalgam aus kolonial-republikanisch-liberaler Herrschaft und kapitalistischer Ausbeutung, organisiert im Rahmen des Nationalstaates; b) die Struktur des Agrareigentums und des konkreten Reichtums, die seit langer Zeit bestehende Herrschaftsverhältnisse und politische Bevormundung aufrecht erhält; c) die Welle erneuter vielfacher Beraubungen (Navarro Trujillo 2015a) – von materiellem Reichtum und politischen Fähigkeiten –, die mit der neoliberalen Reaktion in den letzten Jahrzehnten einher ging; und d) die klassischen Muster der unmittelbaren Organisation der materiellen Reproduktion des kollektiven Lebens, in deren Kontext sich die patriarchalen Züge der gesellschaftlichen Strukturierung mit all dem vorher genannten verflechten und ausweiten.

In der Regel sind selbst in den umfassendsten und radikalsten Kämpfen, in denen Frauen und Männern der indigenen Völker die Protagonist:innenrolle inne hatten, diese vier Stützpfeiler der Herrschaft und Ausbeutung nicht gleichzeitig ins Wanken gebracht worden. Vielmehr wurde auf dem, was übrigblieb, das Herrschaftsgebilde neu errichtet, fast immer in Form der Enteignung der profundesten Bestrebungen, die in den Momenten des aktiven Kampfes hervortraten – und zwar in Form einer semantischen, politischen und die Organisationsstruktur betreffende Kooptation.

Andererseits haben wir uns in den letzten Jahren darauf konzentriert, zu dokumentieren, wie die umformende Energie, die sich in den gemeinschaftlichen Anstrengungen des Kampfes und der Emanzipation regeneriert, durch verschiedene Mechanismen brutal angegriffen wurde. Erstens durch die gegenwärtigen Kriegs- und Terrorformen, die die Territorien verwüsten und die darin lebenden Gemeinschaften durch den Mord und das Verschwinden ihrer Töchter und Söhne dezimieren (Paley 2016; Reyes Díaz 2017). Zweitens ist dieser Angriff durch liberale und identitär verschlüsselte Politiken erfolgt, die ein starres und ausgeklügeltes rechtliches und verfahrenstechnisches Gerüst erbaut haben, um die kollektive Kraft abzulenken und zu kooptieren. Dabei geht es darum, diese Kraft dahin zu lenken, Anerkennungsbestimmungen dieser identitären Bedingungen zu verhandeln, sowie erneuerte Formen von Beraubung und Bevormundung einzuführen, die mit dem endlosen Feilschen um unerfüllte Rechte verbunden werden (Almendra Quiguanas 2016). Dieser letztgenannte Mechanismus besteht darin, erneut eine Klientel und kooptierendes Gefüge mit rigiden Formen sozialer Kontrolle aufzubauen, das sich auf eine Politik individueller und gezielter Subventionen stützt. Diese machen die Menschen als *ewig Bedürftige* aus, die besondere Aufmerksamkeit verlangen. Ausgehend von dieser unter fortschrittlichen Regierungen weit verbreiteten Architektur ist eine starre binäre politische Zange installiert worden. Bei ihr ist alle Pluralität und politische Kreativität zwischen zwei Polen eingeklemmt, die als widersprüchlich dargestellt werden: die »Rechte«/progressive Regierung. Dies sind die Hauptpfade einer virulenten und allgemeinen Strategie einer erweiterten Aufstandsbekämpfung gewesen (Paley 2016),

deren Kern es unserer Ansicht nach war, die kreativen Adern der aktuellen gemeinschaftsbasierten Kämpfe zu stören und sie zu verstopfen. Dabei wurden die Horizonte der gemeinschaftlich-popularen Transformation teilweise getrübt und durcheinandergebracht (Gutiérrez Aguilar 2015a).

Wir sind von der Reflexion über die praktischen Reichweiten, die Widersprüche und Mehrdeutigkeiten, die während der außergewöhnlichen Zeiten der sich entfaltenden Kämpfe auftreten, zum Verständnis der spezifischen kritischen Politizität gelangt, die in denjenigen gemeinschaftlichen Artikulationen gepflegt wird, die das materielle und symbolische Alltagsleben tragen. Dabei haben wir auf außergewöhnliche Weise mindestens drei analytische Schlüssel zusammengebracht, um das Gemeinschaftliche tiefgründiger zu verstehen:

**Erster Schlüssel: Das Gemeinschaftliche ist nicht notwendigerweise indigen und das Indigene ist nicht notwendigerweise gemeinschaftlich.**

Unsere Diskussion über den nicht notwendigerweise indigenen Charakter des Gemeinschaftlichen speist sich aus zwei Ereignissen. Erstens, aus der Erfahrung der Teilnahme am sogenannten Wasserkrieg in Cochabamba in Bolivien In den Jahren 2000 und 2001. Er wurde von einer kraftvollen gesellschaftlichen Artikulation getragen, die mindestens drei Widerstands- und Kampferfahrungen verband: die Erfahrung mit gemeindebasierten Wurzeln – das Netzwerk der Bewässerungsgemeinschaften in den interandinen Tälern von Cochabamba als die gewerkschaftlich-populare Erfahrung –, die ihren Ausdruck in der Föderation der Fabrikarbeiter:innen von Cochabamba fand; und die gemeinschaftlich-populare Erfahrung, für die sich die Männer und Frauen verantwortlich zeigten, die in den unabhängigen und vor allem in den Stadtrandgebieten verstreuten Systemen der Trinkwasserversorgung aktiv waren. Die politische Dichte dieser Ereignisse, bei denen vielfältige Erfahrungen und politische Praktiken kooperativ und kreativ zusammenkamen, beleuchtete nie dagewesene Möglichkeiten der Produktion: nicht nur gemeinsamer Sinnhorizonte, sondern auch der Vernetzung verschiedener Artikulationen, die bereit waren, vollständig anti-

kapitalistische gesellschaftliche Beziehungen zu generieren, und von dieser Warte aus einen konfrontativ anti-staatlichen Charakter hatten. Diese Kämpfe machten die Kraft der expansiven Eigenschaft des Gemeinschaftlichen jenseits des indigenen Sektors deutlich. Sie zeigten den strategischen Charakter seiner Bindungsformen und der Herstellung von Übereinkunft.

Zweitens konnten wir die Diskussion über den nicht notwendigerweise gemeindebasierten Charakter des Indigenen durch eine kritische Reflexion über die lange negierten gemeinschaftlichen indigenen Kämpfe in Guatemala anreichern. Mehr als ein Jahrzehnt lang waren diese Kämpfe blockiert, weil ihre wichtigsten transformierenden Inhalte auf die Anerkennung bestimmter im Staat eingeschränkter kultureller Rechte reduziert wurden, die nach den Friedensverträgen von 1996 rekonstruiert wurde. Diese Verträge, die Tzul (2016) kritisch untersucht, gingen nicht auf den Besitz und die Nutzungsrechte an Land und Wasser der verschiedenen indigenen Völker des Landes ein. Sie ignorierten und versteckten auf radikale Weise die vielfältigen eigenen Regierungssysteme der indigenen Völker, die auf den kollektiven Charakter bei Übereinkünften, der politischen Entscheidungsfindung und der Bestimmung der Autoritäten ausgerichtet sind.

Die kritische Annäherung an diese beiden Erfahrungen über die Jahre hinweg sowie die Reflexion über Reichweite und Grenzen der Kraft der indigenen Bewegung, vor allem in Bolivien, Mexiko, Ecuador und neuerdings in Guatemala, die staatlichen Strukturen politischer Herrschaft zu transformieren – oder sich darin zu verstricken –, brachte uns dazu, den die indigenen Völker Lateinamerikas identifizierenden fremdbestimmten ethnischen Schlüssel – der sie unter staatliche Verwaltung stellt – deutlich auszumachen. Ebenso machten wir die gemeinschaftlichen Praktiken der Subversion und Herausforderung der bestehenden politischen und ökonomischen Herrschaft kenntlich, die die gesellschaftlichen Strukturen und Bedeutungen vielfältiger kollektiver Aktionen verändern und manchmal den Weg zu neuen und ungewöhnlichen Bündnissen öffnen.

Diese analytische Unterscheidung leugnet in keiner Weise, dass es die indigenen Völker Amerikas sind, die am beharrlichsten die

kollektive Fähigkeit bewahrt haben, das Gemeinschaftliche zu produzieren und zu pflegen. Mehr noch, sie erkennt die Beiträge der historischen und gegenwärtigen Kämpfe der indigenen Völker an und ist bestrebt, von ihnen zu lernen. Sie möchte jedoch betonen, dass der ethnische Schlüssel der Analyse nicht notwendigerweise gemeinschaftlich ist. Das Gemeinschaftliche und die Fähigkeit, das Gemeinsame zu produzieren, sind nicht notwendigerweise in ethnisch unterschiedenen Gemeinschaften begründet. Diese Unterscheidung veranlasste uns, das Gemeinschaftliche und die kollektiven Fähigkeiten, das Gemeinsame zu produzieren, noch eingehender zu untersuchen.

**Zweiter Schlüssel: Das Gemeinschaftliche ist ein gesellschaftliches Verhältnis und wird daher ausgeübt und gepflegt.**

Der gemeinschaftliche beziehungsweise gemeinschaftlich-populäre Schlüssel der gesellschaftlichen Transformation hat uns erlaubt, Ensembles von Potenzen und Schwierigkeiten im Verlauf der sozialen Kämpfe, die vor allem – aber nicht ausschließlich – von indigenen Völkern geführt werden, verständlich zu machen. Unter einer anderen Perspektive können diese weder verdeutlicht noch vollständig begriffen werden.

Daher rührt die Relevanz, die für uns nach und nach die eigenproduzierte – autopoietische – Qualität der gemeinschaftlichen Artikulationen und die Kultivierung ihrer spezifischen politischen Fähigkeiten erreicht hat. Dies gilt ebenso für die zentrale Bedeutung besonderer Figuren kollektiver Arbeit, die mit der materiellen und symbolischen Reproduktion des Lebens verknüpft sind, um das Gemeinsame zu produzieren – oder das, was geteilt wird, zu pflegen, zu nutzen und zu regenerieren –, um Formen zu schaffen und zu kultivieren, die das Gemeinsame regeln und regieren, und die auf der Koproduktion von Vereinbarungen basieren, die nicht-liberale Formen der Autorität zwingend machen und hervorbringen. In diesem Punkt lernten wir von Jaime Martínez Lunas (2013: 251) Reflexionen zur gemeinschaftlichen Arbeit:

»Die ›Kommunalität‹ – so nennen wir das Verhalten, das sich aus der Dynamik der reproduktiven Instanzen unserer angestammten und gegenwärtigen Organisation ergibt – beruht auf Arbeit, niemals auf Diskurs. Anders ausgedrückt: auf der Arbeit für die Entscheidung (die Versammlung), der Arbeit für die Koordination (das Amt), der Arbeit für die gemeinschaftliche Gestaltung (das Tequio) und der Arbeit für den Genuss (die Feier).«

Dieser kritische Weg hat uns zur Wahrnehmung des *Gemeinsamen* in seiner doppelten Bedeutung geführt: als gesellschaftliches Verhältnis und als kritische Kategorie. Dabei haben wir ihn verknüpft mit der Einbeziehung, dem Registrieren und der Reflexion eines weiteren breiten Spektrums von Kämpfen gegen »multiple Enteignungen« (Navarro Trujillo 2015a). Diese stellen sich in jüngster Zeit auch als sozio-ökologische Kämpfe gegen alle Arten von Extraktivismus dar und wir verstehen sie als Konstellationen von Kämpfen für das Gemeinsame. In diesem Sinne kommen wir als Ergebnis einer gemeinsamen Arbeit (Gutiérrez Aguilar/Navarro Trujillo/Linsalata 2016b: 388) zu folgendem Schluss:

»Das Gemeinsame wird als ein Werk vieler produziert, durch das Schaffen und die ständige Reproduktion einer Vielzahl von assoziativen Aktionen und kollaborativ geprägten gesellschaftlichen Verhältnissen, die kontinuierlich und beständig die Produktion und die Nutzung einer großen Menge von materiellen und immateriellen Gütern des gemeinsamen Gebrauchs ermöglichen. Jene Güter, die wir üblicherweise als *Commons* bezeichnen – Wasser, Saatgut, Wälder, Bewässerungssysteme einiger Gemeinden, einige selbstverwaltete urbane Räume usw. – könnten ohne die gesellschaftlichen Verhältnisse, die sie hervorbringen, nicht das sein, was sie sind. Vielmehr können sie nicht vollständig verstanden werden, wenn wir sie trennen von den Menschen, den organisatorischen Praktiken, den Prozessen kollektiver Bedeutung, den emotionalen Bindungen, den Beziehungen der Interdependenz und Gegenseitigkeit, von denen sie tagtäglich geformt werden und die solche Güter in Form der *Commons* produzieren.«

Wir verstehen den kritischen Charakter der Produktion des Gemeinsamen, denn:

»[Die zahlreichen und unterschiedlichen Formen der Produktion des Gemeinschaftlichen] koexistieren zwar in mehrdeutiger und widersprüchlicher Form mit den gesellschaftlichen kapitalistischen Verhältnissen, aber sie werden nicht oder nur zu einem minimalen Teil im kapitalistischen Ambiente der Wertproduktion hergestellt. Sie produzieren und stärken sich im Allgemeinen *jenseits, gegen und jenseits* der gesellschaftlichen kapitalistischen Verhältnisse, bringen die den sich entfaltenden Kämpfen innewohnende Fähigkeit ein. Denn nur, wenn wir in der Lage sind, Bindungen herzustellen, die nicht oder nicht völlig durch das Kapitalverhältnis vermittelt sind, schaffen wir es, konkreten Reichtum zu produzieren.

In der Mehrzahl der Fälle entstehen die Gemeinschaftliches produzierenden gesellschaftlichen Verhältnisse aus der konkreten und kooperativen Arbeit selbstorganisierter Menschengruppen, die artikulierte Strategien der Zusammenarbeit organisieren, um gemeinsame Probleme und Bedürfnisse anzugehen und auf diese Weise die Reproduktion und die Kultivierung der materiellen und spirituellen Subsistenz ihrer Lebensgemeinschaften zu garantieren. In dieser Hinsicht behaupten wir, dass *das Gemeinsame vor allem auf ein gesellschaftliches Verhältnis hinweist*, ein gesellschaftliches Verhältnis des Zusammenschlusses und der Zusammenarbeit, *in der Lage, alltäglich die gesellschaftliche Produktion und den Genuss des konkreten Reichtums* als Gebrauchswerte zu aktivieren. Mit anderen Worten, diejenigen materiellen und immateriellen Güter, die für die Bewahrung und zufriedenstellende Produktion des Lebens notwendig sind.« (Gutiérrez Aguilar/Navarro Trujillo/Linsalata 2016b: 388–389)

Das Gemeinsame so zu verstehen, brachte uns auch dazu, den Begriff des Gemeinschaftlichen über die ethnische oder vererbte Komponente hinaus zu öffnen, um ihn als Kampf, Tun, und kollektive Schöpfung zu beleuchten. Noch einmal: Ohne irgendeine Absicht, den Reichtum der Lehren zu leugnen, die die beharrlichen und mühsamen Kämpfe der andinen und mesoamerikanischen indigenen Völker uns geboten haben, öffnen wir uns gegenüber dem

Verständnis des Gemeinsamen als spezifisch menschliche und damit sowohl kollektive und individuelle Fähigkeit, Bindungen zu pflegen, um Wünsche und »Bedürfnisse-Desesitäten« (Pérez Orozco 2014)<sup>3</sup> zu befriedigen, Netzwerke zu flechten, die auf der reziproken Verpflichtung und dem Engagement basieren, Vereinbarungen herzustellen, um das Geschaffene zu nutzen und zu betreiben. Wir verstehen die tägliche Achtsamkeit und die Entfaltung dieser »Fähigkeit der Form« (Echeverría 1995; 1998) als Schlüssel und Leitfaden des Verständnisses der gesellschaftlichen Transformation als systematische Subversion des Existierenden, die kollektive Bindungen regenerieren kann, die in der Lage ist, die Reproduktion des Lebens gegen und über die koloniale und patriarchale Ordnung des Kapitals und des Staates hinaus zu behaupten.

### **Der antipatriarchale Inhalt in der Perspektive der Produktion des Gemeinsamen**

Im Verlauf unserer Arbeit haben wir darauf geachtet, den geschlechtlichen Charakter der gesellschaftlichen Verhältnisse im Auge zu behalten. Das bedeutete, zu vermeiden, der modernen Illusion hinsichtlich einer unabhängigen und vorgeblich neutralen *individuellen* Figur zu verfallen, obwohl es sich in der Realität um einen männlichen Erwachsenen handelt und seine Existenz auf einem bestimmten *Abhängigkeitsmuster* beruht, das unter Leugnung der Interdependenz als *Unabhängigkeit* fetischisiert wird (Hernando 2012). Dennoch sind es die wiederbelebten Kämpfe der Frauen in der Stadt und auf dem Land *gegen alle machistischen Gewaltmanifestationen* und *zur Verteidigung des Lebens* gewesen, die unsere Reflexionen auf die radikalen antipatriarchalen Inhalte gelenkt haben, die sich in diesen kämpferischen Aktionen ausdrücken. Um uns dieser Thematik anzunähern, führten wir eine Unterscheidung ein, die es uns erlaubt, die Diskussion ein wenig zu ordnen: Wir erkennen die Präsenz von mindestens zwei

3 Die Desesitäten (desesidades) ist eine von Orozco eingeführte Idee und Wortschöpfung, die auf die Befriedigung der eigenen Wünsche (deseos) und Bedürfnisse (necesidades) abzielt [Anmerk. d. Übers.]. Vgl.: <https://www.cgt-lkn.org/bizkaia/archivos/10655> [Zugriff 10. 1. 2022].

unterschiedlichen Pfaden der erneuerten Frauenkämpfe an. Diese sind sich jedoch in ihren Praktiken weder fremd noch vollständig widersprüchlich. Sie sind schlicht unterschiedlich.

Wir beziehen uns einerseits auf die erneuerten Kämpfe der Frauen gegen vielfältige Formen der Beraubung in Regionen und Territorien mit ländlichem Charakter, in denen der innerste Kern ihrer Bestrebungen als Aktionen *zur Verteidigung des Lebens* zum Ausdruck kommt. Andererseits zielen wir auf die Wiederbelebung weitreichender Kämpfe der städtischen Feministinnen in den vergangenen fünf Jahren ab, die die Kämpfe *gegen alle machistischen Gewaltmanifestationen* vorantreiben.

Die progressiven Regime, die sich auf Varianten eines extraktivistischen Akkumulationsmodells stützen, haben eine virulente Logik der Repatriarchalisierung in Gang gesetzt (Cruz et al. 2019). Diese stärkt zudem die kolonialen gesellschaftlichen Züge, indem sie die kollektive Sicherheit der Subsistenz angreift, beispielsweise durch die Schädigung der Wasserquellen, Wälder und Vielfalt des Landbaus. Dies gefährdet ein weiteres Mal die Möglichkeit, die Reproduktion des kollektiven menschlichen und nicht menschlichen Lebens zu garantieren. Mit dieser Linie drängt die hegemoniale kapitalistische Wirtschaftsentwicklung in die vorherigen Formen der gesellschaftlichen Reproduktion und der Subsistenzmittel hinein, attackiert die nicht an Lohnarbeit gebundene gemeinschaftliche Arbeit und verstärkt die Enteignung der reproduktiven Arbeit der Frauen, des traditionellen Wissens sowie der Selbstversorgungslandwirtschaft. Sie schwächt oder verleugnet jegliche Form lokaler Selbstregierung.

Inmitten dieses Bündels simultaner Enteignungsprozesse, einer zunehmenden Ausbeutung und Annullierung der politischen Fähigkeiten, verstärkt und modernisiert sich die über Jahrhunderte vor sich gegangene Verschmelzung von Kapitalismus, Patriarchat und Kolonialität (Gutiérrez Aguilar/Reyes/Sosa 2017). Auf diese Weise treibt das extraktivistische politische Regime seine Offensive an allen Fronten voran: Indem es die von einer bestimmten Kollektivität erreichte Subsistenzsicherheit attackiert, um der Kapitalakkumulation neue Wege zu erschließen, schwächt es die Position der Frauen in ihrer gemeinschaftlichen Artikulation und

boycottiert oder annulliert gleichzeitig kollektive politische Fähigkeiten. Dies führt dazu, dass diese Gemeinschaftsartikulationen, die sich auf die kollektive Reproduktion des Lebens richten, noch fragiler werden. Damit breitet sich die extraktivistische Offensive noch weiter aus. Die Dynamik präsentiert sich dabei häufig als ein authentischer »Krieg gegen die Frauen« (Federici 2013b; Segato 2016), derweil sie die Reproduktion des kollektiven Lebens gefährdet und das gemeinsame politische Leben verleugnet.

In der Mehrheit der Erfahrungen, die die Konstellation der sich über ganz Lateinamerika verbreitenden Kämpfe zur Verteidigung des Lebens bilden, haben die Frauen für sich die politischen Fähigkeiten zurückgewonnen, indem sie zu Anfang ihr Veto gegen die extraktivistischen Projekte einlegten und Allianzen untereinander wiederbelebten. Die neu gewonnene Kohäsion und Kraft, die vor allem durch die Praxis »unter Frauen« (Menéndez 2018) gewonnen wurde, hat ihre Kämpfe angetrieben. Sie hat es ermöglicht, dem femininen Wunsch, politisch im kollektiven Leben zu intervenieren, Geltung zu verschaffen. Das Ziel dabei ist es, die Ausführung extraktivistischer Vorhaben in den gemeinschaftlichen Territorien zu verhindern.

Im Kontext solcher Aktionen kommt es nun in der Regel zu einer doppelten Bewegung: Einerseits behaupten die Frauen sich selbst als kämpferische Frauen, wenn sie sich der Bedrohung der kollektiven Subsistenzsicherheit durch extraktivistische Projekte jeder Art entgegenstellen. Andererseits stellt eine solche Aktion vielfach alt hergebrachte Strukturen gesellschaftlicher Zügelung infrage, denen sie sich selbst unterwerfen. Sie höhlen damit Mechanismen und Praktiken aus, die häufig eine getrennte Inklusion (Tzul 2016) der Frauen in den eigenen gemeinschaftlichen Artikulationen beinhalten, vor allem, wenn es um die Produktion politischer Entscheidungen geht. Daher transportieren die Kämpfe unter anderem zur Verteidigung des Wassers, der Wälder, der Subsistenzlandwirtschaft, allgemein gesagt der Existenzmittel in ihrer großen Vielfalt, antikapitalistische und gleichzeitig antipatriarchalische Inhalte – sie bedingen sich gegenseitig. Im zurückliegenden Jahrzehnt haben enorm viele Frauen jede Art von Komitees, Vereinigungen, Versammlungen usw. gegründet, die über verschiedene Geographien

zerstreut sind, um sich zusammenzutun und ihre Kämpfe gegen spezifische extraktive Projekte durchzuführen. Dies pflegt die sexogenerischen Strukturen in den gemeinschaftlichen Strukturen selbst zu hinterfragen. Wir betonen: Wir behaupten nicht, dass die Männer nicht an den Kämpfen teilnehmen. Wir heben hervor, dass häufig die Frauen die kollektive Vetofähigkeit gegenüber dem, was die Kämpfe verleugnen will, aufrechterhalten und stärken. Darauf aufbauend machen sie den Weg frei für neue Formen der Politizität und der Wiederbelebung des Gemeinsamen.

In den Städten und Stadtrandgebieten fast aller Länder Lateinamerikas haben sich ebenfalls hunderte von Frauengruppen und Frauenkollektiven *gegen alle machistischen Gewaltmanifestationen*, die sie weder weiter ertragen noch verschweigen wollen, mobilisiert und erhoben. Dies geschieht inmitten der intensiven Prekarisierung des kollektiven Lebens, der klientelmäßig-finanziellen Verwaltung der unmittelbarsten Bedürfnisse und der Überausbeutung der Arbeit, die das sogenannte »Lohnpatriarchat« (Federici 2018) hinterfragen. Indem sie sich trafen und untereinander austauschten, um ihren harten alltäglichen Erfahrungen Bedeutung zu verleihen, haben sie mit wachsender Energie ihre Zurückweisung der täglichen in privaten und öffentlichen Sphären erlittenen Aggressionen sowie ihren Überdruß an Überlastung von produktiver und reproduktiver Arbeit unter zunehmend gewalttätigen Bedingungen zum Ausdruck gebracht. Auch in den Städten ist eine *Zeit der Rebellion* eröffnet worden, in der immer mehr unterschiedliche Frauen, verbunden durch das geteilte Wort und die zum Gemeinsamen gemachte Erfahrung, sich vornehmen, »alles zu ändern« (Gago et al. 2018).

Diese zwei jeweils breit gefächerten Kämpfe *zur Verteidigung des Lebens* und *gegen alle Gewaltmanifestationen*, die unterscheidbar, aber sich nicht fremd sind, flechten nach und nach, nicht ohne Widersprüche, eine neue Art feministischer Intersektionalität, die ebenso vorherige Klassifizierungsrahmen hinterfragt. Die feministische und antipatriarchale Praxis der angestoßenen Aktionen geht über die Eingruppierungen hinaus und verknüpft zuvor fragmentiert auftretende Dinge wieder neu, denn diese waren unter der dominierenden kapitalistisch-patriarchalen Logik in unterschiedlichen Registern kodifiziert. In diesem Sinne wird für den freien

und sicheren Schwangerschaftsabbruch gekämpft und gleichzeitig die Verschuldungspolitik abgelehnt, die das populare Leben bedrückt. Wasser und Territorien werden verteidigt, derweil die Bindungen zwischen denjenigen Gewerkschaften artikuliert werden, die die wachsende Prekarisierung der Arbeitswelt kritisieren. Es werden die Schikane und die Gewalt in den Arbeitsstätten und im Haushalt angeklagt, die Bildungsversorgung eingefordert und der weltliche Staat verteidigt. Die Kampagnen für die Anerkennung der Sexarbeit artikulieren sich untereinander und es werden pluri-nationale Treffen organisiert, während die unter dem patriarchalen Regime lancierten Mandate der Mutterschaft hinterfragt werden. So eröffnen sich ungewöhnliche Möglichkeiten einer wiederbelebten Verbindung zwischen unterschiedlichen Frauen, die mit ihren Praktiken erneuerte Fähigkeiten zeigen, Bindungen und Verbindungen zu regenerieren, die zusammen einen Raum bewohnen, der einen sich in rasanter Konstruktion befindenden dissidenten Gemeinschaftssinn produziert.

Eben von der Dokumentation und Implikation dieser umfassenden Galaxie von Bestrebungen ausgehend, versuchen wir uns an der folgenden Teilsynthese:

### **Dritter Schlüssel: Die erneuerten Kämpfe der Frauen zur Verteidigung des Lebens und gegen alle machistischen Gewaltmanifestationen**

Diese in zahlreichen Räumen des gesellschaftlichen Lebens entfalteten Kämpfe *hinterfragen* die sogenannten *gemischten Räume* des öffentlichen und privaten Lebens. Sie legen das patriarchale Gerüst der Sinne, Praktiken und Institutionen bloß, welche das Geflecht Herrschaft-Enteignung und Ausbeutung organisieren und das sie zerreißen wollen. Diese Kämpfe erneuern daher den Weg der Revolution.

Die Art und Weise, in der die Frauen die sogenannten gemischten Räume<sup>4</sup> hinterfragen, macht deutlich, wenn ihr wieder-

4 Wir benutzen den Ausdruck »gemischter Raum«, weil damit versucht wird, den feministischen Kampf auszubremsen und ihn der Spaltung zu bezichtigen. Wir beziehen uns dabei vor allem auf die patriarchal strukturierten politi-

belebtes politisches Tun in ein jähes Spannungsverhältnis mit der breiten Palette patriarchaler Praktiken tritt, die in den kollektiven Räumen der politischen Entscheidungsproduktion zum Vorschein kommen. Dort reproduziert sich das traditionelle maskuline Monopol auf das Wort. Indem sie Wort und Partizipation Geltung verschaffen, fordern die Frauen *zur Verteidigung des Lebens* die traditionellen Mechanismen, die ihre Stimmen in den gemischten Räumen annullieren und die in Wahrheit patriarchale Räume sind, heraus und überwinden sie. Wenn die Frauen an ihrer alltäglichen politischen Allianz festhalten und sie stärken, dann besiegen sie die Angst, die sie zum Schweigen bringt und erheben ihre Stimme: In dieser Aktion der Worterhebung, der Bewegung und des Schreis bleiben sie vernetzt, brechen sie mit der patriarchalen Vermittlung, der vertrautesten aller Beziehungsformen zwischen Männern und Frauen, um die Ordnung sicherzustellen, die Kapitalismus und Kolonialität aufrechterhält.

Von diesem Punkt an beginnt eine unaufhaltsame Kettenreaktion von Brüchen und neuen Konstellationen auf verschiedenen Ebenen: Die Frauen weichen den patriarchalen Bestrebungen, die ihre Stimmen und Denkweisen annullieren, aus und konfrontieren sie. Sie erkennen die Gewalttätigkeit, die diese Praktiken aufrechterhält und sie schreiten voran. Sie bringen damit zum Ausdruck, dass sie ihre Kämpfe gegen alle machistischen Gewaltmanifestationen entfalten. Das gesamte gesellschaftliche Gebäude gerät ins Wanken: Das ungewohnte Bündnis zwischen unterschiedlichen Frauen, die sich gegenseitig stützen, um ihre Wünsche zu lancieren und ihre Kämpfe zu realisieren, bringt im wahrsten Sinne des Wortes *das Fundament ins Wanken*, auf dem das komplette Gebäude von Herrschaft-Enteignung-Ausbeutung ruht. Vom Alltäglichen ausgehend, die Straße und den öffentlichen Raum für sich zurückgewinnend, performen die Frauen eine nicht staatszentrierte

schen, gewerkschaftlichen und universitären und gemeinschaftlichen Organisationen, die in einen Krisenmodus verfallen, wenn die Frauen sich von ihrem ihnen zugewiesenen Platz entfernen und ihre Stimme zurückgewinnen, indem sie sich untereinander vernetzen und so die vorherige Ordnung umstürzen. Es handelt sich um ein in Lateinamerika weit verbreitetes Phänomen.

Politik, die Möglichkeiten für Neuschaffungen und Fragestellungen eröffnet, die sich vornehmen, alles umzustürzen.

### **Schlussbemerkung**

Wir sehen eine breite Konstellation von Kämpfen, die sich vor unseren Augen entwickelt. Sie wird getragen von gemeinschaftlichen Artikulationen, die eine spezifische und geschlechterbezogene kollektive Subjektivität aktivieren, die in der Lage ist, selbst erneuerte Formen der Interdependenz zu produzieren, die die Fähigkeit haben, unter einer ihrer Formen konkreten Reichtum zu schaffen. Diese Konstellation bleibt reflexiv und kritisch, um die materielle und symbolische Reproduktion des Lebens sowie die Fortdauer und das Gleichgewicht der produzierten Bindungen sicherzustellen, sie berücksichtigt dabei auch die sexuelle Verschiedenheit. Die gemeinschaftlichen Artikulationen, die darauf zielen, das Gemeinsame zu (re)produzieren, sind daher niemals etwas Vorgegebenes oder nur Vererbtes, es handelt sich um kollektive, gestaltende und diverse Schöpfungen. Es sind wiederholte Versuche, um stabile Bindungen zu produzieren, die fähig sind, dabei Formen der Selbstregulierung im Zeitverlauf zu bewahren, aufrechterhalten, anzupassen und ins Gleichgewicht zu bringen und sich ihrer zu bedienen.

Bei der Untersuchung einer solchen Vielfalt von Praktiken und Kämpfen mag es erscheinen, als ob unsere Bemühungen vergeblich sind. Wir sehen dies anders. Vielmehr machen wir uns daran, mit Sorgfalt und auf die klarst mögliche Art hervorzuheben, was das Kapital und seine liberalen politischen Formen verleugnen und uns verbergen. Wir erproben erneuerte syntaktische Formen, die uns erlauben, den universalistischen Zug einer bestimmten Logik zu vermeiden, die die von uns gesprochene koloniale Sprache strukturiert: Das Spanisch, das abgrenzt und vorschreibt, was gesagt werden darf und was nicht. Darum disputieren wir Schritt für Schritt die tiefgründigsten Bedeutungen bestimmter Begriffe, bringen sie durcheinander und öffnen sie erneuerten Inhalten.

Wir empfinden mit dem ganzen Körper, dass unsere Arbeit die Mühe wert ist, da es notwendig ist, derzeit zerbrochene und segmentierte feinfühlig und intellektuelle Kapazitäten zu re-

generieren, um die Welt vom Schlüssel der Interdependenz her zu verstehen. Darum erscheint es uns ein fruchtbarer Weg, das Gemeinschaftliche als gesellschaftliches Verhältnis, das direkt antagonistisch zum Kapital ist, auf verschiedenen Ebenen und Skalen, zu praktizieren und zu untersuchen. Dies ist der Weg, den wir gewählt haben, um gemeinschaftliche und populäre Horizonte zu entdecken und zu beleuchten, die uns erlauben, aus dem patriarchalen Kerker des kolonialen Kapitalismus auszubrechen. Wir haben ihm in anderen Kämpfen Risse zugefügt, doch bis jetzt war er in der Lage, sie wieder zu kitten. Unser Kampf ist lang und divers, wie das Leben selbst.

*Übersetzung aus dem Spanischen von Gerold Schmidt*

## Literatur

- Almendra Quiguana, V. (2016). »Emancipación Nasa: Luchas, Contradicciones y desafíos. Cooptación, asimilación y captura para revertir el horizonte emancipatorio«. Tesis de Maestría en Sociología, ICSYH-BUAP. Puebla, México.
- Benjamin, W. (2005). *Tesis sobre la historia y otros fragmentos*, traducido por Bolívar Echeverría. Contrahistoria: México D. F.
- Cruz, D./Bayón Jiménez, M./Colectivo Miradas Críticas del Territorio desde el Feminismo (2019). *Cuerpos, Territorios y Feminismos. Compilación latinoamericana de teorías, metodologías y prácticas políticas*. Quito: Abya Yala/Instituto de Estudios Ecológicos del Tercer Mundo. En prensa.
- Echeverría, B. (1995). *Las ilusiones de la modernidad*. México: El Equilibrista/UNAM.
- (1998). *Valor de uso y utopía*. México D. F.: Siglo XXI Editores.
- (1998b). *La modernidad de lo barroco*. México D. F.: Era.
- Federici, S. (2013b). *La revolución feminista inacabada. Mujeres, reproducción social y lucha por lo común*. México: Escuela Calpulli.
- (2018) El patriarcado del salario. Críticas feministas al marxismo. UACM. México
- Gago, V., et al. (2018). *8M. Constelación feminista. ¿Cuál es tu huelga? ¿Cuál es tu lucha?*. Buenos Aires: Tinta Limón.
- Gutiérrez Aguilar, R. (2008). *Los ritmos del Pachakuti. Movilización y levantamiento indígena-popular en Bolivia (2000–2005)*. Buenos Aires: Ediciones Tinta Limón/Universidad Internacional de Andalucía.
- (2015a). *Horizonte comunitario-popular. Antagonismo y producción de lo común en América Latina*. Puebla: Instituto de Ciencias Sociales y Humanidades/BUAP.
- (2015b). »Las luchas de las mujeres: un torrente específico y autónomo con horizontes subversivos propios«. *Contrapunto 5. Feminismos la lucha dentro de la lucha*. Uruguay.

- Gutiérrez Aguilar, R./López Pardo, C. (2017). *Encuentro en tiempos de fragmentación en Cochabamba Bolivia. Saber cómo estamos*. Disponible en <http://zur.org.uy/content/encuentro-en-tiempos-de-fragmentaci%C3%B3n-en-cochabamba-bolivia-saber-c%C3%B3mo-estampa>
- Gutiérrez Aguilar, R./Navarro Trujillo, M. L./Linsalata, L. (2016a). »Producing the Common: Clues to understand «the political»«. In: Dinerstein, A (Hgs). *Social Sciences for an Other Politics. Women theorising without parachutes*. Reino Unido: Ed. Palgrave Macmillan.
- (2016b). »Repensar lo político, pensar lo común. Claves para la discusión«. in: Linsalata, L./Inclán, D./Millán, M (Hgs). *Modernidades Alternativas y nuevo sentido común: ¿hacia una modernidad no capitalista?*. México: FCPyS/UNAM.
- Gutiérrez Aguilar, R./Salazar Lohman, H. (2015). »Reproducción comunitaria de la vida. Pensando la transformación social en el presente«. *El Apantle, Revista de Estudios Comunitarios* (»Común ¿para qué?« 1).
- Gutiérrez Aguilar, R./Salazar Lohman, H./Tzul Tzul, G. (2016). »Leer el siglo XX a contrapelo. Constelaciones de historias comunitarias de luchas por territorios y autogobierno en Bolivia y Guatemala«. *El Apantle, Revista de Estudios Comunitarios* (¿Común cómo? Lógicas y Situaciones, 2).
- Gutiérrez Aguilar, R./Reyes, I./Sosa, M. N. (2017). »El entre mujeres como negación de las formas de interdependencia impuestas por el patriarcado capitalista y colonial. Reflexiones en torno a la violencia y la mediación patriarcal«. *Revista Heteritopías* (1), UNC.
- Hernando, A. (2012). *La fantasía de la individualidad. Sobre la construcción socio-histórica del sujeto moderno*. Madrid: Katz Editores.
- Linsalata, L. (2016). *Lo comunitario-popular en México: desafíos, tensiones y posibilidades*. Puebla: Instituto de Ciencias Sociales y Humanidades/BUAP.
- Linsalata, L./Salazar, H. (Hgs) (2015). *El Apantle, Revista de Estudios Comunitarios*. Común ¿cómo y para qué? 1.
- Martínez Luna, J. (2013). *Textos sobre el camino andado*. Oaxaca: CMPIO/CAMPO/CEEESCI/CSEIHO.
- Navarro Trujillo, M. L. (2015a). *Luchas por lo común. Antagonismo social contra el despojo capitalista de los bienes naturales en México*. México: Bajo Tierra Ediciones/Instituto de Ciencias Sociales y Humanidades, BUAP.
- (2015b). »Claves para repensar el despojo y lo común desde el marxismo crítico«. En *Los movimientos sociales en la dinámica de la globalización*. CDMX: UNAM, Instituto de Ciencias Sociales.
- (2016). *Hacer común contra la fragmentación: experiencias de autonomía urbana*. Puebla: Instituto de Ciencias Sociales y Humanidades, BUAP.
- Paley, D. (2016). »La guerra en México: contrainsurgencia ampliada versus lo popular«. *El Apantle, Revista de Estudios Comunitarios* (»Común cómo?« Lógicas y Situaciones 2).
- Pérez Orozco, A. (2014). *Subversión feminista de la economía. Aportes para un debate sobre el conflicto capital-vida*. Madrid: Traficantes de Sueños.

- Ramírez, R. (2016). »Lógicas comunitarias de la política, el caso de expulsión de la minera en Magdalena Teitipac«. Tesis para obtener el grado de Maestro en Sociología, Instituto de Investigaciones Sociales. Universidad Benito Juárez de Oaxaca, México.
- Reyes Díaz, I. (2017). »Los cercamientos de los cuerpos-territorios y la lucha contra el feminicidio en Ecatepec«, Tesis para obtener el grado de Maestra en Sociología, Instituto de Ciencias Sociales y Humanidades-Universidad Autónoma de Puebla, México.
- Segato, R. (2016). *La guerra contra las mujeres*. Madrid: Traficantes de Sueños.
- Tzul, G. (2016). *Sistemas de gobierno comunitario indígena. Mujeres y tramas de parentesco en Chuimequ'ena'*. Guatemala: SOCEE-Tz'ikin.

## Finanzextraktivismus und Verschuldung

### *Zur Einhegung des Prekariats*

Ich möchte mit einer Art Zusammenfassung oder Beschreibung der Entwicklung des Extraktivismus beginnen, um einige Elemente im Zusammenhang mit dieser Debatte darzulegen. Damit beabsichtige ich, mich etwas von dem Fokus auf die Gegenwart zu entfernen und eine kurze Genealogie zu präsentieren. Auf diese Weise können wir die politische Produktivität der Rebellionen zu Beginn dieses Jahrhunderts in Lateinamerika verorten. In Argentinien markiert die Krise von 2001 und 2002 diesen Anfang. Sie gehört zu einem Krisenzyklus, der Teil einer regionalen Abfolge von Protesten und Aufständen ist. Ich schlage vor, *von hier aus* das zu analysieren, was sich als Auflehnung gegen die extremsten Formen der Plünderung durch den Neoliberalismus den Weg bahnt. Das gilt auch für den politischen Raum, der den sogenannten »Zyklus progressiver Regierungen« ermöglicht.

Es gibt jedoch noch einen viel längeren Horizont, der ebenfalls in jedem dieser gegenwärtigen Momente wirkt. Ich beziehe mich auf den kolonialen Charakter des Extraktivismus als eine Konstante in unserer Region. In diesem Zusammenhang spricht die argentinische Anthropologin und Feministin Rita Segato vom kolonialen Ursprung unserer republikanischen Staaten. Auch die bolivianische Soziologin Silvia Rivera Cusicanqui legt das in ihren Arbeiten dar. Sie untersucht insbesondere den plündernden und archaischen Charakter, mit dem die Eliten in Lateinamerika ihre Interessen verfolgen. Dies ist genau das, was historisch als »Modernisierungsimpuls« bezeichnet wird. Er ist von Anfang an kolonial-modernisiert gewesen. Die Frage lautet: Wie aktualisiert sich diese Konstante heute in Bezug auf Konfliktsituationen und Gewalt?

Ein Zeichen für diese Aktualisierung lässt sich am Begriff »Neoextraktivismus« ablesen. Der verstärkte Extraktivismus der letzten zwei Jahrzehnte ist ein Instrument, das uns in die Lage versetzt hat, erneut zu analysieren, wie diese extraktive Dynamik nicht nur ein Wirtschaftssystem kennzeichnet. Sie etabliert sich zudem stets als politisches Regime. Ebenso steht diese Dynamik für die regionale Einbindung in die Weltwirtschaft, also die geopolitische Dimension des Neoextraktivismus. Doch zurück zu den Revolten: Die Machtübernahme fortschrittlicher Regierungen in einigen Ländern des Kontinents ist ohne eine vorherige radikale Mobilisierung undenkbar. Dieser Volksaufstand, der sich Zugang zur politischen Bühne verschafft, diese Rebellion von unten, die die neoliberale Agenda in Frage stellt, erreichte in den 1990er Jahren ihren Höhepunkt.

Diese Sequenz darf nicht vergessen werden, denn sie erlaubt es uns, eine Reihe widerstreitender Kräfte und mögliche Spielräume zu verstehen. Zudem entlarvt sie die Version, die Regierungen seien die einzigen Akteur:innen des sogenannten »postneoliberalen« Moments, wie der Sozialismus des 21. Jahrhunderts speziell in Lateinamerika auch bezeichnet wird, weil die linken Regierungen in den meisten Ländern eine neoliberale Agenda ablösten – dabei jedoch zu allermeist auf ein extraktivistisches Wirtschaftsmodell setzten. Diese verschiedenen Elemente zu verstehen, ermöglicht auch eine komplexere Analyse eines weiteren Sachverhalts: Wie sich die Beziehung zwischen den neoextraktiven Formen, die den Extraktivismus im wörtlichen Sinne einschließen (also den Rohstoffextraktivismus), und den neueren extraktivistischen Ausprägungen gestalten. Letztere bezeichne ich als Finanzextraktivismus. Mir geht es darum, aufzuzeigen, wie die in diesen Aufständen sichtbar gewordenen Dynamiken der Kämpfe im Einzelnen strukturiert und miteinander verknüpft sind. Wie die Auflehnung der Bevölkerung gegen die Plünderungen, wie die Formen der öffentlichen Politik, die die Einbeziehung subalternen Sektoren anstreben, mit dem aktualisierten Auftritt der Extraktion zusammenhängen, die sich als transversaler Vektor der kapitalistischen Inwertsetzung präsentiert.

Es scheint mir wichtig, diese Zusammenhänge nachzuvollziehen. Sonst laufen wir Gefahr, einerseits von Extraktivismus als

wirtschaftlichem Regime zu sprechen und andererseits, den Populismus als politisches Regime zu simplifizieren. Dabei würden wir ein Schlüsselement aus den Augen verlieren. Denn in Lateinamerika geht die Kritik am Populismus fortschrittlicher Regierungen gemeinhin von der Rechten aus und wird in sehr vereinfachter Form vorgebracht. Bedeutsamer scheint mir allerdings, darzulegen, was diese Kämpfe in Gang setzt und wie sie auf widersprüchliche und paradoxe Art auch institutionell geprägt sind. Insbesondere durch einen gewissen Reformismus, der sich in Form von Subventionen und Sozialpolitik ausdrückt.

Die außerordentlichen Erträge aus dem Rohstoffboom in Lateinamerika führten zum Teil zu einer breit angelegten Subventionspolitik. Auf diese Weise sollten die konkreten Forderungen der Mobilisierungen anerkannt werden. Zudem sollte damit generell eine Anti-Austeritätspolitik umgesetzt werden. Dies führte wiederum zu einer erzwungenen Finanzialisierung der geförderten Bevölkerungsgruppen und zu einem sich immer weiter ausbreitenden verästelten Netz aus Verschuldungspolitiken. Das heißt, Bevölkerungssektoren, die zuvor keinen Zugang zu Bankinstituten hatten, werden nun zur Zielscheibe von finanziellen Ausbeutungsmechanismen.

Damit verweise ich auf drei Elemente, die sich aus den Umständen zu Beginn des Jahrhunderts ergeben: 1) Die Forderungen der popularen Bevölkerungssektoren, die sich gegen die Verschärfung der Austeritätspolitik richteten. 2) Die Einbeziehung dieser Forderungen durch eine Politik der sozialen Inklusion. Dies führte zu einer zunehmenden Inanspruchnahme von Leistungen des Finanzsektors durch die subalternen Sektoren. Grund war vor allem die Verzahnung von staatlichen Subventionen und privater Verschuldung für den Konsum. 3) Eine stärkere Vernetzung der Länder der Region mit dem neoextraktiv (im von mir weiter oben dargelegten weitesten Sinne) geprägten globalen Markt und mit den dominierenden Konsummustern.

Es ist wichtig, diese Finanzialisierung der popularen Ökonomien nicht einseitig oder moralisierend zu betrachten. Hier vollzieht sich gleichzeitig eine Finanzialisierung der Haushalte und des Zugangs zu Konsumgütern. Dies geschieht auf eine Art und

Weise, die einen historischen Wandel markiert: Schuldenaufnahme ohne Rückgriff auf die Lohnform. Es handelt sich dabei nicht um etwas, das im Sinne einer einfachen und direkten Kooptation zu verstehen ist, wie es gewisse oberflächliche Konzeptualisierungen des Populismus oft nahelegen. Präziser scheint mir, die unterschiedliche Fähigkeit bestimmter Bevölkerungsgruppen auszuloten, staatliche Gelder einzufordern. Dies ist eine Errungenschaft der sozialen Bewegungen. Ihnen ist es gelungen, dass ihre Anti-Austeritätspolitik in gewisser Weise in die öffentliche Politik aufgenommen wurde.

Aber es gibt noch eine weitere nicht moralisierende Lesart des Phänomens des wachsenden Konsums und der zunehmenden Verschuldung der popularen Sektoren. Sie besteht darin, zu zeigen, dass das Finanzwesen in Ökonomien reicht, die aus Krisenmomenten hervorgehen. Diese Ökonomien zeichnen sich durch verschiedene Formen der Selbstverwaltung und der Arbeit ohne Vorgesetzte aus. Hier sondiert das Finanzwesen, wie es sich die Gestaltungsformen erschließen kann, in denen die subalternen Strukturen das Leben reproduzieren, ohne es einfach auf das »Überleben« zu reduzieren. Hier möchte ich etwas in den Blick rücken, womit ich mich schon seit einiger Zeit beschäftige: Die *politische* Dimension der popularen Ökonomien steht im Zusammenhang mit der Politisierung der Reproduktion und der Ablehnung, ihre Aktivitäten lediglich auf die Verwaltung der miserablen Verhältnisse zu reduzieren. Genau diese Politisierung wird vom Finanzsektor als eine auszubehutende Stärke erkannt und konkretisiert. So kommt es zu einer Vielzahl von Anstrengungen, Spartätigkeiten und Ökonomien, die beginnen für den Finanzsektor »zu arbeiten«. Das bedeutet, dass das Finanzwesen zu einem Code wird, dem es gelingt, diese vielfältigen Aktivitäten, Einkommensquellen, Erwartungen und Zeitlichkeiten zu homogenisieren.

Es ist ein dynamischer Prozess: Die als eine Form der Anerkennung der Forderungen der sozialen Bewegungen zugeteilten Subventionen hatten das Potenzial, zu einer kollektiven organisatorischen Ressource zu werden. In Versammlungen hätte darüber diskutiert werden können, wie und für was diese Gelder verwendet werden. Nun treten aber die Banken als vermittelnde Institutionen auf. Dadurch werden diese Gelder zu direkten und

sofortigen Garantien für die Verschuldung. Dabei ist ein fortschreitender Kaufkraftverlust dieser Subventionen zu beobachten, ergänzt durch ein steigendes – und weitere Zwänge erzeugendes – Kreditangebot. Diese Dynamik ermöglicht es, ein weit verzweigtes Finanzierungsnetz in den popularen Bevölkerungssektoren aufzubauen. Die dabei zur Anwendung kommenden exorbitanten Zinssätze sind völlig legal, da sie dereguliert sind. Trotzdem sind die Subventionen als sozialpolitische Maßnahmen zu verstehen, die ein Anti-Austeritätsmandat zum Ausdruck bringen. Zugleich werden sie allerdings von formellen und informellen, legalen und mit der illegalen Ökonomie verstrickten Finanzinstitutionen zur Ausweitung der finanziellen Ausbeutung genutzt. Dies scheint mir ein Kernfaktor zu sein, um zu analysieren, welches politische Regime zurzeit in den Territorien ausgehandelt wird. Fest steht, dass es verschiedene Formen von Gewalt mit sich bringt.

Die Wiederbelebung von Formen der finanziellen Inwertsetzung durch Instrumente, die zur Verschuldung breiter Bevölkerungssektoren führen, ist von grundlegender Bedeutung, um Einhegungsmechanismen – also die Verwandlung von sozialen in private Güter – zu verstehen. Sie breiten sich heute in den am stärksten prekarisierten Territorien aus. An dieser Stelle kommt der Begriff des »erweiterten Extraktivismus« ins Spiel. Es geht hier nicht nur um den sich auf die natürlichen Ressourcen beziehenden Extraktivismus im wörtlichen Sinne, sondern um einen Extraktivismus, der sich auch darauf versteht, Ausbeutungsformen mit Fokus auf Finanzdynamiken zu integrieren. Dabei werden die Bevölkerungsgruppen angepeilt, die nicht durchgängig lohnabhängig sind.

Das Augenmerk nur auf den Rohstoffextraktivismus zu legen, birgt die Gefahr, Lateinamerika wieder als einen Kontinent zu *naturalisieren*, in dem es nur Naturreichtum gibt. Ich glaube, eine auf den Aspekt der Plünderung fokussierte Rhetorik lässt den Zusammenhang zwischen der Plünderung von natürlichen Ressourcen oder Gemeingütern und den damit verbundenen neuen Formen der Arbeitsausbeutung ein wenig außen vor beziehungsweise unterschätzt ihn. Hier möchte ich ein weiteres Mal festhalten, dass die Gefahr darin besteht, so zu tun, als ob es in Lateinamerika keine

Arbeitskraft gäbe, oder ihre Dynamik unter dem Gesichtspunkt des Arbeitsmarktes unberücksichtigt zu lassen. Letzterer zeichnet sich insbesondere durch seine Prozesse der Informalisierung aus.

Daher betone ich, wie wichtig es ist, die Verbindung zwischen dem Agrobusiness und dem Rohstoffextraktivismus, zwischen illegalen Ökonomien und dem Finanzsektor, zwischen territorialer Plünderung und Formen der Intensivierung von prekärer Arbeit herauszuarbeiten. Die Untersuchung der Plünderung und Ausbeutung muss gleichzeitig stattfinden und im Zusammenhang gesehen werden. Daher interessiert es mich besonders vom Finanzextraktivismus aus zu denken: Wie breiten sich die Finanzinstitutionen in bestimmten Sektoren der Gesellschaft aus? Wie wird in diesen Prozess zunehmend die Rhetorik integriert, dass Frauen die vorbildlichen Zahlerinnen sind?

### **Staatsinterventionismus und Verschuldung**

Hier stellt sich die Frage, welche Art von Staatsinterventionismus durch diese außerordentlichen Erträge aus dem Extraktivismus ermöglicht wird. Oft wurde von einer Rückkehr in die 1950er Jahre gesprochen. Aber die Unterschiede sind augenfällig: Sowohl hinsichtlich der Zusammensetzung der populären Sektoren, der enormen Masse an Nicht-Lohnabhängigen, der Logik eines nicht mehr industriellen Kapitalismus als auch aufgrund der zunehmend intensiven Handelsbeziehungen zwischen China und Lateinamerika.

Mir scheint es grundlegend, den Staat zu analysieren, ohne dabei eine staatszentrierte Sichtweise einzunehmen. Wir müssen eine naive Sichtweise vermeiden, die davon ausgeht, es gebe keinen Staat. Gleichwohl darf der Staat auch nicht als zentraler politischer Akteur angesehen werden. Bei der allgemein gebräuchlichen Definition des Neoliberalismus ist es äußerst wichtig, den Neoliberalismus in seiner Vielschichtigkeit zu betrachten. In Lateinamerika und nicht nur dort wird der Neoliberalismus vereinfacht in dem Dualismus Staat gegen Markt dargestellt, als ob der Staat das Gegenteil des Marktes wäre. Zum Beispiel werden die bereits erwähnten Formen der Staatsinterventionen in unseren Ländern als die Idee propagiert »der Staat ist wieder da«. Dabei bleibt das

materialistische und aktualisierte Denken darüber, was staatliche Intervention heute bedeutet, unberücksichtigt: Im Bündnis mit welchen anderen Mächten? Wie und mit welchen Mitteln fasst der Staat in den Territorien Fuß? Deshalb sei auf die staatlichen Subventionen verwiesen: Sie sind zugleich öffentliche Politik, die ein von den sozialen Bewegungen eingefordertes Mandat der Anti-Austerität mit den Kategorien der politischen Ökonomie aufgreifen und kodifizieren. Dabei gehen sie im selben Atemzug ein Bündnis mit den Kräften des Finanzextraktivismus ein. In den Territorien regt sich Widerstand dagegen. Das heißt, die finanzielle Ausbeutung wird offengelegt und die erhaltenen Mittel werden zur kollektiven Bewältigung der Krise eingesetzt. Es gibt also immer ein Kräftefeld, in dem die Geldströme, die auch eine Dynamik zur territorialen Kontrolle sind, neu organisiert und neu bestimmt werden.

Die zentrale Frage ist, wie wir den Staat heute charakterisieren: Welche Segmente der Entnationalisierung des Staates agieren als Staat? In welche Richtung geht die Transformation der Staaten, die mit den Finanzmächten verbunden sind? Der Einfluss des Finanzsektors kommt nicht nur auf der Ebene der Hochfinanz zum Ausdruck, sondern auch in der Art, wie er das Alltagsleben durchdringt, um Wert zu erfassen, ohne dabei das Lohneinkommen der Menschen berücksichtigen zu müssen. In Bezug auf die bereits erwähnte Ausweitung oder den Prozess der Finanzialisierung des Sozialen ist zu unterstreichen, dass sich dies heute nicht mehr nur auf die lohnabhängigen Bevölkerungsgruppen konzentriert.

War es früher notwendig, einen festen Arbeitsplatz zu haben, um einen Kredit aufzunehmen, wissen wir, dass wir heute auch Schulden aufnehmen können, ohne zu wissen, ob wir überhaupt Arbeit haben werden. Unter Rückgriff auf Marx und seine Definition der Verschuldung als Forderung, aus der später Mehrwert zu entziehen ist, lautet die Frage: Woher soll dieser Mehrwert kommen, wenn es keinen stabilen Beschäftigungsrahmen gibt? Die Antwort ist, dass er aus jedweder erdenklichen Art von Arbeit stammen wird. Somit funktioniert die Verschuldung als ein interner Antrieb der Prekarisierung, als aufgezwungenes Mandat,

immer schlechtere Arbeitsbedingungen zu akzeptieren. In einigen Territorien beschleunigt sie zudem die Verknüpfung zwischen der popularen und der illegalen Ökonomie. Die Reihenfolge ist jetzt umgekehrt: Zuerst kommen die Schulden, dann werden wir sehen, wie wir sie bezahlen. Unter dem Druck der finanziellen Verpflichtung werden dabei jedoch auch Optionen wie der Kleinhandel mit Drogen zu einer Arbeitsquelle. Zurzeit sind es in Argentinien insbesondere diese Ökonomien, die gleichzeitig als die besten Kreditgeber fungieren. Sie sind ein Rettungsanker in den Situationen höchster Bedrängnis.

In Frauenworkshops analysieren wir die Verschuldung aus einer feministischen Perspektive. Viele Frauen sagen uns zum Problem der Kreditschulden: Sie bringen eine vorübergehende Erleichterung und sind vorerst ein Ausweg aus der Notlage. Aber zugleich verurteilen sie dich zu einer Zeit des Leidens, der Schlaflosigkeit und der alsbaldigen Ausnutzung der nachbarschaftlichen und gemeinschaftlichen Netze. Diese Verschuldung führt heutzutage nämlich auch zu einer Überstrapazierung des Vertrauens zwischen Nachbar:innen, Familien, Freund:innen. Denn das sind die Menschen, an die wir uns wenden, wenn Schulden dringend bezahlt werden müssen.

Diese Veränderungen in der Art und Weise, wie der Staat und das Finanzkapital auf verschiedenen Ebenen agieren, zu verstehen, ermöglicht eine komplexere und realistischere Definition des Neoliberalismus in der Region. Ferner lässt dies Schlussfolgerungen über die als Entwicklung propagierten Formen zu. Sie bestehen vor allem im schuldenfinanzierten Konsum von billigen, nicht dauerhaften Gütern.

### **Sicherheitsorientierte Subjektivität, die neo-konservative Wende und die feministische Lektüre des Extraktivismus**

Wir müssen auf das zurückkommen, was eine Art Re-Fetischisierung der staatlichen Intervention bedeutet hat. Es handelte sich um eine staatlich gelenkte Politik, die eine auf die sozialen Bewegungen folgende und ihnen übergelagerte Etappe darstellte. Ich habe den Eindruck, dass diesem Prozess einerseits die Des-

organisation der Bevölkerung gegenüberstand und er andererseits starken Druck auf einige Organisationen ausübte. Letzterer war mit einer praktisch obligatorischen Erklärung *gegen* oder *für* die Regierung verbunden. Das hat seinen Preis. Später drückte dieser sich darin aus, dass ein Großteil der bereits erwähnten Politik ein Modell der Bürger:innen als Konsumbürger:innen hervorbrachte. Es gelang jedoch nicht, die Inklusion durch Arbeitsbeschaffung im Sinne einer formalen Erwerbstätigkeit und den damit verbundenen Rechten wiederherzustellen. Daher erfolgte die Inklusion der Massen durch Finanzmechanismen. Der demokratisierende Ansatz vereinte sich mit der Ausweitung des Konsums durch Finanzinstrumente. In der Folge kam es zu einer Art Bürgerkrieg, in dem es um die Verteidigung der Eigentumsrechte ging. Hier kommen die Klassenunterschiede zum Tragen: Wer kann wie die Eigentumsrechte an diesem erweiterten Konsum verteidigen? Ich glaube nicht, dass dies als eine gescheiterte kulturelle Hegemonie interpretiert werden kann, die zu Wahlniederlagen führt. Die Inklusion durch Konsum besitzt ihre eigene Affektivität. Sie steht im Zusammenhang mit einer bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzung in den Territorien, mit der Verteidigung von Eigentumsrechten. Sie hat mit den aufgrund von Klassenunterschieden differenzierten Möglichkeiten zu tun, ob der Schutz des Privateigentums erreicht werden kann oder nicht. Damit setzt sich folglich auch eine sicherheitsorientierte Subjektivität durch, die zudem bestimmten staatlichen Versprechungen misstraut. Was die Sicherheitspolitik angeht, ist der Unterschied zwischen Progressivismus und Konservatismus nie klar zu erkennen. Ich denke, es gibt einen populären Realismus. Dies gilt auch für die Frage, wer in der Lage ist, die Sicherheit zu gewährleisten. Genau darum geht es bei der heute zu beobachtenden Problemlage.

Wir haben es mit veränderten Räumlichkeiten zu tun. Die am stärksten verarmten Territorien sind gleichzeitig von urbaner Plünderung betroffen. Es geht um Ökonomien des Gehorsams, die bestimmte religiöse Vorschriften auferlegen. Hinzu kommen die Ökonomien der Gewalt, die insbesondere durch die illegale Ökonomie und durch Formen der Finanzspekulation ausgeübt werden. Obendrein führen diese Dynamiken zu sozialen Konflikten. Al-

lerdings nicht in einem neutralisierenden Sinne, sondern in Form einer Implosion: Es gibt keine sozialen Unruhen wie zu anderen Zeiten, aber eine permanente Implosion in den Wohnräumen, in Organisationen, in Stadtvierteln. An diesem Unterschied zwischen dem Ausbruch von sozialen Unruhen und Implosion setzt heute die feministische Bewegung an.

An dieser Stelle muss von einem zweiten Zyklus der Kämpfe in diesem Jahrhundert gesprochen werden: von den feministischen Kämpfen. Eine der neoliberalen Antworten auf den Aufstand der feministischen Bewegung bezieht sich auf die Einführung der Mikrokredite. Damit soll die auf unserem Kontinent und in Argentinien sehr ausgeprägte Krise der sozialen Reproduktion eingehegt werden. Wir befinden uns gegenwärtig in einer besonders kritischen Situation, in der sich der Finanzsektor positioniert, um die Impulse der konkreten Kämpfe einzudämmen und zu vereinnahmen.

Ausgehend von der feministischen Revolte und der Art und Weise, in der diese Rebellion auf das Prekariat und den Umgang mit Interdependenzen in Krisenzeiten eingeht, lautet die entscheidende Frage heute: Warum braucht der Neoliberalismus einen hyperkonservativen Zusatz? Was ist in der jüngsten Zeit geschehen, in der auf den sogenannten progressiven Zyklus eine völlig ungezügelte neokonservative Wende folgte? Wie lässt sich das aktuelle Verhältnis zwischen Neoliberalismus und Konservatismus erklären?

An zwei Beispielen möchte ich zeigen, wie wir dies in der argentinischen Frauenbewegung diskutieren. Der Kontext ist die vierjährige Regierungszeit von Mauricio Macri, in der es zur höchsten Auslandsverschuldung in der Geschichte des Landes kam. Hierzu gehört auch das Bestreben, die enorme Krise der sozialen Reproduktion für eine Remoralisierung zu nutzen. Heute spielen die Kirchen eine fundamentale Rolle bei der Bereitstellung von Ressourcen. Dabei ist zu betonen, dass dies in einer Zeit starker Verarmung geschieht. Gefördert wird eine Ökonomie des Gehorsams, die sich in einer Verkettung von Subventionen und ihrer Einordnung in ein heteronormatives Familienschema ausdrückt. Dies geschieht genau zu einem Zeitpunkt, in dessen Vorfeld es der feministischen Bewegung gelungen war, diese Strukturen zur

Diskussion zu stellen. Insbesondere, indem sie die »familiären« Verpflichtung infrage stellte, die von Frauen als Gegenleistung für Unterstützung gefordert wird.

Das zweite Beispiel ist die Debatte um Schwangerschaftsabbrüche. Es ist kein Zufall, dass Vertreter der katholischen Kirche sagen »Abtreibung ist IWF«. Als ob Abtreibung eine Forderung des Internationalen Währungsfonds wäre. Was die kirchliche Hierarchie damit zum Ausdruck bringen will, ist Folgendes: Der einzige Weg, anti-neoliberal zu sein, ist die Rückkehr in den Hort der Familie, zur obligatorischen Mutterschaft und zur familienorientierten Moralisierung der Reproduktionskrise. Demnach können nur diejenigen *wirklich* anti-neoliberal sein, die sich zu dieser Auffassung der Würde der Arbeit, der Würde der Familie und der obligatorischen Mutterschaft bekennen. Angesichts der Abtreibung als neoliberaler Lösung, wie die Kirche es nennt, richtet die Kirche in verschiedenen Unterschichtsvierteln Häuser zur Schwangerschaftsbegleitung ein. Dazu lässt sie verlautbaren: Frauen wollen Kinder haben, es ist eine Erfindung, dass sie abtreiben wollen. Ihnen fehlen nur die Ressourcen. So wird das Klassenargument umgekehrt. Denn in Argentinien wird darüber diskutiert, dass die Abtreibung nicht nur legal, sondern auch kostenlos sein muss. Es ist nämlich eine Frage des Klassenunterschieds, ob ein Schwangerschaftsabbruch mit oder ohne Risiko vorgenommen werden kann. Ob ein Abbruch also risikofrei ist oder nicht, hängt vom eigenen Geldbeutel ab.

Seit der argentinischen Krise von 2001, vor allem aber in den letzten Jahren mit der feministischen Bewegung, können wir Folgendes beobachten: Der Bereich der sozialen Reproduktion kann in den Territorien zu einem Terrain der politischen Aufwertung und der Schaffung neuer Führungspositionen von Frauen, Lesben, trans Personen und Transvestiten werden. Die neuen Führungspersonen werden jetzt angegriffen, weil sie ein radikal anderes Autoritätsprinzip darstellen. Die konservative Gegenoffensive stellt diese neuen Formen der politischen Autorität infrage und versucht, sie zu neutralisieren. Sie ist eine Antwort auf den von den Stadtvierteln, den Territorien ausgehenden Ungehorsam. Dieser Ungehorsam stellte unsere Form der sozialen Reproduktion in den Mittelpunkt. Er

machte diese Frage politisch gesehen zu einem strategischen Aspekt. In dem Maße, in dem die soziale Reproduktion sich nicht mehr auf das Zuhause und das Häusliche im engeren Sinne beschränkt, ist sie ein Raum der gemeinschaftlichen, kollektiven und politischen Aufwertung. Viele Frauen in den Vierteln sagen: Der unsicherste Ort ist heute das eigene Zuhause. Aus diesem Grund sind eine Reihe von Räumen der alltäglichen Politisierung entstanden. Hier setzen die Organisationsformen des Feminismus an, indem sie Verbindungen, Ressourcen und populäre Infrastrukturen schaffen, die der neoliberalen Plünderung entgegenwirken.

Die feministische Bewegung in Argentinien zeichnet sich durch zwei Merkmale aus, die ich als zentral betrachte: Massivität und Radikalität. Durch diese Kombination gelingt es ihr, mit dem Staat zu diskutieren, bestimmte öffentliche Maßnahmen einzufordern und gleichzeitig ihren Horizont nicht nur auf den staatlichen Aspekt zu beschränken. Wir sehen das in vielen Situationen. Zum Beispiel in der Fähigkeit, für die Legalisierung der Abtreibung zu kämpfen und große Demonstrationen vor dem Parlamentsgebäude zu veranstalten. Dabei wird die Debatte in einer Weise geführt, die über die individuellen, bürgerlichen, liberalen Grenzen – über die Rechtsgrammatik – hinausgeht. Imstande zu sein, sich gleichzeitig auf verschiedenen Ebenen zu bewegen, befähigt die feministische Bewegung, politische Bündnisse einzugehen und überdies eine *Transversalität* in den Interventionsräumen zu schaffen. Abschließend möchte ich unterstreichen, dass diese feministische »Kunst der Politik« eine komplexe Diagnose der Gewalt hervorgebracht hat. Dabei wird die häusliche Gewalt unter anderem mit rassistischer Gewalt, der Gewalt der Erwerbslosigkeit und mit finanzieller Gewalt in Zusammenhang gebracht. Die Losung »wir wollen uns lebend, frei und schuldenfrei« eingeführt zu haben, zeigt, wie dies auf einer Vielzahl von Ebenen erreicht wurde. Dem liegen ein Verständnis und eine feministische Pädagogik in Bezug auf die Ursachen des bewussten Angriffs auf bestimmte Körper und Territorien zugrunde. Der konservative Versuch, auf diesen Slogan zu antworten, lautet: »Rückzug, Schulden und Biologie«. Die Frauen sollen zurück ins Haus. Sie sollen Mikrokredite bekommen. Unter dem Vorwand der Armutslinderung, verschulden

diese uns am Ende noch mehr. Biologie meint »Frauen sind einfach nur Frauen«. Eine weitere der auf die Familie bezogenen und transfeindlichen Gegenoffensiven, die die feministische Bewegungen im Visier haben. Meiner Meinung nach gibt es hier mehrere Elemente und Kernpunkte, um diesen neoliberalen konservativen Moment präzise zu charakterisieren.

*Übersetzung aus dem Spanischen von Dorothea Hemmerling*

## Verbrechen und Krieg im heutigen Brasilien

Das Problem der Kriminalität lässt sich, wenn wir der Argumentation Massimo Pavarinis folgen, nur verstehen, indem wir die jeweils historisch spezifische Nachfrage nach Ordnung entschlüsseln (Pavarini 1983). Eine Analyse des Diskurses über Kriminalität im heutigen Brasilien verlangt, dass wir ein wenig in der Zeit zurückgehen.

Im Laufe der mehr als dreißig Jahre seit dem Ende der Militärdiktaturen können wir eine wachsende Besessenheit mit dem Thema der »öffentliche Sicherheit« beobachten. Nilo Batista hat bereits vor den Gefahren gewarnt, die mit »der Auferlegung von Strafen beziehungsweise mit der Zufügung von autorisierten und geregelten Schmerzen gegen Menschen« einhergehen. Für Stuart Mill, so Batista, liege das erste Element des Gerechtigkeitsempfindens in dem Verlangen nach Strafe. »Ich hatte Lust zu antworten: ›Gerechtigkeit‹ ist seit Jahrhunderten der am häufigsten verwendete Begriff in der Nähe aller Schafotte des christlichen Abendlandes« (Batista 2012).

Nilo Batista zeigt das Scheitern der Sicherheit auf juristischer Ebene und ihre Expansion auf Kosten individueller Garantien oder individueller Sicherheit. Aus eben diesem Grund sollten linke Regierungen, die sich der breiten kritischen Reflexion über die Frage der Kriminalität bewusst sind, versuchen, eine öffentliche Politik zu schaffen, welche die von der Strafmacht verursachten Schäden eindämmt und reduziert, anstatt diese Strafmacht durch Modulationen und Modernisierungen auszuweiten.

In seiner Abhandlung über Sicherheit, Territorium und Bevölkerung diskutiert Michel Foucault Deutschlands Schwierigkeiten in der Zeit nach dem Westfälischen Frieden. Diese Schwierigkeiten führten laut Foucault dazu, dass Politikwissenschaft und *Polizei-wissenschaft* [dt. im Original] als ihrem Sinn nach äquivalent angesehen wurden (Foucault 2004: 459). In den Augen des Autors

fürhte diese Sinnverschiebung dazu, dass ein »Polizeistaat« entstand. Dessen Bestimmung bestand darin, die Zirkulation von Gütern, aber auch von Formen des Zusammenlebens zu kontrollieren – ein enormer Machtbereich, der vom Leben der Menschen bis zu ihrem »Mehr-als-leben« reicht (Foucault 2004).

Nach mehr als zwanzig Jahren der Forschung auf diesem Gebiet können wir eine wachsende Nachfrage nach öffentlicher Sicherheit feststellen. Diese Nachfrage verhält sich proportional zur wachsenden Unsicherheit, die der zeitgenössische Kapitalismus hervorbringt. Carlos Magno Nazareth Cerqueira (1996) schrieb mit Entsetzen über die »Remilitarisierung der öffentlichen Sicherheit«, die sich bereits zehn Jahre nach der »Redemokratisierung« Brasiliens im vollen Gange befand. Wir können dort den schnellen Wandel zu einer neuen, dem wachsenden Sicherheitsbedürfnis geschuldeten Politik beobachten. Dieses Sicherheitsbedürfnis ist in der Erinnerungslandschaft der Sklaverei verankert.

Rio de Janeiro war eines der Zentren der brasilianischen Sklaverei. Die *weiße* Angst war stets entscheidend für eine Politik, die von Grausamkeit gegen die Schwarze Bevölkerung und die Auslöschung ihrer Bewegungen gekennzeichnet ist. Deren Überlebensstrategien, ihr Widerstand und ihre bloße Existenz waren immer Zielscheibe brutaler und gleichzeitig brutalisierender Polizeieinheiten. Die Folter und der Tod Schwarzer Körper besitzt in Brasilien eine lange Geschichte und bildet eine Art natürliche Landschaft unseres Alltags.

Vor diesem Hintergrund setzt sich ab dem 18. Jahrhundert eine positivistische Kriminologie durch, die ausgehend von der semantischen Verschiebung zwischen den Begriffen »Gesundheit« und »Erlösung« den juristischen und politischen luso-brasilianischen Diskurs prägt (Malaguti Batista 2016). Diese Erlöserperspektive wirkt bis in die heutigen Tage. Sie arbeitet mit Bestrafung als Heilmittel gegen Vorstellungen von Unordnung, die der rassistischen und kolonialen Mentalität unserer Geschichte entspringen. Nilo Batista hat unsere Aufmerksamkeit bereits auf die historischen Kontinuitäten der iberischen Inquisition in unserem strafrechtlichen System gelenkt. In Momenten der Krise wird auf ihre Methoden der Folter und Denunziation zurückgegriffen. Strafvollzug

fungiert als Katharsis, wenn Verdächtige oder Verurteilte an den Pranger gestellt werden. All dies wird mit dem Dogma der Strafe als magisches Allheilmittel für jeden Konflikt verknüpft.

In den 1990er Jahren erlebten wir in Brasilien, was Loic Wacquant als Artikulation der Wirtschafts- und Sozialpolitik des neoliberalen Projektes analysiert hat und was wir als *subjektives Bekenntnis zur Barbarei* bezeichnen. Diese betrachten wir dabei im Rückgriff auf Marx als Exzess von Zivilisation, nicht als ihren Gegensatz (Malaguti Batista 2012).

Die steigende kollektive Nachfrage nach Strafe und Bestrafung verbindet sich mit der Ausweitung und der Reorganisierung der Gefängnisse und seiner institutionellen Tentakel, welche die gesellschaftlich-symbolische Landschaft verändern. Unter Führung der Rechten, aber auch der Linken erlebten wir, wie neue Sicherheitsvorhaben um sich griffen. Ausgehend von seinen Fürsprechern, den »atypischen Moralunternehmern« (Scheerer 1986: 113f), dehnte sich das Netz der Kontrolle invasiv und kapillar weit über das Strafsystem hinaus aus.<sup>1</sup>

### **Der sogenannte Krieg gegen die Drogen**

In diesen dreißig Jahren der Postdiktatur mussten wir beobachten, wie die Gesellschaft vom Widerstand gegen Polizeigewalt zu ihrer Naturalisierung gelangte und sie schließlich sogar beklatscht wurde. Der »Krieg gegen die Drogen« war dabei ein zentraler Faktor in einem Prozess, den wir als *Konstitution des tödbaren Subjekts* bezeichnen. Der französische Historiker Jean-Pierre Baud stellt heraus, dass ein Genozid erst dann möglich wird, wenn er durch ein religiös dominiertes wissenschaftliches Rechtssystem gedeckt und diese Politik als Verteidigung des »Gemeinwesens« dargestellt wird (Baud 1993). Eugenio Zaffaroni zeigt, wie die tödlichen lateinamerikanischen Strafsysteme tröpfchenweise Massaker hervorbringen, die sich schließlich zu einem Genozid

1 Sebastian Scheerer benutzt das System der moralischen Unternehmer (nach Howard Becker) in seiner Kritik der Nachfrage nach Bestrafung und Kriminalisierung sozialer Bewegungen, welche von Maria Lúcia Karam als »Strafende Linke« bezeichnet wird.

verdichten, der durch Auslöschungsdiskurse gerechtfertigt wird (Zaffaroni 2012).

Bereits in den 1990er Jahren wies Rosa del Olma auf die geopolitische Bedeutung hin, die der von der US-Regierung initiierte »Krieg gegen die Drogen« während der demokratischen Transitionsprozesse in den Ländern des Cono Sur hatte (Del Olmo 1998). Als Eigenschaften dieser Unternehmung führte Olmo auf: zunehmende Militarisierung der Polizeieinheiten, die nun in den USA trainiert wurden, Strategien für Konflikte niedriger Intensität, die Umdeutung des Staatsfeindes vom »Guerillero« zum »Drogenhändler« und die Dämonisierung Lateinamerikas als Produktionsstätte von Kokain und Cannabis. Olmo zeigte zudem, wie dieser Krieg selbst das Gesundheitswesen umstrukturierte und neue Normen für Behandlungen implementiert wurden, die überhaupt keine Rücksicht auf regionale Gegebenheiten nahmen.

Am meisten schockieren die Techniken der Neutralisierung der großen Medienkonzerne, die diese Kriegswirtschaft unterstützen. Dank dieser bemerkt das Publikum nicht, dass all das kriegerische Drumherum die Produktion, die Kommerzialisierung und den Konsum der verbotenen Substanzen ebenso steigert wie die Gewalt. Diese Politik hat keines ihrer Ziele erreicht außer jenem, sich selbst zu erhalten, indem sie eine Art subjektive Abhängigkeit erzeugt, welche die Tötungen durch die Polizei rechtfertigt.

Im Jahr 2018 starben allein in Rio de Janeiro 1 500 Menschen bei Einsätzen der Sicherheitsorgane. Sind der Tod in den Favelas und die gewaltsame Unterdrückung der Armen ihr eigentliches Ziel?

Seit über zwanzig Jahren untersuchen wir die Folgen dieses Krieges auf arme Jugendliche in Rio de Janeiro: Die Ausbreitung des Kokainkonsums brachte die Rekrutierung junger Arbeitskraft für den illegalen Verkauf mit sich und trug die Gewalt in die Favelas und ärmere Viertel des Kontinents. Während für Jugendliche der Mittelschicht, die Kokain konsumieren, seit jeher pathologisierende Stereotype herangezogen werden, gelten in Armut lebende Jugendliche, die Kokain verkaufen, als kriminell. Diese Lesart hat zu einer massiven Kriminalisierung in Armut lebender

Jugendlicher geführt, die heute überproportional in Einrichtungen für jugendliche Straftäter:innen leben oder eine Haftstrafe absitzen.

Im Hinblick auf die *Konstitution des tödbaren Subjekts* ist es unerlässlich, auf den selektiven Blick des Strafsystems und die Unterschiede im Handeln der Vertreter:innen dieses Systems in Bezug auf junge, arme, Schwarze Bewohner:innen der Favelas zu verweisen. Bei diesen steht die eine vermeintlich geringe Struktur innerhalb der Familien und die Gefährlichkeit ihrer Wohnorte stets im Vordergrund. Ihre Beschäftigungen und Überlebensstrategien werden dämonisiert. Ganze Bevölkerungsgruppen werden so zur Zielscheibe brutaler Militäroperationen. Dieser Blick auf die Realität bringt eine Akzeptanz der tödlichen Polizeigewalt und der strafrechtlichen Lösung sozialer Konflikte hervor, eine Mentalität der *subjektiven Billigung der Barbarei* (Malaguti Batista 2012b).

In Rio de Janeiro ist das politische Mittel des Krieges eine konkrete und spürbare Wirklichkeit. Die kriegerrhetorische Rhetorik zeigt sich hingegen in ganz Brasilien entlang verschiedener »Kämpfe«, sei es gegen die Korruption, gegen die Drogen oder gegen das Verbrechen. Dieses Vokabular strukturiert und festigt die Diskurse der Richter:innen und Staatsanwält:innen. Darüber hinaus verwandelt dieser Diskurs die Wahrnehmung von Polizist:innen auf sämtliche Ebenen: Als wären sie Soldaten, die an einer Front kämpfen müssten. Die Verschiebung einer intensiven Polizeipräsenz hin zu einer intensiven Militarisierung (selbst der zivilen Polizei) hat Auswirkungen auf das Rechtssystem und den Strafprozess, wie es die Durchsuchungsbefehle und kollektiven Festnahmen in den »feindlichen« Favelas bezeugen.

### **Privatisierung öffentlicher Infrastruktur und Teilhabe**

So verwandeln sich die bürgerlichen Demokratien mit rasanter Geschwindigkeit in Kriegsmaschinen. Die Strategien, öffentliche Ausgaben für Bildung und Gesundheit einzufrieren, stehen der gleichzeitigen Zusammenlegung der Investitionen in den Bereich der Öffentlichen Sicherheit und ihrer Konfrontationen gegenüber. Die Finanzialisierung der Ökonomie hat die Entfaltung der Rechte unmöglich gemacht. Dies bezeugen die dreißig Millionen

Brasilianer, die sich ohne Hoffnung auf Rückkehr außerhalb des Arbeitsmarktes befinden. Die Flexibilisierung der Arbeitsgesetze und die Infragestellung der Sozialversicherung sind Anzeichen dieser Regression.

In Brasilien war die Linke in den neunziger Jahren, nach Inkrafttreten der neuen Verfassung, vom Glauben an die Verrechtlichung des Lebens und an die zentrale Rolle der Richter:innen und der Staatsanwaltschaften bei der Durchsetzung von Rechten ergriffen. Das Problem ist, dass aufgrund der Gewährleistung der Währungssicherheit und der Geldstabilität jeglicher Fortschritt in diese Richtung zunichte gemacht wird.

Der Krieg spielt eine Hauptrolle im gegenwärtigen Kapitalismus. Dieser Prozess beeinflusst die urbane Landschaft. Er hat Auswirkungen auf die Stadt, weil er Orte dämonisiert und kriminalisiert. In seiner Reflexion über den Prozess der Gentrifizierung erwähnt Pedro Cláudio Bocayuva (2021) den »Grabenkrieg«, der den Schauplatz des Herrschaftskampfes um die Stadt durch das Kapital bildet. Entlang der Mittel der Segregation und Zerstörung werden kriminalisierte Räume geschaffen, die als auslöschar gelten. Weiter hält er fest, dass hinsichtlich der räumlichen Nutzung und Gestaltung, die Frage nach urbaner Modernisierung durch die Frage polizeilicher Kontrolle ersetzt wurde. »Das Projekt der Stadt verwandelt sich und geht von der Vorstellung eines leeren Raumes aus. Eine De-Territorialisierung erfolgt – ermöglicht durch eine Enteignung, Teilung und Umsiedlung der Bevölkerung, was wiederum als Voraussetzung für einen Wertschöpfungsprozess dient« (Bocayuva 2021).

Rio de Janeiro ist eine Art Versuchslabor für Politiken der öffentlichen Sicherheit gewesen. Indem wir außerdem Angst als historischen Motor der Politiken der Teilung und der Segregation analysieren, können wir beobachten, wie eine Stadt, die auf der Auslöschung der indigenen Bevölkerung gründet und das Zentrum des Sklavenregimes bildete, Geister produziert, die irritieren und die Politik der städtischen Ordnung in Frage stellen. Die Stadt erscheint als *Momentum*, als Gedächtnis an die Kämpfe zwischen der Stadt-als-Schlupfloch und der Stadt-als-Falle. Im 19. Jahrhundert bildeten versklavte Afrikaner den Großteil der Bevölkerung von

Rio de Janeiro. Die *weißen* Eliten fürchteten eine Rebellion der Sklav:innen. Der Ausblick auf Widerstände wie zur Haitianischen Revolution ließ die *weißen* Großgrundbesitzer auf dem ganzen Kontinent erzittern.<sup>2</sup> Die Sicherheitspolitiken und die Gründung einer eigenen Polizei durch den königlichen Hof in Rio de Janeiro basierten auf der Angst vor den Versklavten. Ein Auszug aus einem Leitartikel einer lokalen Zeitung des 19. Jahrhunderts verweist auf, die Leitlinien der brasilianischen Polizei: »[...] damit wir über eine ausreichend starke Streitmacht verfügen, die uns durch die Disziplin der verlesenen Leute, aus denen sie sich zusammensetzt, Vertrauen schenkt und den Sklaven Schrecken einflößt« (Malaguti Batista 2009). Dies ist bis heute die Grundlage aller Forderungen nach Ordnung in einer zutiefst hierarchisierten und ungleichen Gesellschaft, die nicht in der Lage ist, ihre Sklavenhaltervergangenheit zu überwinden. Tödliche Polizeigewalt ist der wichtigste Beleg dessen. Insbesondere dann, wenn wir feststellen, dass ihre Opfer stets das gleiche Profil aufweisen: In Armut lebende und Schwarze junge Menschen. In unserer Geschichte beobachten wir lediglich eine Art Metamorphose dieser todbringenden Absichten, mögen es Überlebensstrategien oder kulturelle Gründe sein, oder gar aufgrund der Formen des Kampfes und Widerstandes – die Zielscheibe der Brutalität bleibt über alle Zeiten hinweg dieselbe Bevölkerungsgruppe.

Die *Konstitution des tödbaren Subjektes* ist daher Produkt einer Kultur der langen Dauer nur unterbrochen durch kurze Phasen populärer Regierungen, die sich bemühten, mit der Angst auf andere Weise umzugehen. Am Ende wurden diese politischen Kräfte gemeinsam mit der Basis, auf die sie sich stützten, dämonisiert. Konservative und große Medienunternehmen schufen eine makabre Übereinkunft, die eine Politik der Menschenrechte noch immer als Schwäche und Anreiz zur Kriminalität interpretiert. Ausschlaggebend ist daneben außerdem, dass die Polizeikräfte Terror einflößen. Die Steigerung der Militarisierung, die sich gleich nach der Redemokratisierung darbot und deren treibende Kraft der Krieg

2 Die Angst vor der haitianischen Revolution verfolgte *weiße* Großgrundbesitzer:innen durch das gesamte 19. Jahrhundert.

gegen die Drogen war, hatte großen Einfluss darauf, wie Rio de Janeiro der Welt als Stadt-Ware des transnationalen Sportkapitals feilgeboten wurde., Basierend auf US-amerikanischen und israelischen Besatzungsmodellen feindlicher Territorien, wurden die Einheiten der *Polícia Pacificadora* (die Befriedungspolizei) eingeführt. Als soziales Projekt verkleidet, intensivierten sie die Präsenz der Militärpolizei in denjenigen Favelas mit strategischer Bedeutung für die Weltmeisterschaft und die Olympischen Spiele. Ungefähr 70 000 Favelabewohner:innen wurden unter dem Vorwand infrastruktureller Verbesserung umgesiedelt. Die Regierung der Arbeiterpartei PT (Partido dos Trabalhadores) kooperierte damals, um das Militär zur Besetzung der Favelas einzusetzen und die Projekte zur Ausweitung der Gefängnisssysteme und des Krieges gegen die Drogen zu intensivieren. Die traditionelle Linke scheint auf geradezu feierliche Weise jedwede Kritik am Kriminalitäts- und Gefängnisdiskurs zu ignorieren, der von marxistischen Theoretiker:innen und Kritiker:innen erarbeitet wurde.

Indem Gabriel Salgado (2019) die makroökonomische Rolle der kriegesischen Kriminalitätspolitik in Rio de Janeiro in den Blick nimmt, ist er in der Lage nachzuzeichnen, inwiefern der Staat für die Maschinerie des neoliberalen Krieges im 21. Jahrhundert vereinnahmt wurde: »Mit dem Platzen der Spekulationsblase, die sich entlang der Preise für *commodities* bildete, blieb keinerlei Raum für irgendeine Art sozialer Zugeständnisse, und Brasilien verfiel in die postadministrative Ära der Barbarei« (Salgado Medeiros 2019: 132). In anderen Worten: seit 2004 übersteigen die Ausgaben für öffentliche Sicherheit jene für Gesundheit und Bildung. Rio de Janeiro durchlief (und durchläuft) eine schwere Wirtschaftskrise. Öffentliche Angestellte können nicht bezahlt, Krankenhäuser und Schulen müssen geschlossen werden. Währenddessen wurden die Streitkräfte ein Jahr lang mit einem Budget in Millionenhöhe ausgestattet. Im gleichen Zeitraum wurden 1 500 Opfer gezählt, die durch die Streitkräfte zu Tode kamen.

Dabei ist es die antikoloniale Kriminologie, die auf einen Ausweg aus dem Paradoxon verweist, dem wir gegenüberstehen. Denn sollten wir, die wir den Kriminalitätsdiskurs analysieren, dem Erhalt der kapitalistischen Ordnung dienen, oder als utopi-

scher Schutzwall gegen die Barbarei? Der nigerianische Kriminologe Biko Agozino (2003) unterstreicht, dass ein unmittelbares und konsequentes Modell der Dekolonialisierung den Fokus von der Bestrafung auf Reparationen für die historischen Verbrechen gegen Indigene und Versklavte Afrikas, Amerikas, Australiens und Neuseelands gelegt werden sollte.

Im Falle Brasiliens treibt uns die Wirklichkeit dazu an, andere Wege zu durchlaufen und zu erfinden. Die aus den Fehlern eines unkritischen Fortschrittdenkens folgende Regression konfrontiert uns mit einem erschütternden Szenario expandierender Barbarei: eine Vertiefung der Militarisierung im Alltagsleben und neoliberale Wirtschaftsnormen. Das Buch »Marx Salvagem« (»Der wilde Marx« [Anmerk. d. Übers.]) von Jean Tible (2013) ermöglicht dabei ein Umdenken, indem neue theoretische Gerüste und Praktiken konstruiert werden, die von einem Marxismus als Theorie der Kämpfe von Unterdrückten ausgehen. Er schlägt einen Dialog zwischen dem Konzept der Aufhebung des Staates nach Marx und einer Gesellschaft gegen den Staat nach Clastres vor (Tible 2013). Zu diesem Zweck befasst er sich mit Marx ethnographischen Notizbüchern, die sich aus Anmerkungen zu den Schriften des US-amerikanischen Anthropologen Henry Morgen zusammensetzen und auf politische Praktiken jenseits Westeuropas eingehen. Tible stützt sich auch auf die Überlegungen des peruanischen Sozialisten José Carlos Mariátegui.<sup>3</sup> Über den Perspektivismus des Anthropologen Eduardo Viveiros de Castro und ausgehend von der Differenz zwischen Perspektive und Repräsentation stellt Mariátegui eine Verbindung zwischen Marx und dem indigenen Amerika her. Das beste Beispiel mag jenes sein, was er uns als den kosmopolitischen Diskurs von Davi Kopenawa vorstellt, Führungsfigur der Yanomami-Indigenen im brasilianischen Amazonasgebiet. Kopenawa befasst sich mit dem *weißen* Leben auf Kosten anderer, indem er die ökonomischen Aktivitäten der *Weißten* kritisiert, die auf dem

3 José Carlos Mariátegui war ein peruanischer Autor, Philosoph und Politiker marxistischer Ideengehalte. Mariátegui war 1928 Mitbegründer der peruanischen Sozialistischen Partei (Partido Socialista del Perú).

Fetisch des Goldes, dem »Goldrauch«,<sup>4</sup> gründen. Tible befürchtet, dass »diese Wareneuphorie niemals ein Ende finden wird« (Tible 2013: 248), und appelliert deshalb gegen »das Leben der Ware auf Kosten der allgemeinen Bevölkerung« (Tible 2013: 243). Für Kopenawa ist eine gesunde Umwelt eine, die nicht eingezäunt ist, und stellt so dem Privateigentum die kollektive Intelligenz und die Kämpfe der indigenen Völker Brasiliens entgegen.

In diesen finsternen Zeiten ist es demnach unsere Aufgabe, die Kriminologie in eine Theorie der Kämpfe unserer Gemeinschaften gegen die strafende, kolonialisierende und rassistische Macht zu verwandeln. Weder die indigenen noch die afrikanischen Teile unserer Bevölkerung, die unsere Nation bilden, behandelten Strafe und Bestrafung als Lösungen gemeinschaftlicher Probleme und Konflikte. In Alejo Carpentiers großartigem Roman »Explosion in der Kathedrale« sehen wir, wie die Aufklärung wie eine Guillotine auf die Karibik trifft. Anstatt also die Projekte öffentlicher Sicherheit der Kolonialmächte zu kopieren und eine Art Selbst-Kolonialisierung zu betreiben, stürzen wir uns lieber auf Zaffaronis Vorschlag, das Thema der Kriminalität ausgehend von den Worten unserer Toten zu behandeln. Demnach sollten wir unsere Wirklichkeit vielmehr jenseits theoretischer Schablonen behandeln, die allein die ordnungspolitische Nachfrage des Kapitalismus zur Grundlage haben und die uns nichts als den Krieg gegen uns selbst anbieten können. Nur so sind wir in der Lage, die historische *Konstitution des tödbaren Subjekts* zu demontieren.

*Übersetzung aus dem brasilianischen Portugiesisch von  
Sven Kirschlager, Börries Nehe und Timo Dorsch*

4 Rauch im Sinne von Dämpfen, die laut Davi Kopenawa Yanomami bei der Goldförderung beziehungsweise aufgrund der Gier nach Gold entstehen und wodurch indigene Bewohner:innen in der Region erkrankten. [Anmerk. d. Übers.]

## Literatur

- Agozino, B. (2003). *Counter-colonial criminology: a critique of imperialist reason*. London: Pluto Press.
- Batista, N. (2013). Criminologia sem segurança pública. In: *Revista Derecho Penal y Criminología*. Buenos Aires (10): S. 86–92.
- Baud, J. (1993). Genèse Institutionnelle du Génocide. In: Olf-Nathan, Josian. *La Science sous le Troisième Reich*. Paris: Seuil.
- Bocayuva, P.C. (2021). A gentrificação forçada: acumulação primitiva e poder simbólico do capital. In: Birman, J./Malaguti Batista, V./Nunes, S./Oliveira, C. *Segregações, Violência e Subjetivações*. Rio de Janeiro: Revan.
- Crequeira, C.M. (1996). Remilitarização da Segurança Pública: a Operação Rio. In: Instituto Carioca de Criminologia. *Discursos Sediciosos. Crime, Direito e Sociedade*. 1(1): 141–168.
- Foucault, M. (2004). *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Malaguti Batista, V. (2003). *Difíceis Ganhos Fáceis: drogas e juventude pobre no Rio de Janeiro*. Rio de Janeiro. Revan.
- Malaguti Batista, V. (2012). *Loïc Wacquant e a questão penal no capitalismo neoliberal*. Rio de Janeiro: Revan.
- Malaguti Batista, V. (2009). *O Medo na Cidade do Rio de Janeiro: Dois Tempos de uma História*. Rio de Janeiro: Revan.
- Malaguti Batista, V. (2016). O positivismo como cultura. In: *Passagens – Revista Internacional de História Política e Cultura Jurídica*. 8(2): 293–307.
- Del Olmo, R. (1998). Geopolítica de las drogas. In: *Revista de Análisis*. 1(1): 56–67.
- Pavarini, M. (1983). *Control y Dominación: acroec criminológicas burguesas y proyecto hegemónico*. Mexiko-Stadt: Siglo Veintiuno.
- Salgado Medeiros, G. (2019). *Guerra sem fim: o papel acroeconómico da política bélica neoliberal no Rio de Janeiro*. Dissertação de Mestrado, apresentada ao Programa de Pós-graduação em Direito da Universidade do Estado do Rio de Janeiro.
- Scheerer, S. (1986). *Atypische Moralunternehmer, Kritische Kriminologie heute*. In: *Kriminologisches Journal*. 1. Beiheft (Kritische Kriminologie heute): 133–156.
- Tible, J. (2013). *Marx selvagem*. São Paulo: Annablume.
- Zaffaroni, E. R. (2012). *A Palavra dos Mortos: Conferências de Criminologia Cautelar*. São Paulo: Saraiva.

## Stadt, Neoliberalismus und Gewalt

Wir alle kennen die neoliberale Stadt. Hier leben wir, bewegen uns und gehen Beziehungen ein, die nicht mehr völlig von dieser Prägung lösbar sind. Wir wohnen in Häusern, deren Eigentümer Immobilienfonds mit schwer aufspürbaren Adressen sind und deren Mieten kontinuierlich steigen. Wir bewegen uns in Verkehrsmitteln, die das prekäre Kleinunternehmertum auf die Spitze treiben, indem sie Fahrer:innen ohne Kostenübernahmen in Abhängigkeiten zwingen, oder in öffentlichen Verkehrsmitteln, deren frühere Eigner:innen längst halbprivat sind und nach ebensolchen Logiken funktionieren. Das Investitionsinteresse lässt alte Viertel verschwinden und aufgewertete Straßenzüge glitzern.

Wettbewerbsstaaten positionieren Städte zunehmend als wettbewerbsorientierte Einheiten im Raum der globalen Ökonomie. Städte verschulden sich am Kapitalmarkt und geben sogenannte »grüne« und »soziale« Bonds aus, um »nachhaltige« Projekte zu finanzieren (Hilbrandt/Grubbauer 2020). Das Herz- und Gegenstück zu allgemeiner Wettbewerbspolitik ist eine wachsende städtische Austeritätspolitik, also auf subnationaler Ebene. Nicht nur in den USA und Kanada, auch in Lateinamerika ist städtische Austeritäts- und Wettbewerbspolitik mittlerweile Alltag, die Transfers aus Bundeshaushalten sind eingeschränkt worden (Davidson/Ward 2014; Peck 2015; Jenss 2019). Damit greifen Logiken des Wettbewerbs und des Unternehmensmanagements immer mehr auch innerhalb städtischer Planungsprozesse (Harvey 1989; Bayırbağ/Davies/Münch 2017). Kommunale Entscheidungen für oder gegen Investitionen werden räumlich selektiver und spiegeln die Interessen einkommensstarker Städter:innen und die Verkehrung von gesellschaftsorientierter Stadtpolitik in Standortpolitik wider (Schipper 2013). Die Entwicklung ist nicht linear; teilweise hat es

Rückwärtsbewegungen gegeben in Form von Rekommunalisierung ehemals städtischer, im Zuge von Neoliberalisierung privatisierter Betriebe. Aber die Politik für eine unternehmerische Stadt überwiegt bisher deutlich.

Während die Stadtpolitik auf Zyklen von Akkumulation reagiert, wird kolportiert, der Staat und die Regulation seien das Problem. Der lokale Staat solle entsprechend »verschlankt«, die Stadtverwaltung verkleinert werden. Das war auch das Ergebnis der städtischen Fiskalkrise im New York der 1970er Jahre, nachdem u. a. die Stadtflucht wohlhabender New Yorker:innen die lokalen Steuereinnahmen hatte schrumpfen lassen und Investor:innen Druck ausübten. Die Stadtverwaltung wurde wegen der geringeren Einnahmen abhängiger von Bundesmitteln, doch die Regierung Nixon stellte diesen Hahn ab und setzte auf private Investitionen. Binnen eines Jahres kürzten die mit dem Bailout Beauftragten die Sozialausgaben der Stadt um 25 Prozent und feuerten 25 000 Angestellte der Stadt New York (Sevilla Buitrago 2016: 39–40; Peck 2015). In lateinamerikanischen Kontexten, in denen Stadtbudgets wegen der durchlässigen Steuersysteme häufig sehr direkt von Bundestransfers abhängen, gibt es das Argument, die Städte müssten »erwachsen werden« und ihre Budgets vom föderalen System oder Nationalstaat abkoppeln (IMCO 2017). Damit verschiebt sich ein Teil der Verantwortung für die Wirtschaftspolitik auf die lokale Ebene (Peck 2015); die Mittel der Städte sind allerdings gerade in Lateinamerika außerordentlich begrenzt, die städtischen Haushalte sind also zentral für das Verständnis der Wettbewerb treibenden Stadt.

Dieser Beitrag stützt sich auf meine Forschungsarbeit in Oaxaca-Stadt in Mexiko. Im Fall dieser Stadt ist es der Status der Stadt als World Heritage City, der als »Branding« die Stadt noch attraktiver machen soll (IMCO 2016). Sie sind zwar umkämpft, doch scheinen solche Neoliberalisierungsprozesse in der Stadt keineswegs vorbei oder im Niedergang begriffen. Stattdessen kommen neue »financial fixes« und Nachhaltigkeitsdiskurse dazu, auch die Klimakrise stellt neue Herausforderungen an Städte. Die föderale Ebene institutionalisiert den Wettbewerb zwischen subnationalen Räumen im Kontext der wirtschaftlichen Globalisierung durch die

Kontrolle von Transfers, durch die Auferlegung von Steuerdisziplin und durch die Präsentation der Wettbewerbsfähigkeit als Basis für erstklassige Investitionsmöglichkeiten.

Anders als suggeriert wird, wenn man davon spricht, dass Zwänge im heutigen Kapitalismus nur noch verinnerlicht und vermittelt auftreten, ist die Wettbewerbspolitik mit direkter und indirekter Gewalt verquickt. Polizei wird eingesetzt, um Zwangsräumungen durchzusetzen; städtische Großprojekte rufen häufig Protest hervor und werden polizeilich abgesichert. Weitere, vielfältige Gewaltformen spielen in der neoliberalen Stadt von heute eine Rolle dafür, wie wir uns verhalten, bewegen und mit der Stadt umgehen. Der Beitrag skizziert diese Gewalt in der Geographie der Stadt.

### **Gewalt, autoritärer Neoliberalismus und Urbaner Raum**

Nicht nur strukturell gewaltvolle Prozesse von Verdrängung finden statt (Janoschka/Sequera 2014), sondern auch physische Gewalt nimmt gerade in lateinamerikanischen Städten einen zentralen Stellenwert ein. Das Verschwindenlassen von Menschen scheint keine allein von staatlichen Akteur:innen organisierte Technik der politischen Einschüchterung mehr zu sein, wie sie es während der Diktaturen des Cono Sur war. Aber weiterhin ist Verschwindenlassen eine Form politischer Gewalt. Feminizide sind häufig geworden (Menjívar/Walsh 2017); für Menschen aus Stadtvierteln, die laut stadtplanerischen Vorhaben aufgewertet werden sollen, fallen besonders Erfahrungen physischer Gewalt und Verdrängungsprozesse zusammen (Asante/Helbrecht 2020; Jenss 2020). Staatliche Stellen üben Gewalt nicht nur gegen diejenigen aus, die gegen hohe Mietpreise oder konkrete städtische Vertreibung protestieren.

Oft schwimmt allerdings, wer eigentlich Gewalt ausübt. Lokale staatliche »Sicherheitsorgane« und kriminelle Gruppen scheinen verschränkt (Jaffe 2013; Willis 2015; Goldstein 2016; Arias 2017). Gleichzeitig machen viele Arbeiten darauf aufmerksam, wie selektiv Gewalt ausgeübt wird und auf wen sie sich vornehmlich richtet: Entlang von *class* und *race* ist diese Gewalt eben nicht gleich verteilt (Moncada 2009; Alves 2018), und zugleich steht sie der Gewinnerwartung bei Aufwertungsprozessen keineswegs ent-

gegen. Ein Strang der Literatur zu Stadt, Gewalt und *race* arbeitet explizit heraus, wie städtische Umstrukturierungsprogramme und/oder zero-tolerance-Politik für den städtischen Raum rassistischen Diskursen der Kriminalisierung oder der »richtigen« Nutzung des Raums Vorschub leisten (Mele 2019; Picker/Murji/Boatcă 2018; Swanson 2013).

Gewalt kann zu städtischen Segregationen führen oder Grenzen innerhalb der Stadt als physische und repräsentative Teilung des Raums schaffen (Glebbeck/Koonings 2015; Davis 2016). Sie kann den Stadtraum durch den Bau von Barrieren zerschneiden, die dann dazu dienen, die Bewegung der Menschen zu lenken und zu verlangsamen. Das kennen wir beispielsweise von Haussmanns Umbau von Paris Mitte des 19. Jahrhunderts, als aus dem schwer zu kontrollierenden Gewirr schmaler Gassen breite, gerade Boulevards wurden – explizit zur Kontrolle von Protest (Sevilla Buitrago 2016). Gewalt wird von den Rhythmen des Lebens in einer Stadt mitbestimmt, Tag- und Nachtzyklen, jahreszeitliche Veränderungen oder sogar Ebbe und Flut in Hafenstädten können eine Rolle spielen. Sie kann täglichen Arbeitszyklen unterworfen sein, die sich auf bestimmte Daten des Jahres wie Wahlen, religiöse Feste oder politische Gedenkfeiern konzentrieren. In Belfast beispielsweise waren lange Zeit wiederkehrende Gewaltausbrüche zu beobachten, die ritualisiert und zum Jahrestag früherer Auseinandersetzungen stattfanden. Umgekehrt beeinflusst und verändert Gewalt alltägliche Praktiken (Scheper-Hughes 1993; Walker 2010; Auyero/Kilanski 2015) und führt zu Brüchen im alltäglichen Leben und der Nutzung städtischen Raums. Beispielsweise meiden Menschen bestimmte Gegenden wie den Großmarkt in Oaxaca-Stadt oder besuchen ihn nur zu bestimmten Tageszeiten, weil hier viele Überfälle stattfinden. Erinnerungen an Gewalt prägen die den Orten eingeschriebene Bedeutung (Schindel/Colombo 2014) und können die Wahrnehmung von Zeit und Raum in der Stadt verändern.

Neoliberalisierungsprozesse und Gewalt gehen nun gerade in lateinamerikanischen Kontexten häufig eine enge und unheilvolle Verbindung ein. Die Forschung zu Neoliberalismus und Gewalt macht diese Verbindung schon länger (Springer 2015); in der Li-

teratur zum »Autoritären Neoliberalismus« wird vor allem auf die disziplinierende staatliche Politik verwiesen. Im Sinne der absoluten Priorisierung, Akkumulationskreisläufe zu ermöglichen, wird zuweilen aktive Stadtpolitik gegen *andere* gesellschaftliche Segmente in der Stadt betrieben, die evtl. alternative, den kommerzialisierenden Logiken widersprechende Projekte aufgebaut haben und Räume schaffen, in denen eine »andere Stadt« möglich scheint. Zentral ist die konstituierende Rolle des lokalen Staates, also der in die Institutionen übertragenen städtischen Machtverhältnisse.

Es kommt dabei ein »historisch spezifisches Set kapitalistischer Akkumulationsstrategien« zum Tragen, »das sowohl die bestehenden strukturellen Trends in der politischen Organisation des Kapitalismus verschärft als auch unterschiedliche Praktiken verkörpert, die auf eine ungehemmte Akkumulation auf Kosten einer demokratischeren Politik und der breiteren Beteiligung abzielen« (Tansel 2016: 5). Was zentrale Thesen aus der Literatur zu Autoritärem Neoliberalismus kritisieren, wie etwa die rechtliche Fixierung der Finanzpolitik außerhalb der Reichweite politischer Auseinandersetzungen (Oberndorfer 2015), findet sich inzwischen in vielen Haushalts- und Entwicklungsplänen der zunehmend wettbewerbsorientierten Städte in Lateinamerika. Forschungsarbeiten, die die im globalen Norden und Süden erlebten kommunalen fiskalischen Zwänge explizit mit umstrittenen Vorstellungen von Sicherheit und autoritären Entwicklungen verknüpfen, sind aber nach wie vor spärlich.

### **Postkoloniale Perspektive auf Gewalt in der unternehmerischen Stadt**

Verónica Gago betont, dass gesellschaftliche Kräfte, die sich der Verwertung eher entziehen oder dieser wegen ihrer geringen Kaufkraft kaum dienen können, von staatlichen Stellen häufig als »unproduktiv« charakterisiert werden; als »Ausgeschlossene«, »verzichtbare Teile der Gesellschaft« und dennoch ebenso und verstärkt in die Akkumulationskreisläufe der Stadt eingebunden werden (Gago/Cavallero 2018). Konkret werden sie beispielsweise über Mikrofinanzinstrumente und die entsprechenden Schuldennetzwerke eingebunden.

Die gesellschaftliche Ungleichheit manifestiert sich räumlich. *Class* und *race* verschränken sich auch im Sinne von räumlicher Ausgeschlossenheit oder räumlich manifestierten Unterschieden, etwa wenn lokale Institutionen die Anwesenheit des informellen Handels in ökonomischen und touristischen Zentren als wettbewerbschädigend verstehen und polizeilich verfolgen, aber in Ruhe lassen, sobald der informelle Handel in den Teilen der Stadt stattfindet, die nicht Teil der Wettbewerbsstrategie sind (Graaff/ Ha 2015; Jenss 2019). Postkoloniale Perspektiven auf die Stadt setzen Gewalt in Zusammenhang mit räumlichen Exklusivitäten, aber auch mit einer bestimmten Ästhetik der unternehmerischen Stadt (Swanson 2007).

Im Fall meiner Forschung in Oaxaca-Stadt, einer 500 000 Einwohner:innen zählenden Stadt im Süden Mexikos, wird deutlich, wie indigene Kochkunst zwar als attraktiv für den Wettbewerb um globalen Tourismus gilt, die in Oaxaca tatsächlich lebenden Indigenen aber an diesem Wirtschaftszweig kaum beteiligt werden und im touristischen Zentrum der Stadt nur wenig präsent sind (Jenss 2019). Die Spannungen rund um Straßenhandel am zentralen Platz, dem *zócalo*, zeigen, dass dieser zu einem Mittlerraum dessen geworden ist, was der Staat ermächtigt, nämlich die wettbewerbsfähige Stadt (verkörpert durch die bunten Häuser und Fußgängerzonen des nördlichen Zentrums), und dessen, was der Staat begrenzt, nämlich soziale Kräfte, die versuchen, die Positionen zu überwinden, die ihnen zugewiesen sind. Dafür steht das südliche Zentrum, wo die Verkäufer:innen mit ihren Ständen in die Straßen drängen und Autos, Motorräder und Fußgänger:innen um Raum auf der Straße zu ringen scheinen. Der *zócalo* war in der Stadtgeschichte zugleich der Ort kolonialer Macht und immer wieder der Ort, an dem Proteste stattfanden und ausgetragen wurden und werden.

Eine Stratifizierung von Sicherheit innerhalb der Stadt ist ebenfalls zu beobachten. Sicherheit wird räumlich unterschiedlich erlebt, sozusagen ungleich verräumlicht. Wo *class* und *race* korrelieren, zeigt sich etwa wenn als indigen Gelesene zugleich zu den Ärmern der städtischen Gesellschaft gehören, sie sind in Folge auch stärker von Gewalt betroffen. In der vorherrschenden

Logik der Kriminalitätsbekämpfung per militarisierter Polizei sind sie immer bereits verdächtig. Ein Beispiel dafür ist das Viertel *Vicente Guerrero*, eine von geringen Einkommen und prekären Bauten geprägte Stadtrandsiedlung in Oaxaca, hier erpresste zwischen 2016 und 2017 die kriminelle Gruppe *Frente 14 de Junio* lokale Geschäfte und weitete diese illegale Wertabschöpfung immer mehr aus, bis sich Nachbar:innen mehrerer Stadtviertel organisierten und die Gruppen vertrieben, auch dies nicht ohne Gewalt. Staatliche Intervention gegen die Gruppe erzwangen sie erst durch ihre Blockade der städtischen Mülldeponie. Die Blockade des Zugangs zur Mülldeponie ab dem 2. Juli 2017 war ihr politischer Faustpfand, bedeutete Handlungsfähigkeit über ihre Nachbar:innenschaft hinaus: »Die Stadt füllte sich mit Abfall. Es gab keinen Ort, wo man ihn hinwerfen konnte« (IV 15). Staatliche Stellen mussten reagieren; die führenden Persönlichkeiten der *Frente 14 de Junio* wurden festgenommen. Die Einwohner:innen der betroffenen Stadtteile argumentieren, ihr Stadtteil sei jetzt viel sicherer (IV 18). Die Frustration der Nachbar:innen konnte sich in Praktiken der Störung verwandeln, die den alltäglichen Ablauf durcheinander brachten. Das machte ihre Ablehnung der kriminellen Aktivitäten zu einer politischen Haltung gegenüber der höchst selektiven Unsicherheit, die sie erfahren hatten – im besten Wissen, dass diese in besser gestellten Vierteln nicht zum selben Grad zugelassen würde.

Auch die über viele Straßen gespannten Banner, auf denen potenziellen Dieben mit Lynchjustiz gedroht wird, können als eine Geste in Richtung Staat gewertet werden, um so die Polizeipräsenz längerfristig auszuweiten. Da sie häufig in Mittelschichtsvierteln auch im touristischen Zentrum Oaxacas hängen, hat diese Anrufung möglicherweise eher Erfolg (Jens 2019). Wie die Nachbar:innenschaftsvereinigungen, die die Banner aufhängen, potenzielle Diebe identifizieren wollen, ist allerdings unklar; solche Formen der Privatisierung von Sicherheit (Moncada 2017) erhöht noch die Ungleichheit von Unsicherheit selbst.

Wettbewerbsstädte werden nicht unwidersprochen durchgesetzt. Proteste gegen städtische Großprojekte sind häufig. In Oaxaca, deren Geschichte eine häufiger politischer Proteste ist, war es unter anderem die örtliche Dissidenz der Lehrer:innengewerk-

schaft, die 2017 gegen das neue Kongresszentrum protestierte. Protestierende blockierten Straßen mit behelfsmäßigen Barrikaden, steckten Busse in Brand und brachten ihre Ablehnung des Besuchs des damaligen mexikanischen Präsidenten Enrique Peña Nieto (2012–2018) zum Ausdruck (Matías 2017). In ihren Augen konnte das Kongresszentrum, das er an diesem Tag einweihte, nur noch mehr Investor:innen und damit Konflikte nach Oaxaca-Stadt bringen. Die Regierung des Staates Oaxaca wiederum erklärte das Zentrum für notwendig, um Oaxaca-Stadt in der Weltwirtschaft wettbewerbsfähig zu machen (El Universal 2017). Um die Proteste unter Kontrolle zu halten, gab es keine Gespräche, sondern die Bundespolizei wurde eingeflogen, um der Stadt- und Staatspolizei Oaxacas zu Hilfe zu kommen. Diese punktuelle Beteiligung der Bundespolizei an der städtischen Sicherheit in Momenten politischer Krisen und der Druck auf Oaxaca zu einer »wettbewerbsfähigen Stadt« zu werden, hängen also eng zusammen: Die Bundespolizei wird zur Durchsetzung der städtischen Wettbewerbsfähigkeit eingesetzt (Jenss 2019).

Mehr noch, in den letzten beiden Jahrzehnten hat eine Militarisierung gesellschaftlicher Konflikte und des Alltags stattgefunden; diese direkte und indirekte Gewalt manifestiert sich am deutlichsten in Städten. Nicht nur das Stadtbild verändert sich mit verstärkter bewaffneter Präsenz, auch die Verhaltensweisen passen sich an. Aktivist:innen versuchen ihre urbanen Bewegungsmuster und Verabredungen zu verschleiern, um für Gewaltakteure nicht berechenbar zu sein (Machado 2018); »gefährliche Orte« werden gemieden, ob die Gefahr nun echt oder bloß ein Gerücht ist, und die wahrgenommene Unsicherheit hat Auswirkungen auf Geschlechterverhältnisse (Kern/Mullings 2013), weil diese ebenso ins Private wirkt wie in den öffentlichen Raum. Zugleich gewöhnen wir uns an den öffentlichen »Bekämpfungsdiskurs«, so Malaguti in diesem Band, dessen spezifisches Vokabular die tatsächliche Umwandlung von Polizei in Kombattant:innen unterstreicht.

Der (lokale oder nationale) Staat ist bei der Bearbeitung solcher unsicheren Verhältnisse meist keine Hilfe, und die Ausführung eines autoritären Wettbewerbsstaates nicht allein Sache konservativer Regierungen. In Brasilien führte die Regierung Lula die milita-

risierte Anti-Drogenpolitik der Städte weiter, was Alves (2018) von der Anti-Black City sprechen lässt. Tatsächlich waren in Brasilien 2017 77 Prozent der Mordopfer junge Afrobrasilianer:innen; häufig agiert die Polizei selbst als Gewaltakteur (Gledhill 2015; Waiselfisz 2017: 2). Allerdings ist es selbstverständlich ein Unterschied, ob klar politisch motivierte Morde von der Exekutive und Judikative toleriert werden, wie unter dem extrem rechten Präsidenten Bolsonaro (seit 2018), oder zumindest ein Teil staatlicher Stellen diese verfolgt. Was als Paradox erscheint, ist ein zentraler Zusammenhang des disziplinierenden Staates in der unternehmerischen Stadt: Der Kontext der Bekämpfung von Organisierter Kriminalität hat es Sicherheitskräften in verschiedenen Ländern und Städten immer wieder erlaubt, selbst Gewalt anzuwenden. Wie bei früheren *counterinsurgency*-Strategien wird routiniert keine klare Grenze zwischen Einwohner:innen betroffener Stadtviertel und Kombattant:innen gezogen. Teile der Gesellschaft werden als entbehrlich dargestellt, unter dem Etikett der Kriminalitätsbekämpfung werden sie Opfer klarer Rechtsbrüche, für die sie selbst verantwortlich gemacht werden (Mora 2013: 177, 180). Malaguti (2018) spricht in diesem Zusammenhang von der Konstituierung eines »ermordbaren Subjekts«. Letztlich bestimmen die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse, und nicht nur rechtliche Regelungen, wer als »gefährlich und entbehrlich« gilt.

Auch die körperliche Gewalt gegen Frauen\* in Argentinien, die Suppenküchen organisieren, zeigt, wie sich Gewalt explizit gegen diejenigen richtet, die Begegnungs-, Ernährungs- und Gesprächsräume bieten, in denen sich Netzwerke des Auflehns gegen die dominante Politik der Finanzialisierung, des Wettbewerbs um verknappte Ressourcen und der immer stärkeren Prekarisierung weben lassen (Gago/Cavallero 2018). Ihre Strategien, Verbindung zwischen isolierten Individuen zu schaffen, geben diesen Frauen eine Macht, die an Verwertung interessierten Akteur:innen offenbar so bedrohlich erscheint, dass sie zu Gewalt greifen.

Gago verweist in ihrem Beitrag in diesem Buch auf eine weitere Dimension städtischer Gewalt: Den Zusammenhang zwischen externen, staatlichen Schulden, individuellen Schulden und häuslicher Gewalt. Die Beschneidung öffentlicher Güter und Dienst-

leistungen verschob die Kosten gesellschaftlicher Reproduktion noch stärker auf die Schultern der Haushalte, und hier zuungunsten der unbezahlten *care*-Arbeit. Es gibt einen engen und etablierten Zusammenhang zwischen Finanzialisierung und Zwang. Einerseits begrenzen Finanzialisierungslogiken die Handlungskorridore auch städtischer Akteur:innen in Entscheidungszentren deutlich, denn die Stadt muss dann Gewinne auch auf Kosten städtischer Sozialprogramme erwirtschaften. Andererseits hat der durch Finanzinstrumente erhöhte und beschleunigte Wachstumsdruck in der Vergangenheit zu Vertreibungen geführt, um Aufwertungsprozesse zu ermöglichen. Städte geben zunehmend grüne und »soziale« *bonds* an Finanzakteur:innen aus, die in der Theorie die Nachhaltigkeit des Stadtbildes (Bigger/Millington 2019) und die soziale Versorgung der Bevölkerung sichern und gleichzeitig Gewinne für Investor:innen sichern sollen. In Medellín in Kolumbien beispielsweise begann die US-amerikanische Firma Instiglio 2013 Anschubfinanzierung durch die Entwicklungsagentur USAID mit dem Versuch, durch *social bonds* sozialpolitische Maßnahmen zu ersetzen. Solche marktbasieren, vermeintlichen Lösungen werden bisher selten mit Gewalt in Verbindung gebracht, setzen jedoch eine Logik um, die die in diesen städtischen Kontexten vorhandenen Spannungen noch verschärfen können. So zeigen Bigger and Millington (2019) auf, wie die Einführung von *green bonds* in Kapstadt städtische Budgetlücken schließen sollte, im Kontext der Krise der Wasserversorgung aber konkret dazu führte, dass vor allem rassialisierte, ärmere Einwohner\*innen der Stadt nur noch mit im Voraus zu bezahlenden Wasserzählmarken einen festgelegten Mindestwasseranteil bekommen oder sich als besonders arm registrieren lassen müssen, um sich den Zugang dazu zu sichern. Dort, wo tatsächlich Sozialpolitik ausgeweitet wird, wie etwa in Buenos Aires, Argentinien, und keine Austeritätspolitik verfolgt wird, bilden sich dennoch Anknüpfungspunkte für schuldenbasierte Finanzinstrumente. Informelle und formelle Finanzakteure schöpfen die kleine zusätzliche Einkommensquelle ab und bereiten einer verstärkten Verschuldung der Stadtbewohner:innen den Boden (Gago in diesem Band).

## Fazit

Vera Malaguti weist in diesem Band auf die wachsende Nachfrage nach öffentlicher Sicherheit hin, aber eben auch darauf, dass diese mit einer wachsenden Unsicherheit einhergeht, die wir den kontemporären Ausprägungen des Kapitalismus zu verdanken haben und der Politik, die statt letzteren zu regulieren, die Auswirkungen polizeilich und militärisch zu bekämpfen versucht. Die verschiedenen Formen dieser wachsenden Unsicherheit und auch direkten Gewalt habe ich hier skizziert.

Die gesellschaftliche Ungleichheit manifestiert sich in räumlich unterschiedlichen Sicherheitserfahrungen ebenso wie in einer starken Stratifizierung von Sicherheit innerhalb der Stadt. Staatliche Institutionen stellen Teile der Gesellschaft als entbehrlich oder prinzipiell verdächtig dar, auch um polizeiliche Gewalt zu legitimieren. Insgesamt hat mindestens im letzten Jahrzehnt eine Militarisierung gesellschaftlicher Konflikte und alltäglicher Lebensweisen in der Stadt stattgefunden, obwohl die Wettbewerbsstadt nicht unwidersprochen durchgesetzt wird. Die Stadt im Wettbewerb ist zudem eine, in der der Zusammenhang zwischen Schulden, Finanzialisierung einfacher Prozesse und häuslicher Gewalt eher noch enger wird. Die Stadtregierung selbst verschärft die Logik der Inwertsetzung, indem sie neue Bereiche für Investor:innen öffnet – etwa durch sogenannte »soziale« und »grüne« Finanzinstrumente.

Einer Perspektive, die postkoloniale und feministische, aber auch klassentheoretische Ansätze vereint, muss es daher nicht nur um die Politisierung bestehender Verhältnisse gehen, sondern auch um die Organisationsformen, die dem Doppel *Gewalt* und *Prekarisierung* entgegenstehen können. Deren Möglichkeiten, sich zu organisieren, sind wiederum bedingt durch die Sicherheitspolitik und nicht selten von staatlicher und nicht-staatlicher Gewalt betroffen.

## Literatur

- Alves, J.A. (2018). *The Anti-Black City: Police Terror and Black Urban Life in Brazil*. Minneapolis: Univ Of Minnesota Press.
- Arias, E.D. (2017). *Criminal Enterprises and Governance in Latin America and the Caribbean*. Cambridge: Cambridge University Press. In: <https://www.cambridge.org/core/books/criminal-enterprises-and-governance-in-latin-america-and-the-caribbean/9010435C967FFD890CF1EDF40D99DA47> [Zugriff 15. 6. 2020].
- Asante, L.A./Helbrecht, I. (2020). Urban Regeneration and Politically-Induced Displacement in a Secondary African City: A Case of the Kotokuraba Market Project, Cape Coast, Ghana. *Geoforum* 115: 21–33.
- Auyero, J./Kilanski, K. (2015). Managing in the Midst of Social Disaster: Poor People's Responses to Urban Violence. In: Auyero, J./Bourgois, P.I./Scheper-Hughes, N. (Hg.): *Violence at the Urban Margins*. Oxford: Oxford University Press: 189–211.
- Bayırbağ, M.K./Davies, J.S./Münch, S. (2017). Interrogating Urban Crisis: Cities in the Governance and Contestation of Austerity. *Urban Studies* 54: 2023–2038.
- Bigger, P./Millington N. (2019). Getting soaked? Climate Crisis, Adaptation Finance, and Racialized Austerity: *Environment and Planning E: Nature and Space*, 3(3): 601–623.
- Davidson, M./Ward, K. (2014). ›Picking up the Pieces‹: Austerity Urbanism, California and Fiscal Crisis. *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society* 7: 81–97.
- Davis, D. (2016). The Production of Space and Violence in Cities of the Global South: Evidence from Latin America. *Nóesis. Revista de Ciencias Sociales y Humanidades* 25: 1–15.
- El Universal (2017). Concluyen Centro de Convenciones de Oaxaca; lo inaugurará EPN. El Universal. In: <http://oaxaca.eluniversal.com.mx/estatal/06-09-2017/concluyen-centro-de-convenciones-de-oaxaca-lo-inaugurara-epn> [Zugriff 9. 2. 2018].
- Gago, V./Cavallero, L. (2018). *The Writing on the Bodies of Women*. Verso. In: <https://www.versobooks.com/blogs/4038-the-writing-on-the-bodies-of-women> [Zugriff 28. 10. 2020].
- Glebbeeck, M.-L./Koonings, K. (2015). Between Morro and Asfalto. Violence, Insecurity and Socio-Spatial Segregation in Latin American Cities. *Habitat International*. In: <http://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0197397515001691> [Zugriff 3. 11. 2015].
- Gledhill, J. (2015). *The New War on the Poor. The Production of Insecurity in Latin America*. London: Zed Books.
- Goldstein, D.M. (2016). *Owners of the Sidewalk: Security and Survival in the Informal City*. Duke University Press.
- Graaff, K./Ha, N. (2015). *Street Vending in the Neoliberal City: A Global Perspective on the Practices and Policies of a Marginalized Economy*. New York; Oxford: Berghahn Books.

- Harvey, D. (1989). From Managerialism to Entrepreneurialism: The Transformation in Urban Governance in Late Capitalism. *Geografiska Annaler. Series B, Human Geography* 71: 3–17.
- IMCO (2017). Finanzas Públicas. Índice de Información Presupuestal Estatal 2017. México D. F.: Instituto Mexicano para la Competitividad (IMCO). In: <http://imco.org.mx/finanzaspublicas/#!/indice-de-informacion-presupuestal-estatal/resultados/2017/20-oaxaca> [Zugriff 1. 2. 2018].
- IMCO (2016). Índice de Competitividad Urbana 2016. México D. F.: Instituto Mexicano para la Competitividad (IMCO). In: <http://imco.org.mx/indices/#!/reeleccion-municipal-y-rendicion-de-cuentas/resultados/entidad/031-oaxaca> [Zugriff 7. 2. 2018].
- Jaffe, R. (2013). The Hybrid State: Crime and Citizenship in Urban Jamaica. *American Ethnologist* 40: 734–748.
- Janoschka, M./Sequera, J. (2014). Procesos de Gentrificación y Desplazamiento En América Latina. Una Perspectiva Comparativista. In: Michelini, J. J. (Hg.): *Desafíos Metropolitanos. Un Diálogo Entre Europa y América Latina, Catarata*.
- Jenss, A. (2019). Authoritarian Neoliberal Rescaling in Latin America: Urban Insecurity and Austerity in Oaxaca. *Globalizations* 16: 304–319.
- Jenss, A. (2020). Global Flows and Everyday Violence in Urban Space: The Port-City of Buenaventura, Colombia. *Political Geography*.
- Kern, L./Mullings, B. (2013). Neoliberalism, Urban Insecurity and Urban Violence: The Gender Dimensions. In: Peake, L./Rieker, M. (Hg.): *Rethinking Feminist Interventions into the Urban*. London: Routledge.
- Machado, T. (2018) »Buenaventura Es Una Contradicción.« Verdad Abierta. In: <https://verdadabierta.com/buenaventura-es-una-contradiccion-temistocles-machado/> [Zugriff 24. 7. 2018].
- Malaguti Batista, V. (2018). AS TRAGÉDIAS DOS BAIRROS ONDE MORAM. *Revista Transversos. Revista de História*: 154–167.
- Matías, P. (2017) Protestas contra Peña Nieto dejan 20 heridos, 20 detenidos, 10 vehículos destruidos y un helicóptero presidencial dañado. Pagina3 – Noticias desde Oaxaca con perspectiva de género y responsabilidad social. In: <http://pagina3.mx/2017/09/protestas-contrapeña-nieto-dejan-20-heridos-20-detenidos-10-vehiculos-destruidos-y-un-helicoptero-presidencial-danado/> [Zugriff 9. 2. 2018].
- Mele, C. (2019). The Strategic Uses of Race to Legitimize ›Social Mix‹ Urban Redevelopment. *Social Identities* 25: 27–40.
- Menjívar, C./Walsh, S.D. (2017). The Architecture of Femicide: The State, Inequalities, and Everyday Gender Violence in Honduras. *Latin American Research Review* 52: 221–240.
- Moncada, E. (2009). Counting Bodies: Crime Mapping, Policing and Race in Colombia. *Ethnic and Racial Studies* 33: 696–716.
- Moncada, E. (2017). Varieties of Vigilantism: Conceptual Discord, Meaning and Strategies. *Global Crime* 18: 403–423.

- Mora, M. (2013). La Criminalización de La Pobreza. *Revista de Estudios & Pesquisas sobre as Américas* 7: 174–208.
- Oberndorfer, L. (2015). From New Constitutionalism to Authoritarian Constitutionalism: New Economic Governance and the State of European Democracy. In: Jäger, J./Springler, E. (Hg.): *Asymmetric Crisis in Europe and Possible Futures*, London: Routledge.
- Peck, J. (2015). *Austerity Urbanism. The Neoliberal Crisis of American Cities*. Rosa-Luxemburg Foundation.
- Picker, G./Murji, K./Boatcă, M. (2018). *Racial Urbanities: Towards a Global Cartography*. *Social Identities* 0: 1–10.
- Scheper-Hughes, N. (1993). *Death Without Weeping: The Violence of Everyday Life in Brazil*. University of California Press.
- Schindel, E./Colombo, P. (2014). Space and the Memories of Violence. *Landscapes of Erasure, Disappearance and Exception*. Palgrave Macmillan. In: <http://www.palgrave.com/us/book/9781137380906> [Zugriff 6. 4. 2017].
- Schipper, S. (2013). *Genealogie und Gegenwart der unternehmerischen Stadt: Neoliberales Regieren in Frankfurt am Main, 1960–2010. Raumproduktionen: Theorie und gesellschaftliche Praxis* 18. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Sevilla Buitrago, Á. (2016). Crisis and the City: Neoliberalism, Austerity Planning and the Production of Space. In: Eckardt, F./Ruiz Sánchez, J. (Hg.): *City of Crisis: The Multiple Contestation of Southern European Cities*. Bielefeld: transcript.
- Springer, S. (2015). *Violent Neoliberalism: Development, Discourse, and Dispossession in Cambodia*. Springer.
- Swanson, K. (2007). Revanchist Urbanism Heads South: The Regulation of Indigenous Beggars and Street Vendors in Ecuador. *Antipode* 39: 708–728.
- Swanson, K. (2013) *Zero Tolerance in Latin America: Punitive Paradox in Urban Policy Mobilities*. *Urban Geography* 34: 972–988.
- Tansel, C. B. (2016). *States of Discipline: Authoritarian Neoliberalism and the Contested Reproduction of Capitalist Order*. Boulder, New York: Rowman & Littlefield International.
- Waiselfisz, J. (2017). *Homicides of Children and Adolescents in Brazil*. Sao Paulo: Igarapé.
- Walker, R. (2010). Violence, the Everyday and the Question of the Ordinary. *Contemporary South Asia* 18: 9–24.
- Willis, G. D. (2015). *The Killing Consensus*. University of California Press.

## Extraktivismus, Konflikt und Demokratie

### Einleitung<sup>1</sup>

Konflikte um Extraktivismus sind alles andere als neu, sie haben aber in der jüngeren Vergangenheit für wachsende Aufmerksamkeit gesorgt. Dies gilt nicht nur, aber insbesondere für Lateinamerika. Erstens verließ die Phase hoher Weltmarktpreise für fossile, mineralische und agrarische Primärgüter (*commodity boom*) in den frühen 2000er Jahren der massenhaften Ausbeutung der entsprechenden Ressourcen quer durch die Region eine neue Dynamik. Dies führte zweitens zu einem nicht minder ausgeprägten Aufschwung von Protesten gegen und Konflikten um extraktivistische Vorhaben. Drittens fand beides in dem spezifischen politischen Kontext des so genannten lateinamerikanischen »Linksrucks« statt, der der umkämpften Vertiefung des Extraktivismus – als »Neo-Extraktivismus« (Gudynas 2011) – eine besondere Konnotation gab: In der Mehrzahl der Länder waren es selbsterklärte linke Regierungen, die angetreten waren, die natürlichen Reichtümer der Region endlich im Namen und Interesse der breiten Bevölkerung zu nutzen – und die in der Tat in zahlreichen Fällen die staatliche Kontrolle über den Rohstoffsektor ausbauten, den staatlichen Anteil an den entsprechenden Einnahmen steigerten und die so generierten Gelder u. a. in Sozialprogramme und den Ausbau grundlegender öffentlicher Infrastrukturen und Dienstleistungen steckten.<sup>2</sup>

Mit Blick auf die Debatte um den Extraktivismus und konkret die Konflikte, die die Reproduktion und Expansion dieses

1 Dieser Beitrag stützt sich auf etwas ausführlichere Überlegungen, die in englischer Sprache an anderer Stelle veröffentlicht wurden (Wolff 2017).

2 Vgl. im Überblick, aus unterschiedlichen Perspektiven und stellvertretend für viele: Acosta (2011); Balán/Montambeault (2020), FDCL/Rosa-Luxemburg-Stiftung (2012), Ellner (2020), Levitsky/Roberts (2011) und Svampa (2019).

Entwicklungsmodells hervorruft, will ich in diesem Essay drei Argumente entfalten. Erstens ist es für ein Verständnis der Konflikt-dynamiken, die sich um extraktivistische Projekte und Politiken entfalten, zentral, anzuerkennen, dass wir es hier mit äußerst diversen Konflikten zu tun haben: Die Auseinandersetzungen können sich auf höchst unterschiedliche Konfliktgegenstände beziehen und werden auf unterschiedlichen Ebenen ausgetragen. Zweitens wende ich mich gegen eine allzu einfache demokratietheoretische Einordnung der Konflikte um Extraktivismus. Unter den real-existierenden Bedingungen einer extraktivistisch geprägten politischen Ökonomie ist die Umsetzung extraktivistischer Politiken nicht per se undemokratisch, der Widerstand gegen Extraktivismus nicht per se demokratisch. Vielmehr zeigt sich in den jüngeren Auseinandersetzungen um extraktivistische Projekte und Politiken in Lateinamerika zugleich eine grundlegende Auseinandersetzung um die Gestalt und die Parameter der Demokratie. Extraktivismus-Konflikte entziehen sich mithin eindeutigen demokratiepolitischen Rezepten. Wie ich abschließend betonen will, ist dies – drittens – aber keineswegs als Argument gegen Bemühungen um eine demokratische Konfliktbearbeitung zu verstehen. Im Gegenteil: Gerade mit Blick auf die Gewalt, die extraktivistische Vorhaben nur allzu häufig begleitet, wäre mit einem *möglichst demokratischen* Extraktivismus schon einiges gewonnen.

### **Konflikte um Extraktivismus: Worum und wo wird gestritten?**

Die wirtschaftliche Praxis der massiven Ausbeutung natürlicher Ressourcen zum Zweck des Exports ist, wie gesagt, eine konfliktträchtige Angelegenheit. Ob es um großflächige Bergbauprojekte, um die Ausbeutung von Öl- und Gasvorkommen oder – im Sinne eines breiteren Extraktivismusbegriffs – um die Erschließung des Landes für agrarische Monokulturen geht: Ressourcenextraktion bedeutet in der Regel, was der neomarxistische Humangeograph David Harvey (2004) als »Akkumulation durch Enteignung« (*accumulation by dispossession*) bezeichnet hat. Genauer: Menschen und Gemeinschaften werden unmittelbar von ihrem Land vertrieben, die sozialen und ökologischen Folgen extraktiver Pro-

jekte unterminieren ihre Lebensgrundlagen (vgl. Bebbington et al. 2008: 289f).<sup>3</sup>

Vor diesem Hintergrund ist es so naheliegend wie plausibel, dass sich lokale Gemeinschaften gegen extraktivistische Projekte zur Wehr setzen – und dass sich soziale Bewegungen und politische Kräfte, die aus der Mobilisierung solcher Gemeinschaften hervorgehen und/oder deren Anliegen artikulieren, gegen den Extraktivismus als Entwicklungsmodell wenden. Die Forschung zu Konflikten um die massive, exportorientierte Ressourcenausbeutung zeigt allerdings zugleich, dass der generelle Widerstand gegen die Praxis und Strategie des Extraktivismus unterschiedliche Formen annimmt und selbst nur ein Konflikttyp unter mehreren ist.<sup>4</sup>

Im Anschluss an Eduardo Gudynas (2013: 214–216) lassen sich zunächst drei Typen von politischen Auseinandersetzungen um Extraktivismus unterscheiden. Widerstand kann sich *erstens* auf konkrete extraktivistische Vorhaben beschränken, etwa wenn sich lokale Bevölkerungsgruppen gegen ein Bergbauprojekt in ihrer Nähe wenden. Zweitens kann er aber auch die Art und Weise in Frage stellen, wie der Extraktivismus in einem Land ausgestaltet und umgesetzt wird. Typische Forderungen zielen hier z. B. auf eine stärkere Regulierung, eine höhere Besteuerung oder auch eine Nationalisierung der involvierten Unternehmen, oder sie verlangen zuverlässige Verfahren der vorhergehenden Konsultation betroffener Bevölkerungsgruppen. Drittens schließlich kann sich Widerstand im strengen Sinne gegen den Extraktivismus wenden und das extraktivistische Entwicklungsmodell als solches – und vielleicht gar die Idee der Entwicklung im Allgemeinen – in Frage stellen.

Nun ist es nicht so, dass auf der lokalen Ebene bloß konkret über die Umsetzung spezifischer Vorhaben gerungen wird. Im lateinamerikanischen Kontext etwa sind es auch und gerade lokale Widerstandsbewegungen etwa indigener *comunidades*, die sich in grundsätzlicher Form gegen den Extraktivismus wenden. Die Vor-

3 Vgl. hierzu als Klassiker mit breitem historischen Blick Galeano (1992) sowie mit Blick auf die jüngste Konjunktur Svampa (2019).

4 Vgl. exemplarisch Bebbington (2012a), Engels/Dietz (2017) und Gudynas (2013).

stellung, dass die negativen Folgen der Ressourcenausbeutung am Ort ihrer Gewinnung generell zu umfassendem Widerstand führen, ist allerdings ebenso irreführend. Empirisch zeigt sich ein breites Spektrum an Protestbewegungen und Forderungen: Neben lokalen Gemeinschaften, die die industrielle Ausbeutung natürlicher Ressourcen auf »ihrem« Territorium grundsätzlich ablehnen, geht es in anderen Fälle darum, die schädlichen Auswirkungen auf die Umwelt und die lokalen Lebenswelten zu minimieren oder entsprechende Kosten angemessen zu kompensieren. In wieder anderen Fällen steht die Verteilung der Gewinne aus der Rohstoffförderung im Zentrum der Auseinandersetzung, oder es geht primär darum, dass die Aneignung von Ressourcen durch ausländische und/oder private Unternehmen abgelehnt wird.

Die geläufige Gegenüberstellung von lokalem Widerstand und pro-extraktivistischen Akteur:innen auf Seiten des Staates und der Privatwirtschaft überdeckt zudem, dass auf allen Seiten durchaus heterogene Vorstellungen zur Frage des Extraktivismus bzw. spezifischer extraktivistischer Vorhaben existieren können. In diesem Sinne hat etwa Anthony Bebbington (2012b: 16) betont, dass auch innerhalb lokaler Gemeinschaften, zwischen unterschiedlichen staatlichen Institutionen, innerhalb des NGO-Sektors und in seltenen Fällen sogar innerhalb von Unternehmen Uneinigkeit herrscht.

Konflikte auf lokaler Ebene sind zugleich häufig eingebettet in multiskalare Auseinandersetzungen und Aushandlungsprozesse. Generell sind Konflikte um Extraktivismus in der Regel Mehr-Ebenen-Konflikte und Protestbewegungen agieren entsprechend mitunter simultan auf unterschiedlichen (soziogeographischen) Ebenen, die sich wechselseitig beeinflussen. Im Zentrum stehen dabei einerseits die lokale Ebene bzw. die konkreten Territorien, die von der Ressourcenextraktion unmittelbar betroffen sind, und andererseits die nationale Ebene, auf der in der Regel die zentralen politischen Entscheidungen zum Ob und Wie des Extraktivismus und konkreter extraktivistischer Vorhaben fallen. Hinzu kommt – soweit das jeweilige politische System hier relevante Kompetenzen vorsieht – eine regionale Ebene. Da im Bereich der Ausbeutung natürlicher Ressourcen ausländische bzw. multinationale Konzerne traditionell eine große Rolle spielen und das Gros der Rohstoffe zumeist

in andere Länder exportiert wird, haben Extraktivismus-Konflikte schließlich auch eine trans- bzw. internationale Dimension. Auch solche trans- bzw. internationalen Konflikte manifestieren sich allerdings häufig auf lokaler oder nationaler Ebene. Im lokalen Raum spielt sich etwa die direkte Auseinandersetzung zwischen betroffener Bevölkerung und ausländischen Unternehmen ab. Die nationale Ebene des betroffenen Landes wird beispielsweise zentral, wenn multinationale Unternehmen und/oder andere Regierungen sich darum bemühen, politische Entscheidungen zu ihren Gunsten zu beeinflussen.

In der Summe sind an Extraktivismus-Konflikten also ein breites Spektrum an Akteur:innen beteiligt, die mit so diversen wie variablen Vorstellungen und Forderungen auf unterschiedlichen Ebenen interagieren. Wie ich im nächsten Schritt argumentieren will, hat diese Komplexität unmittelbare Folgen für die Möglichkeiten, Grenzen und Widersprüche einer demokratischen Konfliktbearbeitung.

### **Extraktivismus-Konflikte als Streit um Demokratie**

Auf den ersten Blick scheint die demokratietheoretische und damit auch die demokratiepolitische Antwort auf Extraktivismus-Konflikte klar und einfach. Bei allem Streit darüber, was genau Demokratie ist und sein soll, ist doch zumindest unstrittig, dass demokratische Systeme und Verfahren die Möglichkeit bieten, Konflikte im Allgemeinen und die protestförmige Artikulation von Unzufriedenheit im Konkreten in gewaltlose, institutionelle Bahnen politischer Meinungs- und Entscheidungsfindung zu überführen. Die – eventuell gar gewaltsame – Eskalation von Auseinandersetzung um den Extraktivismus würde in diesem Sinne auf das Fehlen bzw. Defizite demokratischer Verfahren verweisen. Als Lösung des Problems bietet sich mithin der Ruf nach mehr Demokratie an. Die spezifische Territorialität extraktiver Vorhaben und ihre strategische Funktion in einem extraktivistischen Entwicklungsmodell bedeuten allerdings, dass ein demokratischer Umgang mit Konflikten, in denen extraktivistische Vorhaben bzw. gar der Extraktivismus als Entwicklungsmodell zur Disposition stehen, mit widersprüchlichen Anforderungen konfrontiert ist.

Der Kern des demokratietheoretischen Problems besteht darin, dass die Ausbeutung natürlicher Ressourcen »gleichzeitig sowohl unglaublichen Wohlstand als auch unglaubliche Zerstörung produziert« (Bebbington 2012b: 5, Übersetzung JW). Einerseits ist ein Land, das durch ein extraktivistisches Entwicklungsmodell charakterisiert ist, per Definition abhängig von der massiven Ausbeutung und dem Export natürlicher Ressourcen. Diese Abhängigkeit ist sicherlich nicht unveränderlich, aber das Projekt einer sozial-ökologischen Transformation in Richtung einer post-extraktivistischen Wirtschaftsweise ist so langwierig wie unsicher (vgl. Gudynas 2011). Insofern sind für Regierungen wie für die breite Bevölkerung die Anreize hoch, auf eine Kontinuität wenn nicht die Vertiefung des Extraktivismus zu setzen. Ein »demokratischer Extraktivismus« ist deshalb kein Widerspruch in sich. Dies gilt insbesondere für die eingangs genannte »neo-extraktivistische« Variante, in der demokratisch gewählte Regierungen die Einnahmen aus der Rohstoffausbeutung u. a. für Sozialprogramme und den breitenwirksamen Ausbau der öffentlichen Versorgung und Infrastruktur nutzen (Gudynas 2011: 387–388). Im Kontext boomender Rohstoffpreise konnte sich dieser »Neo-Extraktivismus«, der etwa die Regierungen von Evo Morales in Bolivien (2006–2019) und Rafael Correa in Ecuador (2007–2017) kennzeichnete, auf breite Unterstützung und entsprechende demokratische Legitimation stützen. Der »Consenso de los Commodities«, von dem Maristella Svampa in kritischer Absicht spricht und der »auf dem massiven Export von Primärgütern, Wirtschaftswachstum und der Ausweitung der Konsummöglichkeiten« basiert (2019: 24), repräsentierte in diesem Sinne zwar nie einen umfassenden gesamtgesellschaftlichen Konsens. Aber er wurde doch von einer Mehrheit der Bevölkerung getragen. Dies rechtfertigt weder die weitreichende Missachtung der sozialen und ökonomischen Schäden, die die Ressourcenausbeutung auch unter »neo-extraktivistischen« Vorzeichen mit sich brachte, noch eine politische Praxis der Durchsetzung extraktiver Vorhaben, die in der Regel mit autoritären Politikmustern bis hin zur offenen Anwendung (para-)staatlicher Gewalt einherging und -geht. Es verweist aber auf die inhärente demokratietheoretische Spannung, um die es mir hier geht.

Andererseits sind die Folgen extraktiver Vorhaben für lokale Bevölkerungen, wie betont, häufig dramatisch. Insofern ist es demokratiethoretisch durchaus naheliegend, lokalen Gemeinschaften nicht nur ein Recht auf vorherige Konsultation zuzusprechen, sondern ihnen auch ein Recht auf Widerstand einzuräumen, selbst wenn ein entsprechendes extraktives Vorhaben auf nationaler Ebene in demokratischer Weise beschlossen wurde. Im Fall indigener Völker schreibt die Konvention 160 der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) zumindest ein entsprechendes Konsultationsrecht fest. Solange es in solchen Konsultationen um die Art der Umsetzung, die Reduktion negativer Auswirkungen und mögliche Kompensationen geht, ist dies demokratiethoretisch unproblematisch. Sobald aber die Durchführung eines extraktiven Vorhabens grundsätzlich auf massiven lokalen Widerstand trifft, stehen sich mitunter inkompatible, aber jeweils demokratisch legitimierte Ansprüche unversöhnlich gegenüber. Unter diesen Bedingungen bietet »die Demokratie« bzw. bieten demokratische Verfahren weder prozedurale noch substantielle Antworten.

Was hier – demokratiethoretisch gesprochen – auf dem Spiel steht, ist die Frage nach dem Demos, dem Souverän. In ihrer Studie zu Bergbaukonflikten in Ecuador unter der Regierung Correa haben Jennifer Moore und Teresa Velásquez (2011: 114) gezeigt, dass diese von unterschiedlichen, teils unvereinbaren Vorstellungen von Souveränität geprägt waren: Während aus Sicht der Anti-Bergbau-Proteste lokale Gemeinschaften und indigene Völker über die Nutzung »ihrer« Territorien und der dort befindlichen Ressourcen zu entscheiden haben, berief sich die Regierung Correa darauf, dass Entscheidungen über strategische Ressourcen und die Nutzung unterirdischer Ressourcen in Vertretung des demokratischen Souveräns auf nationaler Ebene zu treffen sind. Explizit oder implizit sind zahlreiche Extraktivismus-Konflikte genau von einem solchen Zusammenprall unterschiedlicher Souveränitätsvorstellungen charakterisiert, drehen sich mithin um die Frage, auf welcher sozio-geographischen Ebene sich der relevante Demos befindet. Wenn es allerdings um die basale Frage geht, wer genau das »Volk« ist, das (in welcher Form auch immer) »Volksouveränität« ausüben soll, bietet die Demokratie selbst keine klaren Antworten. Es ist

deshalb vermutlich kein Zufall, dass Aushandlungsprozesse um umstrittene extraktive Vorhaben häufig *außerhalb* der etablierten demokratischen Institutionen und im Rahmen sektorspezifischer Konsultationsverfahren ablaufen. Aber auch im Rahmen solcher Konsultationen bleibt die grundlegende Frage umstritten, ob lokale (indigene) Gemeinschaften ein Veto- oder bloß ein Konsultationsrecht genießen sowie mithin die Frage nach der Verortung des Souveräns im Bereich der Rohstoffausbeutung.

### **Schlussbemerkungen**

Unzweifelhaft steht der Extraktivismus bis heute in direkter Tradition kolonialer und postkolonialer Ausbeutungspraktiken, die die Natur und die Menschen gleichermaßen treffen. Nicht zufällig reproduziert der Extraktivismus als Praxis und Entwicklungsmodell hochgradig asymmetrische internationale Wirtschaftsbeziehungen sowie häufig gewaltförmige Formen der Ressourcenaneignung im lokalen Raum. Gleichzeitig bildet in zahlreichen Ländern des globalen Südens und namentlich in Lateinamerika die Nutzung des Ressourcenreichtums im Namen des Exports eine der zentralen Quellen materiellen Wohlstands – so relativ bescheiden im Nord-Süd-Vergleich und so hochgradig ungleich verteilt in der Binnenperspektive dieser auch immer sein mag. Die Folge: Die politische Ökonomie der Demokratie unter den Bedingungen eines extraktivistischen Entwicklungsmodells macht die Reproduktion, wenn nicht Vertiefung, des Extraktivismus zur dominanten Logik. Dies gilt sowohl, wenn die Rohstoffpreise auf dem Weltmarkt hoch sind (weil sich Ressourcenausbeutung dann besonders lohnt), als auch, wenn sie niedrig sind (weil die ökonomische Abhängigkeit des Staates von devisengenerierenden Sektoren dann besonders hoch ist).

Um diese dominante Logik des Extraktivismus wird in zentraler Weise auf lokaler Ebene in umkämpften Territorien gerungen. Nicht zuletzt mit Blick auf den jüngsten Aufschwung anti-extraktivistischer Proteste in Lateinamerika spricht Maristella Svampa (2019) insofern von einem »giro ecoterritorial«, einer »ökoterritorialen Wende« gegenwärtiger sozialer Bewegungen und Kämpfe. Allerdings sind lokale Konflikte um extraktive Vorhaben und den Extraktivismus als Entwicklungsmodell stets aufs Engste verwoben

mit Auseinandersetzungen auf regionaler, nationaler und internationaler Ebene. Die politökonomische Logik des Extraktivismus jedenfalls wird primär auf nationaler Ebene reproduziert, die wiederum massiv von den Strukturen und Prozessen der globalen politischen Ökonomie geprägt ist. Entsprechend muss der den von Eduardo Gudynas skizzierte Übergang von einem »räuberischen« über einen »vernünftigen« zu einem auf das Unverzichtbare beschränkten Extraktivismus (2011: 391–392) im globalen Süden auf je nationaler Ebene erstritten werden, bedarf aber zugleich entsprechender globaler Transformationsprozesse, nicht zuletzt mit Blick auf das Entwicklungsmodell des globalen Nordens (Acosta 2011: 114). Nur wenn territoriale soziale Bewegungen, die sich im lokalen und regionalen Raum gegen extraktive Vorhaben wenden, zu (Ko-)Protagonisten mehrheitsfähiger nationaler Mobilisierungsdynamiken werden, lassen sich auch die skizzierten demokratietheoretischen Spannungen in Richtung einer demokratischen Transformation des Extraktivismus auflösen.

Solange eine solche demokratische Transformation des Extraktivismus noch Zukunftsmusik scheint, ist ein möglichst demokratischer Extraktivismus – so widersprüchlich das auch klingen mag – nicht zuletzt friedenspolitisch ein naheliegendes Zwischenziel. Für die meisten von extraktivistischen Vorhaben bedrohten Menschen, Gemeinschaften und Lebensräume wäre schon viel gewonnen, wenn sich Staaten und Unternehmen zumindest an die etablierten Verfahren frühzeitiger Konsultation, umfassender Folgeabschätzung und friedlichen Konfliktaustrags hielten. Extraktivismus-Konflikte mögen empirisch komplex und von demokratietheoretischen Spannungen durchzogen sein, wie ich in diesem Beitrag argumentiert habe. Aber dies bietet keine Rechtfertigung für die autoritäre und gewaltsame Durchsetzung extraktivistischer Vorhaben, die auch unter demokratischen Regierungen allzu häufig an der Tagesordnung ist (Acosta 2011: 100–113; Svampa 2019: 69–78). Im Gegenteil: Angesichts der zerstörerischen und weitgehend irreversiblen Konsequenzen der großflächigen Rohstoffausbeutung liegt die Beweislast, dass alle demokratischen und menschenrechtlichen Normen nach bestem Wissen und Gewissen eingehalten wurden, bei den Protagonist:innen des Extraktivismus, nicht bei seinen Gegnern.

## Literatur

- Acosta, Alberto (2011). Extractivismo y neoextractivismo: Dos caras de la misma maldición, in: Grupo Permanente de Trabajo sobre Alternativas al Desarrollo (Hg.): *Más allá del desarrollo*, Quito: Abya Yala/Fundación Rosa Luxemburg, 83–118.
- Balán, Manuel/Montambeault, Françoise (Hg.) (2020). *Legacies of the Left Turn in Latin America. The Promise of Inclusive Citizenship*, Notre Dame, IN: University of Notre Dame Press.
- Bebbington, Anthony (Hg.) (2012a). *Social Conflict, Economic Development and Extractive Industry. Evidence from South America*, London: Routledge.
- Bebbington, Anthony (2012b) *Extractive industries, socio-environmental conflicts and political economic transformations in Andean America*, in: Bebbington, Anthony (Hg.): *Social Conflict, Economic Development and Extractive Industry. Evidence from South America*, London: Routledge, 3–26.
- Bebbington, Anthony/Humphreys Bebbington, Denise/Bury, Jeffrey/Lingan, Jeanne/Muñoz, Juan Pablo/Scurrah, Martin (2008) *Mining and Social Movements: Struggles Over Livelihood and Rural Territorial Development in the Andes*, in: *World Development* 36: 12, 2888–2905.
- Ellner, Steve (Hg.) (2020) *Latin America's Pink Tide: Breakthroughs and Shortcomings*, Lanham, MD: Rowman & Littlefield.
- Engels, Bettina/Dietz, Kristina (Hg.) (2017). *Contested Extractivism, Society and the State. Struggles over Mining and Land*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- FDCL (Forschungs- und Dokumentationszentrum Chile-Lateinamerika)/Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hg.) (2012). *Der Neue Extraktivismus. Eine Debatte über die Grenzen des Rohstoffmodells in Lateinamerika*, Berlin: FDCL-Verlag.
- Galeano, Eduardo (1992). *Die offenen Adern Lateinamerikas. Die Geschichte eines Kontinents von der Entdeckung bis zur Gegenwart*, Wuppertal: Peter Hammer Verlag.
- Gudynas, Eduardo (2011). *Más allá del nuevo extractivismo: transiciones sostenibles y alternativas al desarrollo*, in: Wanderley, Fernanda (Hg.): *El desarrollo en cuestión. Reflexiones desde América Latina*, La Paz: CIDES/UMSA, 379–410.
- Gudynas, Eduardo (2013). *Postextractivismo y alternativas al desarrollo desde la sociedad civil*, in: Grupo Permanente de Trabajo sobre Alternativas al Desarrollo (Hg.): *Alternativas al Capitalismo/Colonialismo del Siglo XXI*, Quito: Abya Yala/Fundación Rosa Luxemburg, 189–224.
- Harvey, David (2004). *The »New« Imperialism: Accumulation by Dispossession*, in: *Socialist Register* 40, 63–84.
- Levitsky, Steven/Roberts, Kenneth M. (Hg.) (2011). *The Resurgence of the Latin American Left*, Baltimore, MD: The Johns Hopkins University Press.
- Moore, Jennifer/Velásquez, Teresa (2012). *Sovereignty negotiated. Anti-mining movements, the state and multinational mining companies under Correa's »21st Century Socialism«*, in: Bebbington, Anthony (Hg.): *Social Conflict,*

- Economic Development and Extractive Industry. Evidence from South America, London: Routledge, 112–133.
- Svampa, Maristella (2019). *Las fronteras del neoextractivismo en América Latina. Conflictos socioambientales, giro ecoterritorial y nuevas dependencias*, Bielefeld: Bielefeld University Press.
- Wolff, Jonas (2017) Contesting Extractivism: Conceptual, Theoretical, and Normative Reflections, in: Bettina Engels und Kristina Dietz (Hg.): *Contested Extractivism, Society and the State: Struggles over Mining and Land*, Basingstoke: Palgrave Macmillan, 243–255.

## Erinnerung als Verbindung

### *Gegen die herrschaftliche Macht*

Ich möchte diesen Text mit einigen Fragen beginnen, die mir relevant erscheinen: Was ist Erinnerung für mich heute *nicht* und was könnte uns helfen, über Erinnerung in Zusammenhang mit den Phänomenen der Gewalt nachzudenken?

Mit Gewaltfragen habe ich mich nicht explizit befasst, ich bin auch kein Spezialist auf diesem Gebiet. Ich interessiere mich dafür, wie Vergangenheit und Zeitlichkeit verwendet werden. Dieses Thema begleitet mich bei dem, was ich schreibe und zu analysieren versuche. Die erste Frage hat mit der folgenden Überlegung zu tun: Wenn wir über Erinnerung an Gewalt und über Gewaltformen sprechen, bei denen der Einfluss von Handlungen der Staatlichkeit nicht auszuschließen ist, dann sprechen wir von einer *Arbeit*, die zugleich *Verdrängen und Vergessen* beinhaltet. Das zu verstehen, ist fundamental.<sup>1</sup>

In seiner berühmten Vorlesung »Was ist eine Nation?« von 1882 griff Ernest Renan erstmals ein Thema auf, mit dem wir uns noch befassen müssen: Was Nationen ausmacht, ist viel weniger das, was sie erinnern, als das, was sie vergessen (Renan 2010). So spannt sich um die Geschichten unserer Republiken ein ständiges Bemühen, das uns vergessen machen soll. Nicht das Vergessen als

1 Mit »Handlungen der Staatlichkeit« beziehe ich mich auf eine Tradition anthropologischer Arbeit, die nicht die proteische Figur des Staates als substanzielles und einziges Machtzentrum in den Mittelpunkt stellt, sondern die konkreten, manchmal mikrophysischen Handlungen von marginalen Akteur:innen. Diese tun jedoch so, als ob sie mit staatlicher Autorität handeln würden, beziehungsweise wird ihnen diese vom Staat verliehen: Wir nehmen sie als Teil einer Realität wahr, die von einer Macht staatlicher Hoheitsgewalt ausgeht.

Auslassung, sondern das Vergessen dessen, bei dem Sprache auf die eine oder andere Weise zum Scheitern gebracht wird, dessen, was verborgen bleiben muss.<sup>2</sup> Das ist der Gründungsmoment der Geschichte, auch der Geschichte als Disziplin. Es ist wichtig, diesen Moment im Sinne eines Gegensatzes zwischen Geschichte und Erinnerung kritisch zu betrachten. Insbesondere, weil mitunter davon ausgegangen wird, dass die Erinnerung die historische Erzählung auf gewisse Art und Weise ergänzt. Nein, die Erinnerung muss als etwas gedacht werden, das etwas aufbricht, widerspricht, die Erzählung gegen den Strich liest. Renan sprach in seinem Text einen relevanten Punkt an: Die Gründungsgewalt wird zwar erzählt (die Invasionskriege), aber dabei zu einem Epos verklärt. Jahrzehnte später erklärte uns Bachtin (1982), dass Geschichte viel mehr mit dem Epos als mit der Erinnerung gemein hat. Ich führe diese Punkte an, um die Erzählungen der Erinnerung anders zu denken.

### **Erinnerung und Verbindung I: Gegen den Historizismus**

Wenn wir über die Arbeit an Erinnerungsnarrativen sprechen, kommt oft die Vorstellung auf, wir befänden uns in einem Kampf um die Repräsentation: Wie wird erzählt, sichtbar gemacht und legitimiert, was zur Erzählung wird. Grundlegend scheint mir dabei, zu verstehen, dass es ein Kampf *stricto sensu* ist. Damit meine ich, dass in dem Moment, in dem Erzählungen der Erinnerung zutage treten, es ausnahmslos zu Versuchen kommt, sie zu stabilisieren und domestizieren. Aus diesem Grund ist für mich der Begriff der Erinnerungspolitik problematisch. Die Frage »Was ist eine Politik der Erinnerung?« muss mit einer Reflexion darüber einhergehen, was *das Politische* an der Erinnerung ist. Es handelt sich um zwei unterschiedliche Aspekte: Das Politische bezieht sich auf das, was eine Kontroverse, einen Bruch darstellt, eine Möglichkeit, den immergleichen Text aufzubrechen. Das Handeln der Staatlichkeit

2 Schweigen und Verheimlichung in der Produktion von Geschichte und Erinnerung werden in der bekannten Arbeit von Trouillot, 1995, erörtert. Zu einer Annäherung an die koloniale Gewalt und das Verschweigen siehe Añón und Rufer, 2018.

oder der Institutionalität (wenn wir nicht vom Staat sprechen wollen) versucht stets, die einzelnen Erinnerungshandlungen zu domestizieren (das heißt, es versucht, daraus *eine Politik* zu machen).<sup>3</sup>

In diesem Zusammenhang erscheint mir der Ansatz von Anne Huffschmid in diesem Band, das Forensische als *widerständige Praxis* zu denken, grundlegend. Eine Praxis, deren Anliegen es ist, das Verschwiegene zu benennen. Eine Praxis, die versucht, das zu benennen, was in der Sprache der Gesellschaft zum Scheitern gebracht wird, was geschieht und wie wir eine Erzählung des Geschehenen rekonstruieren können. Eine Praxis der erwähnten Art strebt an, die Dynamik des Politischen zu etablieren.

Ich verwende gerne die Provokation von Héctor Schmucler (2000). Demnach ist die zentrale Frage der Erinnerung nicht, was geschah, sondern wie es möglich wurde. Dieses »wie wurde es möglich?« beinhaltet einen wesentlichen Punkt, der im Zusammenhang mit der von Carlos Martínez in diesem Band aufgeworfenen Frage steht: Nicht wissen, nicht wissen wollen, nichts mitbekommen wollen. Denn wie man es auch wendet: Es gibt – wie der argentinische Psychoanalytiker Marcelo Valko (2018) festhielt – jedenfalls keinen Genozid ohne die Komplizenschaft der Mehrheiten. Es gibt kein Massaker ohne die Komplizenschaft der Mehrheiten, es gibt keine episodenhafte Gewalt ohne Zustimmung oder passiven Zuspruch. Dieses »wie wurde es möglich?« verweist in gewisser Weise auf einen Grundgedanken, nämlich die Ver-

3 So wie Stuart Hall Gramsci wieder aufgreift, um zu unterstreichen, dass das Problem der Repräsentation nicht die »Angemessenheit« der Form des Signifikanten bezüglich der Referenz ist, sondern der Kampf um die Stabilisierung des Signifikats. Dabei handelt es sich um einen politischen Kampf. Dies gilt auch für die Erinnerung (Hall 2010). Es reicht nicht – und ist auch nicht wünschenswert – davon auszugehen, für ein Ereignis oder einen Prozess »verschiedene Erzählungen« zu haben, die auf den wiedergewonnenen, wieder aufgegriffenen Erinnerungen beruhen. Die Frage nach den fast impulsiven Versuchen, diese Pluralität zu fixieren, einzugrenzen, in einer »Diskursform« zu domestizieren, muss immer offen gelassen werden. Wenn die Erinnerung eine Aufforderung zum politischen Handeln und zum Widerspruch sein soll, brauchen wir eine kritische Einstellung bei der Analyse. Für eine ausführlichere Auseinandersetzung mit der Erinnerungspolitik und »dem Politischen« in der Erinnerung, siehe Rufer, 2012.

antwortung der restlichen Bevölkerung für das Schweigen, für die Komplizenschaft, für die Formen der Komplizenschaft. Und dies berührt uns in vielerlei Hinsicht sehr.

Hiervon ausgehend, und von dem Gedanken bestimmt, eine Antwort auf das »wie wurde es möglich« geben zu müssen, möchte ich ein Argument einführen, das mich schon seit langem begleitet: Der Gedanke, dass wir in der Lage sein sollten, Erinnerung nicht als eine Arbeit des *Wiedererinnerns* zu denken. Das heißt, nicht als ausschließlich mit dem Blick in die Vergangenheit verknüpft, sondern als eine Arbeit des *Verbindens*. Zum Beispiel Gewalttaten verbinden, die anscheinend weit entfernt liegen, unterschiedlich sind und zu verschiedenen Zeiten gehören, bedeutet den Begriff der Zeitlichkeit zu ent-domestizieren. Mehrere Texte in diesem Buch erörtern, wie Kolonialität weiterhin präsent ist, wie die auf uns einstürmende Gewalt kolonial geprägt ist und wie die Kontinuitäten des Kolonialen uns nach wie vor zusetzen.<sup>4</sup> Das stimmt zwar, jedoch denke ich, es muss empirisch verdichtet werden: Wir müssen uns empirisch vorstellen können, wie sich die Wiederholung der kolonialen Gewalt konstituiert, wie sie mit der Gegenwart verknüpft ist und wie sie zu erklären ist.

Mit dieser Frage müssen wir uns ernsthaft auseinandersetzen, um zu verstehen, was wir sagen, wenn wir davon sprechen, dass die koloniale Gewalt in der Gegenwart präsent ist. Vor allem müssen wir dieser Erzählung, nach der wir nur Brüche und Diskontinuitäten produziert haben, unbedingt etwas entgegensetzen. Die Idee der modernen historischen Vergangenheit, gleichwohl sie für die Geschichtswissenschaft eine sehr akademische Angelegenheit ist, hat die Grenzen dieser Disziplin überschritten. Sie hat in uns allen die Vorstellung von etwas sehr Präzisem hervorgerufen: Ihr nach muss jede zeitliche Sequenz im Sinne einer Neuheit erklärt werden, als

4 Für detailliertere Erläuterungen dazu, wie die Begriffe »Kontinuität«, »Persistenz« und »Wiederauftreten« des kolonialen Erbes zu analysieren sind, siehe Añón y Rufer, 2018. In einem vor kurzem erschienenen Text habe ich versucht, die Frage zu bearbeiten, auf welche Weise eine neue Auffassung der historischen Zeit notwendig ist, um die Kontinuität der kolonialen Gewalt und der Kolonialität aus der Perspektive der *longue durée* zu denken (Rufer 2020).

etwas, das die Identität mit der Vergangenheit verloren hat. Eine Neuheit, weil die Vergangenheit zu Alterität wird, zu Andersheit, zu einem bereits durchschrittenen und *überwundenen* Raum: singular, ausgelassen, irreversibel (Rufer 2020: 291–299). Wenn einer klassischen Wissenschaft die Argumente der kolonialen Persistenz in der Gegenwart vorgelegt werden, sind immer wieder Ausdrücke wie »das ist absurd«, »unser Moment ist radikal anders«, »dies ist eine Zeit der Staatspolitik, der Republik und der Bürger:innen« zu hören. Zweifelsohne trifft all dies zu. Das Problem ist die Beziehung, die zwischen Geschichte und Andersartigkeit hergestellt wird: Aus meiner Sicht werden wir erst dann in der Lage sein, das Ausmaß der kolonialen Ausgestaltungen in unserer Gegenwart zu verstehen, wenn wir begriffen haben, wie die Wiederholung in der Andersartigkeit operiert. Koloniale Gewalt wirkt in der Konjunktion, nicht in der Disjunktion. Die Frage ist nicht »koloniale Gewalt« oder »republikanische Gewalt im Rechtsstaat«. Es geht darum, dass der moderne Rechtsstaat *mit* kolonialen (rassialisierten, plündernden und ausschließenden) Modalitäten agiert. Die Unmöglichkeit, sich die Verbindung vorzustellen, delegitimiert alternative Erinnerungen (als anachronistisch, ungenau, irrational, kaum säkularisiert). Die enorme Wirkmächtigkeit der Kolonialität ist ihre Fähigkeit, sich diskursiv ständig als »etwas anderes« zu präsentieren: als etwas, das die spektrale Eigenschaft ihres Ursprungs in der Gegenwart leugnet.

Deshalb muss die ungehorsame Kraft der Erinnerung diese sequenzielle Kette des Historizismus anfechten, indem sie Verbindungen herstellt (und nicht unbedingt in einer vektoriellen und linearen Abfolge *verkettet*). Wenn ich von verbinden spreche, meine ich nicht *gleichsetzen*. Es bedeutet zum Beispiel nicht, die *encomiendas*<sup>5</sup> aus dem 16. Jahrhundert und die klientelistischen Beziehungen in den bäuerlichen Dörfern des 20. Jahrhunderts als der

5 Landstriche in den amerikanischen Kolonien, die den Konquistadoren von der spanischen Krone mitsamt der dort lebenden indigenen Bevölkerung übertragen wurden. Dadurch sollten die Indigenen geschützt und missioniert werden. Im Gegenzug konnten die Konquistadoren frei über die Arbeitskraft der Bevölkerung verfügen. In der Praxis war es ein System der Entrechtung und lebenslangen harten Zwangsarbeit. [Anmerk. d. Übers.]

*gleichen* Gewalt unterworfen aufzufassen. Eine Identität zwischen Ereignissen zu postulieren, wäre absurd. Verbinden bedeutet etwas anderes: Assoziieren, frei assoziieren, wie Walter Benjamin sagen würde. Assoziieren, wie es die Surrealisten taten. Das Assoziieren, was uns zum Dissoziieren antrainiert wurde, um zu trennen, es nicht als zusammengehörig zu erkennen. Nicht der koloniale Diskurs hat diese Unfähigkeit hervorgerufen, sondern es waren die im 19. Jahrhundert einsetzenden nationalen Gründungsdiskurse und ihre entsprechenden Derivate im 20. Jahrhundert (Pratt 2008; Catelli 2020). Es sind die Erkenntnisse der wissenschaftlichen Disziplinen, die Taxonomien sequenzieller Historizität, die Verherrlichung des Archivs als dem ultimativen Garanten historischer Erfahrung, die die Fiktionen republikanischer Staatlichkeit als Garanten des Vergessens untermauern. Mit einer Ausnahme: Was hier im lateinamerikanischen Süden vergessen wird, ist nicht nur die begründende Gewalt, wie Renan sie beispielsweise für die französische Nation postulierte. In der Kolonialität wird diese Persistenz der begründenden Gewalt, der kreolischen Gewalt, als genetische Neuauflage vergessen. Diese stützt sich auf den die Plünderung ermöglichenden Rassismus: Zuerst als Eroberung, dann als legale Vormundschaft und jetzt als extraktive Ökonomie. Diese Zeitlichkeit anders zu verstehen, ist grundlegend: Unsere Zeit ist mit der kolonialen Tatsache strukturell verknüpft (nicht als einmaliges und isoliertes Ereignis). Diese Verbindung herzustellen, ist die fundamentale Aufgabe der Erinnerung als Gelegenheit, als Ungehorsam, als Impuls zur Zuwiderhandlung.

Überzeugend finde ich ein von Didi-Huberman (2008) angeführtes Argument, das auch Benjamin in »Über den Begriff der Geschichte« geltend macht, nämlich: Die einzige Möglichkeit einer Geschichte in der Tradition der Unterdrückten ist eine Geschichte der Anachronismen. Eine Geschichte, die die Idee einer kontinuierlichen, linearen, leeren Zeit des Staates und des Kapitals demontieren kann. Der so oft wiederholte Ausdruck einer »Geschichte gegen den Strich« wird meiner Meinung nach manchmal leichtfertig als eine Geschichte der Wiedergewinnung verstanden: des Nicht-Gesagten, des Nicht-Geschriebenen; derer, die »keine Stimme« haben; was nicht auf den ersten Blick im Archiv auf-

taucht; oder der Beweise, die wir haben, um die Geschichte zu erzählen. Es verhält sich allerdings etwas komplexer: Eine Geschichte gegen den Strich sollte in der Lage sein, das graue Gebäude der Kontinuitäten auseinanderzunehmen. Diese Kontinuitäten halten uns davon ab, die Verbindung vorzustellen. Damit hindern sie uns auch daran, die Wiederholung als zentrales Element der modernen Geschichte zu erkennen. Die Produktion von Anachronismen als Taktik der Subalternität, des Ungehorsams gegenüber der Geschichte in einer produktiven Linie, ist das zentrale Thema einer Erinnerung gegen den Strich. Zeitlichkeit nicht in Datenform, sondern als Erinnerungswerkzeug neu zu denken, ist in diesem Kontext eine vorrangige Aufgabe, die uns eine kritische Theorie noch schuldet.

### **Erinnerung und Verbindung II: Über die zeitliche Imagination**

An dieser Stelle möchte ich zwei Episoden erwähnen, Momentaufnahmen aus meiner Feldforschung. Einige Jahre lang habe ich zu Gemeindemuseen und gemeinschaftlichen Erinnerungswelten gearbeitet. Eine meiner Feldforschungen fand Mitte 2012 in San Andrés Mixquic statt, eine an der südöstlichen Peripherie von Mexiko-Stadt gelegene Ortschaft, die landesweit für die Touristisierung des mexikanischen Tages der Toten [der 2. November im katholischen Kalender (Anmerk. d. Übers.)] als synkretistisches Ritual bekannt ist. Am Vorabend der Begehung dieses Feiertags führte ich ein Interview mit einem der Mitarbeiter des örtlichen Gemeindemuseums, *Don Alberto*, in dem explizit bestimmte Sedimentierungen der Erinnerung zusammengefügt und verbunden werden. *Don Alberto* erzählt mir Folgendes:

»Sehen Sie, maestro, in diesem Land sind wir damit beschäftigt, das Vergrabene aus der Erde zu holen, denn es ist unsere Geschichte. Wir müssen alles bewahren, so wird es uns beigebracht. Aber gleichzeitig begraben wir die jungen Toten, all die Menschen, die infolge von Gewalt sterben, auf irgendeiner Müllhalde. Hier gibt es verschwundene Menschen, wissen Sie das? Alle sagen: »Nein, wie kann das angehen, in Mixquic, mit dem Totentag und den Blüm-

chen.« Aber ja, es gibt einige. Familienangehörige kamen zu mir und fragten, ob wir die Fotos aufhängen könnten, und sei es nur, um zu helfen. Aber stellen Sie sich das mal vor, die Leute oben, die schicken mich sonst wo hin. Nein, nein, das ist ein Museum, sagen sie, für die Erinnerung, sagen sie. Nun ja, es stimmt, ein Museum. Aber was ist ein Museum?»

Genau dieses Fragment zeigt: Die politische Erinnerungsarbeit ist in Bezug auf die Zeit nicht so sehr eine Wieder-Erinnerungsarbeit, sondern vielmehr eine Arbeit, um Verbindungen herzustellen. Dabei scheint mir Folgendes relevant zu sein: Wenn versucht wird, einen Vorfall aus der kollektiven Erinnerung zu verdrängen, wird er nicht unbedingt als Ereignis unterdrückt. Was unterdrückt werden soll, ist die *Verbindung des Ereignisses mit den Zeiten des Erlebten*. Es sind kontinuierliche Zeiten der Beraubung, Plünderung und Gewalt. Meiner Meinung nach ist diese Sichtbarkeit der fortdauernden Beraubung wichtig. Warum sollte die nekropolitische Gewalt des gegenwärtigen – mit dem organisierten Verbrechen verstrickten – Rechtsstaates, der auf »unwichtige Körper« zugreift, nicht mit der Gewalt der Plünderung während der *Conquista* in Verbindung gebracht werden?<sup>6</sup>

- 6 Der Anthropologe Michael Taussig (1997) schilderte, dass wenn Völker einer unablässigen Eroberung ausgesetzt sind, sie die Toten und Geister beschwören, ihre Rückkehr in die Erzählungen anrufen. Sie fordern eine zeitliche Imagination, die die Wiederholung berücksichtigt, die mit der Wiederaufnahme der Vergangenheit als Unterwerfung und Beherrschung die Idee des Prozesses komplexer darstellen kann. Diese Idee ist für Philosophen wie Giorgio Agamben immer mit einer Idee des Fortschritts verbunden. Zeitverschoben, aber konstant. Zu diesem Thema, und Bezug nehmend auf die kulturellen Formen des südamerikanischen Volkes der Huitoto gibt Taussig Folgendes zu bedenken: »Die »unverbundenen Fragmente«, die in ihnen [den Völkern] weiterleben, sind kein Zeugnis für die Hartnäckigkeit der Tradition, wie der Historizist behaupten könnte. Sie sind vielmehr mythische Bilder, die die auf Erfahrung beruhende Aneignung der Geschichte der Eroberung widerspiegeln und verurteilen, insofern diese Geschichte strukturelle Analogien und Entsprechungen zu den Hoffnungen und Leiden der Gegenwart hervorzubringen scheint« (Taussig 1997, S. 442). Dem fügt Taussig noch hinzu, dass diese Art der Aneignung der Vergangenheit »in ihrer Ablehnung der

Die zweite Geschichte hat mit dem Begriff der Konzession zu tun, mit der lokalisierten und auf die Erinnerung bezogenen Bedeutung dieser vermeintlich modernen Idee. Ich arbeitete in San Pedro Atocpan, einer weiteren Ortschaft an der Peripherie von Mexiko-Stadt. Doña Juana ist eine der Anwohnerinnen, die davon begeistert war, ein fotografisches Archiv der Gemeinde aufzubauen. Sie war damit beschäftigt, die Fotos zu ordnen und zu kuratieren. Dabei erzählte sie mir Folgendes:

»Wie lange ist es her, seit sie den gachupines [Spaniern] die Konzessionen wegnahmen und uns die königlichen Erlasse gaben, die immer noch in unserem Besitz sind? Der König selbst gab uns die königlichen Erlasse. (Diese königlichen Konzessionsurkunden aus dem 18. Jahrhundert haben sie wirklich bis heute aufbewahrt.) Und jetzt stellt sich heraus, dass sie die Flusskonzessionen den Amis geben wollen? Nein, sie wollen uns mit diesem Geben und Geben für dumm verkaufen.«

Hier zeigt der Begriff der Konzession als Figur mit kolonialen Wurzeln seinen Eroberungscharakter: Die Rechtsfigur der Konzession als eine der vielen Achsen der republikanischen Plünderung. Dies stimmt mit dem überein, was Laura Nader und Ugo Mattei »den plündernden und illegalen Charakter des Rechtsstaates« nennen, der eine strikt koloniale historische Grundlage hat und sich hinter juristischen Kunstgriffen vertraglicher Fiktionen verbirgt (Mattei/Nader, 2013). Diese Struktur zu verbinden, eine sinnvolle Darstellung dieser Monade zu ermöglichen, ist als politischer Erinnerungsakt fundamental.

In seinem bekannten Text über den »Rassenkampf« führt Michel Foucault an, dass es einen Moment und eine vom liberalen Narrativ übergangene Erzählung gibt, in dem sich die Welt in Sieger:innen und Besiegte einteilt. Foucault sieht diese binäre Aufteilung als Produkt einer Eroberung, einer permanenten Eroberung. In Bezug auf diesen Moment erachtet es Foucault als fundamental,

Chronologie und der historischen Präzision anarchisch und rebellisch« ist (ebd.). Diese Ablehnung bildet die Achse einer ungehorsamen Erinnerung.

zu zeigen, dass die Erfindung der Geschichte und die Erfindung des kantischen Subjekts eine äußerst produktive Erfindung ist. Denn sie löscht aus, dass es eine permanente Eroberung gibt oder zumindest den Versuch einer permanenten Eroberung. Komplizierter wird es noch, wenn wir uns mit dem amerikanischen Territorium befassen. Allerdings war Foucault nie daran interessiert, sich damit zu beschäftigen.<sup>7</sup>

Wenn wir also von Gewalt sprechen, ist die Schlüsselrolle der Erinnerung in Bezug auf die Geschichte epistemisch, da durch sie die Grammatik der Zeit neu strukturiert werden kann. Das heißt eben nicht so sehr aufgrund der möglichen Übereinstimmung, die diese Grammatik zwischen Ereignis und Wahrheit offenbart. Damit will ich sagen: Immer, wenn eine epistemische Funktion postuliert wird, die nur darauf abzielt, die Beziehung zwischen Ereignis und Wahrheit zu *beweisen* – und wenn in dieser Funktion Geschichte und Erinnerung gegeneinandergestellt werden –, verliert zweifellos die Erinnerung. Denn das ihr innewohnende Merkmal ist erfahrungsbezogen (ohne experimentelle Bestimmung) und politisch (die Erinnerung hat nicht den Anspruch, neutral zu sein). Der Ort, der mich hinsichtlich der Erinnerung interessiert, ist epistemisch. Nicht weil er vorgibt, die *Wahrheit* über die Vergangenheit zu sagen, sondern weil er es erlaubt, offenzulegen, dass das Gerüst, welches die Geschichte im Archiv, in den Daten, in den Beweisen und in der Wahrheit verortet, strukturell von den modernen Apparaten inszeniert ist. Diese können sich ihrer Verbindung mit den Prozessen der Eroberung, der Kolonisation und dem Imperium nicht entziehen. Wenn die Schlüsselrolle der Erinnerung aber darin besteht, eine Verbindung zu einer anderen Grammatik der Zeit herzustellen, ist die Erzählung ihr zentrales und unnachgiebiges Werkzeug: Nur die Erzählung, nur die aufgebraute, widerspenstige, ungezähmte Sprache kann verbinden. Zusammen mit diesen Erzählungen ist es unerlässlich, den wieder-

7 Ich beziehe mich im Wesentlichen auf die Vorlesungen vom 28. Januar und 4. Februar 1976 (Foucault 2002). In Rufer, 2018, habe ich den Versuch unternommen, mich mit einer Lektüre Foucaults aus lateinamerikanischer Sicht eingehend mit der Beziehung zwischen Eroberung, Rasse und Kolonialität auseinanderzusetzen.

belebten und konstanten Impuls zu untersuchen, der dem Versuch zugrunde liegt, durch staatliche und institutionelle Handlungen, sowie durch Machtausübung und durch jedwede Machtinstanz, Erzählungen zu unterdrücken.

In Daniela Reas Dokumentarfilm *No sucumbió a la eternidad* (2017) sagt eine der Interviewpartnerinnen, Alicia, an einer Stelle: »Ich suche nicht mehr nach Verschwundenen, jetzt suche ich nach Geschichten.« Ein Höhepunkt im Narrativ, weil er sich den zentralen Willen des Politischen zu eigen macht: den Willen zum Erzählen. Die Rückkehr zum Erzählen. Die verbindende Materie ist die Erzählung, ohne sie kann keine Verbindung zustande kommen. Hier möchte ich etwas betonen: Ein wesentliches Merkmal unserer Zeit ist, dass alles offen liegt. Die Gouvernamentalität des Staates beruht nicht darauf, etwas zu verbergen, auch nicht in Form von Zahlen, von Numeralien ... Es geht nicht unbedingt um das Geheimnis durch das Verbergen: Das Geheimnis steckt vielmehr in der Fülle von Daten, Informationen, in der Empirie. Dass alles offen liegt, *aber es schwierig wird, erzählen zu können*: der Erfahrung einen Sinn zu verleihen.

Mehrere Autor:innen in diesem Band fragen sich, was in der Gesellschaft zu den Fällen von Verschwindenlassen gesagt wird. Nichts. Stille. Es gibt keine Erzählung, es ist schwierig, eine Erzählung herzustellen. In Mexiko sind alle Daten öffentlich: Eiskalte, nicht enden wollende Numeralien von Toten, Verschwundenen, der Freiheit beraubten Menschen. Aber das Tragische an der Verstrickung zwischen faktischen Mächten, Unternehmen, kriminellen Gruppen und (oft nicht auszumachenden) Fraktionen des Staates, das wirklich Entsetzliche an dieser jüngsten Geschichte ist, dass uns als Gemeinschaft, als sozialem Kern, die Möglichkeit genommen wurde, den Geschehnissen *einen Sinn zu geben*.

Wissen, Informationen haben, ist nicht dasselbe wie Bedeutung. In der Tat stehen Information und Bedeutung oft im Gegensatz zueinander. Um etwas Bedeutung zu verleihen, muss es möglich sein, eine Verbindung herzustellen, zu abstrahieren. In diesem Sinne ist die Erinnerung, wie ich sie hier vorschlage, eine Kraft der Souveränität: Nur das, was erkannt und mit Bedeutung versehen wird, kann beherrscht werden. Wir sollten nicht ver-

gessen, dass die ersten Eroberungshandlungen auf amerikanischem Territorium darin bestanden, einen Raum zu benennen, das Terrain militärisch wieder-zu-erkunden und es mit einer Landkarte und einem Text in die Sprache zu holen. Wenn also eine Erzählung das, was Geschichte, Identität und Bruch in einer Gemeinschaft verbindet, neu begründet, dann ist diese Erinnerung für die Machthaber:innen gefährlich. Vielleicht nicht, weil sie eine neue Wahrheit mit einem universellen Anspruch an die Geschichte postuliert, sondern weil sie in der Lage ist, einen in ihr zuvor blockierten Sinn offenzulegen.

Am Anfang des Textes habe ich argumentiert, dass mir sowohl die Formen der Sinnstabilisierung, die Fixierung des Sinns, als auch die stabilisierenden Diskurse Unbehagen bereiten. Des Weiteren halte ich es für elementar, zu verstehen, beziehungsweise zu überlegen, oder uns zu fragen, wie es durch die forensischen Praktiken, von denen Huffschmid spricht – Praktiken, die von unten kommen, von den Familien, von den Suchenden –, zu einer Macht der Restitution kommen kann (von Überresten, von Körpern). Diese Macht darf aber *nicht die Forderungen aufheben*, nicht den politischen Willen zur Anklage und zum Mandat der Neuerzählung abwürgen. Eine der markantesten Taktiken, die die Mächte (in der Regel staatliche Mächte oder wie der Staat agierende Mächte) anwenden, um ihre Souveränität auszudehnen, ist die Figur des »vergifteten Geschenks«: Ich mache dir Zugeständnisse, damit du den Mund hältst; ich gewähre dir Rechte, um deine Macht zu domestizieren; ich erkenne dich an, damit ich dich definieren kann; ich gebe dir deinen Toten zurück, damit du in der Trauer deine Forderung zurückziehst: eine Kannibalisierung der ungehorsamen Wirkungsmacht.

Darin liegt ein entscheidender Punkt: Uns zu fragen, was zu tun ist, damit der Beweis nicht zu einer Form des Abschlusses wird. Eine Sache ist die Restitution als eine Form, das Verhinderte, nämlich die Trauer, die Trauer um diese Körper zu ermöglichen. Etwas anderes ist die Restitution als ein politischer Schlusspunkt in Bezug auf das Vorgefallene, auf seine Kontinuität. Das Geschehene, das unter den Zeiten der Erfahrung begraben ist. In diesem Sinne gilt es, noch etwas zu bedenken. Die Rückgabe der sterblichen Überreste,

die Gedenkstätten für die Opfer und die Gedenkzeremonien dürfen nicht zu Stabilisierungsritualen werden, durch die sich der Staat weiterhin vom Raum des Todes nährt, weiterhin die Souveränität im Namen eines nie zu Ende errichteten Kenotaphs beansprucht.

Hier sollte an einige frühere Verbindungen gedacht werden. Ich glaube, vieles spricht dafür, forensische Praktiken mit den archäologischen Praktiken der Restitution und Zurschaustellung von Körpern und menschlichen Überresten zu verbinden. Denn hier frage ich: Hat dies etwa nichts damit zu tun, wie *Don Alberto* sagen würde? Haben die Verschwundenen von heute, *unsere* Verschwundenen, etwa nichts mit dieser kolonialen nekropolitischen Gewalt zu tun? Ich denke, hier gab es schon immer einen Zusammenhang.

Die koloniale Gewalt spielt dabei eine entscheidende Rolle. Wenn ich von kolonialer Gewalt spreche, meine ich die Gründungsgewalt in unseren Republiken, die republikanischen Armeen, die massenweise töten. Dabei verfolgen sie zwei Hauptziele: Die gezwungenen Körper sollen nicht betrauert werden, niemals. Vielmehr sollen sie Gegenstand einer Erkenntnisteknik sein. Der Eingriff in diese Körper ist elementar: Denken wir an Argentinien, als im September 1884 das La Plata-Museum eingeweiht wurde, ein emblematisches Naturkundemuseum, mit dem sich die physische Anthropologie etablierte. 1884: Vier Jahre nach dem Ende von Julio Argentino Rocas »Wüstenkampagnen«, ein Euphemismus für den von 1879 bis 1880 begangenen Genozid an der indigenen Bevölkerung. Sechs Monate nach dem Ende der Kämpfe reist der Jurist und Ethnograf Estanislao Zeballos (dreimaliger Außenminister des Landes) von Buenos Aires in das patagonische Flachland: Er sammelt die auf freiem Feld verstreuten Leichen ein, gräbt andere aus. Ihre Namen, ihre eigene Erzählung, die territoriale Kontinuität und ihre Zusammengehörigkeit als Volk löscht er aus und überlässt sie taxonomisch zur Ausstellung im Museum. Er macht aus ihnen eine Praxis des Wissens.

Mexiko ist eines der wenigen Länder in Lateinamerika, welches keine Abkommen über die Rückgabe menschlicher Überreste an indigene Gemeinschaften kennt. Argentinien, Bolivien und Kolumbien unternehmen auf diesem Gebiet bedeutsame

Anstrengungen. In Mexiko hingegen ist dieses Phänomen eher im Anfangsstadium. In Mexiko werden die menschlichen Überreste der Indigenen in vielen Museen weiterhin ohne große Veränderungen ausgestellt (als Beispiele seien nur die Museen *Museo de Sitio de Tlatelolco*, *Museo Nacional de Antropología* und *Museo del Templo Mayor* genannt). In ihrer vor kurzem fertiggestellten Masterarbeit stellt sich Paulina Álvarez (2019) die Frage, was es mit der folgenden Verbindung staatlicher Funktionen auf sich hat: Einerseits lässt der Staat verschwinden, gibt die Suche auf, oder wie Marcela Turati es mit »das Terrain verschlammen« ausdrückt, lässt es nicht zu, Verbindungen herzustellen, etwas zu erfahren, verliert Spuren, gibt vor, selbst Spuren zu verlieren, rechtfertigt das Verschwinden, sucht nicht und ist überfordert. Andererseits ist da die andere staatliche Funktion der Geburt der Republik, die auf einem souveränen Verschwinden beruht, die die Trauer für sich vereinbart, um sich ein durch Taxidermie manipuliertes Wissen anzueignen, das in der Ausstellung verdinglicht wird. Dies sind die profitabelsten Praktiken der Staatlichkeit: Der Staat wird unleserlich, er wird undurchsichtig, und diese Undurchsichtigkeit lässt die Macht unbeschränkt agieren. Auch weil sie sich der Möglichkeit, beobachtet zu werden, entzieht (Das 2006).

Ich bin der Auffassung, es ist unerlässlich, in unseren Territorien diese miteinander verflochtenen Erinnerungshandlungen mit der Variable *raza*<sup>8</sup> zu analysieren. Zudem bin ich davon überzeugt, dass Rassismus ein zentrales Thema ist, um diese fehlende

8 *raza*, dt. »Rasse«: Aus dem Spanischen und Portugiesischen übersetzte Beiträge in diesem Band (insbesondere Rita Segato und Dina Alves) beziehen sich mit *raza* auf eine soziale Konstruktion, das heißt, auf einen Begriff, für den es keine wissenschaftlich begründete Basis gibt, der aber in der Auseinandersetzung mit der Geschichte der Eroberung in Lateinamerika eine wichtige Rolle spielt. Da Rassismus zur Einführung der Kategorie »Rasse« führte und nicht vermeintliche »Rassen« von Menschen den Rassismus hervorbrachten, ist die Verwendung des Begriffs rassistisch. Da wir dennoch Worte brauchen, um über Rassismus zu sprechen, wird im vorliegenden Sammelband in Abgrenzung zum deutschen Begriff der »Rasse« mit seiner nationalsozialistischen und antisemitischen Konnotation, der spanische Begriff *raza* beibehalten und in den Texten deutscher Autor:innen *race* verwendet. [Anmerk. d. Übers.]

Verbindung zu verstehen, zu verstehen, was Anne Huffschmid einmal als Frage formuliert hat: Kann heute jede:r in Mexiko verschwinden? Wahrscheinlich ja, aber die Körper, die das schwarze Loch des Verschwindens verschlingt, haben unverhältnismäßig oft ein spezifisches Merkmal: es sind nicht-*weiße* Körper. Und weiter gefragt: Was verbirgt sich hinter dieser Idee vieler Betroffener, wenn sie sagen, »ich dachte, das würde mir nie passieren«? Ich denke, ein wesentlicher Teil der Antwort liegt in Rita Segatos (2007) Lesart von »Rasse« als Zeichen: Diese Körper tragen auf der Oberfläche ihrer Haut den Stempel einer konstitutiven und sukzessiven Niederlage. Darüber muss ernsthaft nachgedacht werden, um mit der Erinnerung als Verbindung arbeiten zu können. Generell ist der Körper einer verschwundenen Person nicht irgendein Körper. Wenn wir uns mit Genoziden, Massakern befassen, ohne uns dabei klarzumachen, wie diese Gewalt mit der internationalen Arbeitsteilung und der imperialen Differenz zusammenhängt, bleibt ein grundlegender Aspekt unberücksichtigt, und zwar die Kolonialität. Wir können zum Beispiel gutheißen, dass das deutsche Grundgesetz die Menschenwürde als Grundsatz anerkennt. Jedoch müssen wir dabei bedenken, dass »Menschlichkeit« kein neutraler Begriff ist. Von Frantz Fanon haben wir gelernt, dass es in unseren Kontinenten (Lateinamerika, Afrika) *zurückgebliebene Menschen* gibt, »wir sind zu spät« bei der Idee der Menschlichkeit angekommen (Fanon 2009). Als diese Menschen, die wir sind – und es sei daran erinnert, dass Fanon dies zu einer Zeit schrieb, als der Menschenrechtsdiskurs noch völlig neu war –, werden wir stets als diejenigen behandelt (von internationalen Finanzierungsagenturen, von staatlichen Entwicklungsplänen, von der internationalen Presse und so weiter), denen »noch etwas fehlt«, um den Ansprüchen der Menschlichkeit zu genügen. Heute wird dies in wirkmächtige Fiktionen von Staatsbürgerschaft und »zu schützenden« Bevölkerungsgruppen verpackt. Diese Fiktionen beruhen auf einem Imaginären des Mangels, der Unvollständigkeit. Darüber hinaus schaffen sie auch eine Art von zivilisatorischer Barmherzigkeit des globalen Nordens, und insbesondere eines hyperrealen Europas: Sie sollen uns helfen, uns an den Ort der Vollständigkeit zu bringen.

Meiner Meinung nach ist es ausschlaggebend, diesen Punkt zu verstehen. Denn wir reden hier nicht über *Anomalien* eines Landes, in dem pathologische und außergewöhnliche Dinge geschehen. Es handelt sich auch nicht um einen »gescheiterten Staat«: Es ist an der Zeit, diesen Begriff zu verwerfen. Letztlich ist es die der Moderne zugrunde liegende Idee und das sie begründende Narrativ als Geschichte, die uns glauben machen sollen, das Geschehene sei als außergewöhnlich und vom Scheitern geprägt, als para-institutionell zu beurteilen: Ein Riss in den Konventionen der Moderne, die auf dieser südlichen Seite der Welt nie richtig erlernt worden sind. Walter Benjamin hat uns allerdings gezeigt, dass die Ausnahme die Regel ist: Wir leben in einem permanenten Ausnahmezustand. Die zentrale Aufgabe ist, wie dies politisch zu erzählen ist, um in den »immer gleichen Text« einzugreifen. Weder Mexiko, noch El Salvador, noch Kolumbien oder Brasilien sind gescheiterte Staaten. Es sind Staaten, die darauf ausgerichtet sind, das Geschehene entsprechend zu produzieren, um nichts anderes handelt es sich. Die Staaten dienen in der manchmal diffusen Gemengelage aus Unternehmen, kriminellen Organisationen und staatlichen Strukturen als Vehikel. Das Gescheiterte legitimiert ein vermeintlich funktionierendes Modell, ohne empirische Dichte. Dieses Modell wird zur Handlung, die das Imaginäre der kolonialen zivilisatorischen Barmherzigkeit ermöglicht. Die Geschichte der letzten 500 Jahre in Amerika wird gemeinhin anhand eines ideologischen Apparates erzählt, der das teleologische Modell, das empirisch Gescheiterte und die Barmherzigkeit des »Großen Anderen« kombiniert.

### **Abschließende Überlegungen**

Zum Schluss stelle ich kurz dar, was nach meiner Lesart Erinnerung nicht ist.

1. Sie ist nicht nur Vergangenheit oder Andenken. Ich spreche lieber von verhinderten Verbindungen.
2. Sie darf kein Mandat sein. Marc Augé (1998) hat ein Argument vorgebracht, das ich überzeugend finde: Wir müssen bedenken, dass es neben der gesellschaftlichen Pflicht zur Erinnerung auch ein individuelles Recht auf Vergessen geben

muss. Erinnern darf kein Mandat sein, denn dadurch wird es routiniert und domestiziert.

3. Erinnerung ist keine Fähigkeit. Das mag sie in der Psychologie sein. Aber diese Sichtweise muss revidiert werden, wenn wir über die gesellschaftliche Wirkungsmacht der Erinnerung sprechen. In diesem Fall ist es keine individuelle Fähigkeit, sondern eine politische Entscheidung, die zudem auf einem Dissens beruht.
4. Weder ergänzt sie Geschichte noch ist sie ihr epistemologisches Gegenstück: Sie demontiert die Geschichte und entblößt das Provinzielle, die Kontingenz des Geschichtsdiskurses.
5. Sie ist nicht pädagogisch. Ich glaube nicht an den pädagogischen Impuls der Erinnerung. Die Erinnerung sollte auf die eine oder andere Weise unbequem sein und sich als Bedeutungshorizont konstituieren. Sie ist keine Pädagogik »der öffentlichen Agenda« im Sinne der Errichtung von Gedenkstätten, Museen und Räumen der Verdinglichung. Im Allgemeinen verschließen solche Räume die neuartige Kraft der Erinnerung. Ich denke, das ist ein gravierendes Problem der öffentlichen Erinnerungsagenden.
6. Sie ist nicht Identität. Die Verwechslung von Erinnerung und Identität kommt dem Staat und dem Bestreben, seine Souveränität durch Kulturpolitik auszuweiten, äußerst entgegen.
7. Sie ist kein Vermächtnis. Es ist beeindruckend, wie zum Beispiel in Mexiko die Momente empirisch zurückverfolgt werden können, in denen bestimmte zu Bewegungen gewordene Gemeinschaften forderten, von Erinnerung zu sprechen, um davon ausgehend kollektive Synergien zu schaffen. Und der Staat schlug über das Nationale Institut für Anthropologie und Geschichte verschiedene Agenden der Patrimonialisierung vor. Orte, Gebäude, Räume, in denen Gewalt, Rituale und so weiter stattgefunden haben, zu vereinnahmen. Das bereits erwähnte »Vermischen« beziehungsweise im Sinne von Turati »das Terrain verschlammen«. Eine kannibalische Art und Weise, die Gemeinschaftsaktionen zur Erinnerung mittels eines mächtigen Sinnangebotes seitens des Staates zu

entpolitisieren. Ein Angebot, das auf einem vergifteten Geschenk beruht: Ihnen wird die Möglichkeit gewährt, über das Erbe zu sprechen. Eine Möglichkeit, die gleichzeitig durch den sprachlichen Umgang mit diesem Begriff, die in ihm verkörperte feierliche Inszenierung, die Verstrickung mit den nationalen Fundamenten, durch den einzigen zugestandenen Bezug für die Erzählung verschlossen bleibt: Identität, Stolz, Reliquie, aber nicht Bruch, Gewalt oder Verlust.

8. Mein letzter Punkt: Sie ist weder Versöhnung noch Befriedung. Erinnerungshandlungen als politische Anlässe folgen nicht einem a priori vom Souverän gesetzten Ziel (das heißt, es gibt kein Erinnern, um die Gemeinschaft zu versöhnen, zu verzeihen, die Territorien zu befrieden und so weiter). Der Wille zum Erinnern, wie ich ihn in diesem Text zur Diskussion stelle, bedeutet grundsätzlich offen sein: Ein Wille, der die Sinne öffnet, der nicht spekulativ, funktional oder programmatisch ist. Es geht um die Produktion von Narrativen, die durch die Verbindung von Vorgängen, die unverknüpfbar schienen, die Sinne für kollektive Erfahrungen öffnen und sich domestizierenden Impulsen widersetzen. Diese Impulse, die in den kontraktualistischen Fiktionen (der Staatsbürger:innenschaft oder der nationalen Geschichte) von Identitäts- und Anerkennungsdiskursen zu finden sind, verhindern es, die Strukturen der Rassialisierung, die anhaltenden Plünderungsmuster und den Zusammenhang zwischen begründender und gegenwärtiger Gewalt sichtbar zu machen.

*Übersetzung aus dem Spanischen von Dorothea Hemmerling*

## Literatur

- Alvarez, Paulina (2019). *Tres niños para la memoria. Arqueología, exhibición y poder en los Niños del Llullaillaco, Salta, Argentina*. Masterarbeit in Kommunikation und Politik, Universidad Autónoma Metropolitana-Xochimilco, México, unveröffentlicht.
- Añón, Valeria und Mario Rufer (2018). »Lo colonial como silencio, la conquista como tabú: reflexiones en tiempo presente«. In: *Tabula Rasa*, 29, 107–131. Doi: <https://doi.org/10.25058/20112742.n29.o6>

- Augé, Marc (1998). *Las formas del olvido*, Barcelona: Gedisa
- Bajtin, Mijail (1982). *Estética de la creación verbal*, México: Siglo XXI.
- Catelli, Laura (2020). *Arqueologías del mestizaje. Colonialismo y racialización*, Temuco: UFRO University Press – CLACSO.
- Das, Veena (2004). »The signature of the state. The paradox of illegibility«, in: Das, Veena; Poole, Deborah (Hg.). *Anthropology in the margins of the state*. Santa Fe: School of American Research Press.
- Didi-Huberman, Georges (2008). *Ante el tiempo. Historia del arte y anacronismo de las imágenes*. Buenos Aires: Adriana Hidalgo Editora.
- Fanon, Frantz (2009). *Piel negra, máscaras blancas*. Madrid: Akal [1952].
- Foucault, Michel (2002). *Defender la sociedad*. México: Fondo de Cultura Económica.
- Hall, Stuart (2010). »El trabajo de la representación«. In: Restrepo, Eduardo et al. (Hg). *Sin garantías. Problemáticas y trayectorias en estudios culturales*, Bogotá: Pontificia Universidad Javeriana.
- Mattei, Ugo; Nader, Laura (2013). *Saqueo. Cuando el estado de derecho es ilegal*, Lima: Palestra.
- Pratt, Mary Louise (2008). »In the Neocolony: Destiny, Destination and the Traffic in Meaning«, in: Mabel Moraña, E. Dussel y C. Jáuregui (Hg). *Coloniality at large. Latin America and the Postcolonial Debate* (459-477). Durham: Duke University Press.
- Renan, Ernest (2010). »¿Qué es una nación?«, in: Bhabha, Homi (Hg.). *Nación y narración. Entre la ilusión de una identidad y las diferencias culturales*. Buenos Aires: Siglo XXI. (21-38), [1882].
- Rufer, Mario (2012). »Politics of Memory«. InterAmerican Wiki: Terms – Concepts – Critical Perspectives, [www.uni-bielefeld.de/cias/wiki/p\\_Politics\\_of\\_Memory.html](http://www.uni-bielefeld.de/cias/wiki/p_Politics_of_Memory.html).
- Rufer, Mario (2018). »La raza como efecto estructural de conquista. Una hipótesis de trabajo«. In: *Lo complejo y lo transparente. Investigación transdisciplinaria en ciencias sociales* (101-128), Hg: Eva Alcántara, Yissel Arce und Rodrigo Parrini, México: UAM-Imagia.
- Rufer, Mario (2020). »El perpetuo conjuro: tiempo, colonialidad y repetición en la escritura de la historia«. In: *Historia y memoria*, (número especial), 271-306.
- Schmucler, Héctor (2000). »Las exigencias de la memoria«. In: *Punto de Vista*, 68, Dezember, (5-8).
- Segato, Rita (2007). »Raza es signo«. In: *La nación y sus otros*, Buenos Aires: Prometeo.
- Taussig, Michael (1997). *Chamanismo, colonialismo y el hombre salvaje*. Bogotá: Norma.
- Trouillot, Michel Rolph (1995). *Silencing the past. Power and the Production of History*. Boston: Beacon Press.
- Valko, Marcelo (2018). *Pedagogía de la desmemoria. Crónicas y estrategias de un genocidio invisible*. Buenos Aires: Sudamericana.

## Erzählbarmachung

### *Bildhandeln und forensische Imagination*

#### **Vorüberlegungen**

Gewalt ist nicht ohne weiteres erzählbar.

Die Gegenwart ist nicht ohne weiteres erinnerbar, erst recht kann man ihr nicht gedenken.

Es braucht Abstand – zur Gewalt, zur Gegenwart – zum Erzählen und Erinnern.

Ästhetische Arbeit kann einen solchen Abstand unter Umständen herstellen.

Wenn die Gegenwart von Gewalt eingenebelt ist, dann geht es nicht primär um Erinnerung, und erst recht nicht um Gedenkkultur, sondern um Seh- und Vorstellungsvermögen, also um Arbeit an der Imagination.

Eine forensische Perspektive, die materielle Spuren fokussiert und somit auf Materialisierung setzt, kann dabei hilfreich sein. Es geht darum, das Materielle mit dem Immateriellen der Gewalt zu verflechten, das Spezifische mit dem Allgemeinen, das Mikroskopische mit größeren Maßstäben.

Dieser Text versammelt Überlegungen aus der Arbeit an audiovisuellen Erzählungen zu Gewaltlandschaften in Mexiko und anderen Teilen Lateinamerikas. Der Dokumentarfilm *Persistencia*, die Webdokumentation *Forensic Landscapes* und der Kurzfilm *Dato Sensible*<sup>1</sup> erzählen davon, wie Menschenvernichtung sich – buch-

1 Der Text bezieht sich vor allem auf die Arbeit an *Persistencia* (54 Min., Anne Huffs Schmid, Jan-Holger Hennies, 2019) und an *Forensic Landscapes* (Anne Huffs Schmid, Pablo Martínez Zarate, 2020, zugänglich unter: [www.forensiclandscapes.com](http://www.forensiclandscapes.com) [Zugriff 11.1.2022]). *Dato sensible* (16 Min., Anne Huffs Schmid, Alfonso Díaz Tovar, 2020) wurde im Rahmen des CALAS-Stipendiums der Autorin Ende 2020 fertig gestellt und experimentiert mit der

stäblich – in die Landschaften einschreibt, aber auch, wie Menschen sich dieser ›ontologischen Gewalt‹ des Verschwindens als Auslöschung widersetzen. »Forensischer Widerstand« habe ich das genannt, und damit ist nicht nur die Arbeit der Menschenrechtsforensiker:innen, sondern auch so etwas wie forensische Selbstermächtigung gemeint.

Dabei geht es um das Wissen der Sinne, der Bilder und Diskurse, um Erfahrung und Lesbarmachung. Wie können wir uns dem Inneren der Gewalt nähern, ohne ihrer Sogkraft und Inszenierung zu erliegen – und ohne vor dem Diktum ihrer Unvor- und Darstellbarkeit zu kapitulieren? Wie lässt sich Gewalt erfahrbar machen, ohne sie zu banalisieren oder zu folklorisieren? Was kann »Sensibilisierung« jenseits von Betroffenheitskitsch bedeuten? Und (wie) lassen sich sensorische und emotionale Zugänge mit analytischem Verstehen kombinieren?

### **Grenzüberschreitungen**

Seit einiger Zeit forsche ich darüber, wie Forensiker:innen in Lateinamerika sich dem Verschwindenlassen widersetzen. Mitte der 1980er Jahre begannen forensische Anthropolog:innen in Argentinien die von der Junta Verscharften gezielt zu suchen und gefundene Überreste zu identifizieren. Ihre Arbeit geht seither als Modell einer den Menschenrechten verpflichteten Forensik um die Welt – deren Botschaft vor allem ist, dass es grundsätzlich *möglich* ist, Verschwundene in die Welt zurückzuholen und auch namenlosen Überresten ihre Namen zurückzugeben, beide also wieder zu sozialen Wesen zu machen, selbst wenn es nur als Tote ist.

Welche Art von Gewalt zum gewaltsamen Verschwinden der Menschen führt, unterscheidet sich teils erheblich: ob unter dem Vorzeichen politischer Repression oder militärischer Aufstandsbekämpfung, wie seinerzeit in Süd- oder Mittelamerika, ob im Kontext der militarisierten Konkurrenz krimineller Ökonomien wie heute in Mexiko, oder auch, mit Blick auf die im Mittelmeer

Gegenüberstellung von abstrakten Luftaufnahmen und sensorischen Texturen, Verfremdungseffekten und Soundlandschaften (zugänglich unter [https://youtu.be/BdJmDIKMs\\_A](https://youtu.be/BdJmDIKMs_A) [Zugriff 11. 1. 2022]).

Ertrunkenen, durch die Abschottung der europäischen Außengrenzen. Was bleibt, ist für zurückbleibende Familien der unerträgliche Schwebezustand des ›nicht tot nicht lebendig‹, der Abschied unmöglich macht und das Weiterleben schwierig. An dieser ›Schwelle‹, so der Titel einer Studie der argentinischen Forensikerin Celeste Perosino (2012), bewegen sich forensische Expert:innen, wenn sie versuchen, die Verschwundenen, wenn schon nicht lebendig, so wenigstens leibhaftig werden zu lassen. Dafür müssen sie Grenzen überschreiten, sich zu den Toten und Verscharren begeben, Gräber und Wunden aufreißen.<sup>2</sup>

Das forensische Handeln interessiert mich vor allem als Widerstehen gegen den zähen Sog der Wahrscheinlichkeiten, gegen Trägheit oder Resignation. Es ist angetrieben vom Beharren darauf, dass die Überreste irgendwo sein *müssen*, dass es sich bei den Knochenstücken immer noch um Teile von Menschen handelt und von der Überzeugung, dass noch diese Überreste so etwas wie Menschenrechte haben, für die es einzustehen gilt. Mit diesem Credo hatte mich Celeste Perosino schon vor Jahren in den Bann gezogen. Denn es eröffnet ein wahrlich weites Feld: Fordern die namenlosen Toten womöglich etwas von uns Lebenden? Wollen sie beim Namen genannt werden, ihre zerstückelten Körper vervollständigt sehen? Wie kann einer solchen Idee visuell Rechnung getragen werden, ohne in Mystizismus, Esoterik oder gar ins Zombihafte abzugleiten?

Seit ein paar Jahren nun operieren nicht nur Forensiker:innen sondern auch Gewaltbetroffene in diesem Grenzbereich. In Mexiko kam es nach der Entführung der 43 Studenten von Ayotzinapa und den damit verbundenen Suchmanövern, die zwar nicht die Entführten aber eine Reihe von Massengräbern zutage förderten, zu einer neuartigen Form quasi-forensischer Mobilisierung. Mütter und andere Angehörige von Verschwundenen begannen die Suche nach ihren Liebsten im Angesicht eines unwilligen und weithin diskreditierten Staates nun selber in die Hände zu nehmen. Auch diese sogenannten *Buscadores*<sup>3</sup> stellen eine Grenzüberschreitung

2 Vgl. dazu Huffs Schmid 2015a und 2015b.

3 Vgl. dazu Huffs Schmid 2019a und 2020.

und damit eine Herausforderung fürs Erzählen dar. Ihr Suchen lässt sich womöglich als eine Form des Erinnerns, aber nur im Sinne einer Vergegenwärtigung verstehen: die Gegenwart freilegen.

### **Bildhandeln an der Grenze**

Dass Terror eine diskursive und kommunikative Funktion hat, ist weithin bekannt. Die Botschaft lautet, dass man zur Auslöschung von Menschen noch jenseits ihres Sterbens in der Lage sei und sie ihres Menschseins berauben könne. Dafür spielen Bilder und auch die Frage nach deren Grenzen in zweierlei Hinsicht eine zentrale Rolle. Gefoltert und exekutiert wird, gerade in Zeiten digitaler Reproduzierbarkeit, immer häufiger vor der bzw. für die Kamera. Verstümmelte und entmenschlichte Körper werden in nekrotheatraler Manier, wie Ileana Diéguez (2016) es nennt, inszeniert und eben diese Bilder dann als Nachweis dieser Potenz, das Leben nach dem Sterben auszulöschen, über verfügbare Kanäle in Umlauf gebracht. Sich dieser nekropolitisch motivierten Bildpolitik zu entziehen, scheint mir eine Selbstverständlichkeit.

Die zweite Bildgrenze hat mit dem Bildloch des Verschwindens zu tun, das einen Krater ins Leben von Betroffenen schlägt, derjenigen, die aus ihrem Alltag gerissen werden und denen, die am Abgrund dieses Nicht-mehr-Daseins bleiben. Man kann nicht folgen in diesen Krater, man weiß nichts von dem, was in seinem Innern passiert. Dies gilt natürlich auch für den Tod, der immer unvorstellbar bleibt. Aber, und das ist der entscheidende Unterschied, der Krater des Verschwindens entfaltet eine gewaltige Sogwirkung, darin einem schwarzen Loch gleich: Es ist eine außerhalb des Sichtfeldes und der Wahrnehmungsschwelle operierende, aber nichtsdestotrotz wirkmächtige Materie, die Naturgesetze wie die Schwerkraft oder den Lebenszyklus außer Kraft zu setzen scheint.

Wie alle Menschen haben gewaltsam Verschwundene einen Lebensanfang, aber eben kein Lebensende. Sie mutieren zu »dunkler Materie«, ein Bild der Astrophysik, das der argentinische Forensiker Maco Somigliana (2012) in einem Aufsatz über lateinamerikanische Menschenrechtsforensik aufgreift. Die »ontologische Gewalt« (Cavarero 2009) des Verschwindens produziert also wirkmächtige Bildlosigkeit und »Ent-Imagination« (*des-imagination*), wie Georges

Didi-Huberman (2007: 38) mit Blick auf die Vernichtungsmaschine des deutschen Faschismus feststellte.

Ein solches schwarzes Loch präsentiert sich physikalisch wie psychisch als unentrinnbarer Schlund. Eben darin liegt die Herausforderung: Wie soll man von ihm erzählen, ohne selbst seinem Sog zu erliegen? Ohne blind zu werden, ohne aber auch seine Allmacht zu reproduzieren? Denkbar ist das wohl nur, indem man von den Rändern berichtet, an denen sich diejenigen bewegen, die den Bann durchbrechen wollen und das Verschwundene re-materialisieren. Doch inwiefern ist das möglich?

Von der Herausforderung und zugleich Unmöglichkeit, gegen den schwarzen Schlund der Sklaverei anzuschreiben, berichtet Saidiya Hartman (2008). Noch jenseits der physischen Menschenvernichtung an Tatorten wie der Galeere oder der Plantage konstatiert sie eine epistemische Gewalt, da in den Archiven der Menschheitsgeschichte weder das Tatgeschehen noch das Menschsein der Vernichteten gespeichert und überliefert sind. Am Beispiel einer imaginären Szene von zwei versklavten Afrikanerinnen auf einer Galeere, die die Tortur der jeweils anderen hätten bezeugen können, diskutiert sie die Möglichkeit, die Entmenschlichung dieser Frauen mit literarischen Mitteln zu konterkarieren: also eine Generenzählung in die Welt zu bringen. Dies aber bleibe, so Hartman, letztlich eine »unmögliche Geschichte« (2008: 6). Von den Frauen sei keinerlei Spur geblieben und es habe auch sonst niemanden gegeben, der sie betrachtet oder ihnen zugehört habe und davon hätte Zeugnis ablegen können. Statt diese Lücke nun mit fiktiven Geschichten zu füllen, was einem Bedürfnis nach Tröstung entspreche, plädiert die Autorin für literarische Strategien, die Lücke kenntlich zu machen, »to respect the limits of what cannot be known« (dies.: 4). Für eine Kulturgeschichte der Versklavten brauche es Narrative, die zwar das Archiv überschreiten, aber nicht mittels Fiktionalisierung. Eher gehe es darum, so etwas wie *black noise* zu erzeugen.

Gemeint ist sowohl die, eben auch phonetische, Materialität des Sich-Widersetzens und Trotzdem-Lebens (Moten 2003) wie auch die verstörende Einsicht, dass dieses *lärmende* Leben zumeist erst im Moment seiner körperlichen Vernichtung in unser Blick-

feld rückt. *Dafür* gilt es, eine Sprache zu finden, als »impossible writing which attempts to say that which resists being said« (Hartman 2008: 12). Dieses »unmögliche Schreiben« setzt also nicht im klassischen Sinne auf Sichtbarmachung, sondern erprobt andere Formen der Materialisierung des Ausgelöschten. Hier könnte eine Verwandtschaft liegen zum Versuch eines *audiovisuellen Schreibens* des Verschwinden(lassen)s: von der Materialität des Geschehens ausgehend, Formen von visual *noise* zu erzeugen.

### **Körper**

Wir alle sind es gewohnt, Gewaltbetroffene vor allem als Leidende und Verzweifelte gezeigt zu bekommen. Selten als Handelnde oder gar als Nachdenkende, die ihre Souveränität zurückgewinnen, in dem sie tätig werden und darüber sprechen. In der filmischen Erzählung möchte ich dieses Tätigwerden als Selbstermächtigung kenntlich machen, ohne es zugleich zu romantisieren oder gar zu heroisieren. So entscheiden wir im Prozess der Edition, auf eine Nacherzählung der Gewalt, etwa die Umstände der Verschleppung ihrer Angehörigen, und sogar auf eine Würdigung der Verschleppten zu verzichten. Wir fokussieren hingegen auf das Tun und auf die Kommentierung dieses Tuns. Umgekehrt werden auch die Forensiker:innen an den Grenzen ihres Tuns und Könnens gezeigt, in ihren Dilemmata und Obsessionen. Alle sollen sie ästhetisch und narrativ möglichst gleichbehandelt werden, weniger als *talking heads* denn als *talking bodies*, als Suchende, Handelnde, Wissende.

Tatsächlich ist der Arbeit in diesen Grenzbereichen eine gewisse Besessenheit zu eigen, die mir im Lauf der Jahre immer wieder aufgefallen ist. Es ist das sture Beharren von Forensiker:innen wie *Buscadores* darauf, dass das hochgradig Unwahrscheinliche grundsätzlich möglich sei: nämlich in der schier endlosen Weite von Landschaften einen toten Körper oder zerstückelte oder geschredderte Überreste zu finden, zu bergen, diese Menschenreste einem Gentest zu unterziehen, dieses Genprofil dem eines lebenden Familienangehörigen zuzuordnen und die Überreste damit zu identifizieren: den Körper also nicht nur als Mensch, sondern auch als Bürger oder Bürgerin kenntlich zu machen.

Dieses Beharren hat seine visuelle und szenische Entsprechung in nicht selten surreal, bizarr oder grotesk anmutenden Situationen und Szenerien: Menschen, die an Metallstangen schnüffeln, im Wüstensand nach Knochenstückchen stochern oder Schädelstücke mit einer Zahnbürste schrubben. Wie erzählt man davon ohne Folklore und ohne Pathologisierung, ohne Gegenüberstellung von Wissen und Wahnsinn, Ratio oder Irrationalität? Forensiker:innen und Familienangehörige verbindet mehr als sie zu trennen scheint. Dem Suchen der *Buscadores*, so verzweifelt oder abgründig es zuweilen anmuten mag, liegt eine spezifische Rationalität zugrunde. Und ein scheinbar so rational abgestecktes Handlungsfeld wie die forensische Wissenschaft, insbesondere die körperlose Genetik, hat durchaus auch mit Glauben, Fühlen und Imagination zu tun.

### **Landschaften**

Die beiden Landschaften, die zu Protagonistinnen unserer Filmhandlung wurden, sind in der Gewaltgeographie Mexikos konkret verortete Räume. Zum einen ein an der Golfküste von Veracruz gelegenes Gelände, auf dem eine lokale Gruppe von Müttern im Sommer 2016 ein klandestines Leichendepot entdeckte und in dem sie bei selbstorganisierten Grabungen im Lauf von drei Jahren die Überreste von mindestens 300 Menschen barg. Zum anderen die Wüste um die an der Nordgrenze Mexikos gelegene Stadt Torreón im Bundesstaat Coahuila, in der gleichfalls eine Gruppe von Angehörigen seit 2015 Woche für Woche Abertausende verstreuter Knochenteilchen einsammelt. Ihr Tun trägt nicht nur Berge von kleinsten Knochenstückchen zusammen, es beweist zugleich die Existenz sogenannter »Vernichtungszonen«.

In beiden Zonen waren je verschiedene Modi der Menschenvernichtung am Werk: hier das heimliche Verscharren von Ermordeten in schwarzen Mülltüten in dem schwer zugänglichen Sandfeld von Veracruz, dort die Verbrennung und Schredderung toter Körper und ihre Zerstreung im Wüstensand von Coahuila. Beide Modalitäten wurden durch die selbstorganisierten Suchmanöver überhaupt erst offengelegt und skandalisiert. Und wie mir erst im Nachhinein klar wird: In beiden Fällen hatten wir es mit je spezifischen Bild- und Vorstellungsgrenzen zu tun.

Bei dem Geheimfriedhof von Veracruz sehen und filmen wir bei keiner unserer Feldaufenthalte die eigentliche Exhumierungsarbeit. Mein anfängliches somatisches Dilemma – dass ich kaum in der Lage sein würde, verrottende Menschenreste tatsächlich zu sehen – wurde uns schon bei unserer ersten Reise ins Feld vom lokalen Mütterkollektiv abgenommen, als man uns kategorisch jede Aufzeichnung an den Gruben untersagte. Was als Bildregulierung diskussionswürdig erscheinen mag – wem gehören letztlich die Bildrechte an diesen Orten und Körpern? – lässt sich zugleich, und dafür entscheide ich mich, als Bemühen um visuelle Souveränität deuten: die Bilder in Schach zu halten.

In der Wüste hingegen sind wir, und zwar buchstäblich, auf Schritt und Tritt mit den für uns Laien gar nicht unterscheidbaren Menschenresten konfrontiert, auf die uns die Expert:innen der Suchbrigade regelmäßig aufmerksam machen. Doch sind diese Teilchen, die oft wie Goldnuggets aus dem Sand herausgesiebt werden, so sehr jeder menschlichen Form entkleidet, dass sie keinerlei Anker für bildliche Vorstellung bieten.

Beide Räume sind Kontaktzonen mit Manövern der Menschenvernichtung, deren materielle Spuren der vollständigen Auslöschung jedoch widerstehen. Ich hatte dafür den Begriff der »forensischen Landschaft« entwickelt. Jenseits der klassischen Unterscheidungen zwischen Landschaft als Natur, als Produkt der Kontemplation oder auch als rein kulturelle Konstruktion (Ingold 1993) meine ich *Landschaft* hier zunächst als Handlungsraum, der sich durch spezifische Materialitäten und durch die sich in ihn einschreibenden Handlungen herausbildet und formt, aber (damit) immer auch ein Raum des Imaginären ist. Mit der Adjektivierung als *forensisch* geht es mir um die grundlegende Ambivalenz dieser Gewalt Räume: Sie sind als Tatorte Szenarien der radikalen Entmenschlichung, in denen mittels forensischer Interventionen zugleich um Rehumanisierung gerungen wird.

In der filmischen Annäherung sollen diese ambivalenten Landschaften möglichst selbst zu Wort kommen. Nicht als metaphorische Projektionsfläche oder leere Kulisse, sondern als jeweils spezifische und zugleich offene Räume, die zum Nachspüren, Denken und Assoziieren verleiten. Die Zeit lassen zum Innehalten und Durch-

atmen und die – als gleichsam *erweiterte* Landschaften – unsere Vorstellungskraft weiten.

### **Forensik als Erzählung und ästhetisches Verfahren?**

Unter *forensic turn* versteht man sehr allgemein gesprochen die Hinwendung zur materiellen Grundierung von Massengewalt, also die »epistemische Wende hin zu Körpern und Gegenständen« (Dziuban 2017: 19) bei der Rekonstruktion, Erinnerung und Bearbeitung von systematischer und massenhafter Gewalt. Das ist etwa für die Aufarbeitung des deutschen Faschismus keineswegs selbstverständlich. Exhumierende Ausgrabungen von Opfern der deutschen Menschenvernichtung galten insbesondere in den jüdischen Gemeinden als Sakrileg. Für die Nürnberger Prozesse war die Fülle der dokumentarischen Beweise und nicht etwa die materielle Evidenz ausschlaggebend (dies.: 17). Körpergebundene Spuren der Vernichtung waren für die affektive Aufladung der Prozesse wichtig, nicht aber für die juristische Argumentation.

Zudem wird die forensische Wende im Kontext von Holocaust- und Genozid-Forschung bis heute durchaus kritisch diskutiert. Zum einen haben Holocaust-Leugner sich in ihren bizarren Argumentationsmanövern immer wieder auf materielle »Beweisführungen« gestützt – etwa indem die Vernichtungstechnik der Gaskammern anhand baulicher Eigenheiten in Zweifel gezogen wurde – und diese daher für längere Zeit diskreditiert. Zum anderen warnen Kritiker:innen dieser forensischen Wende vor einer Relativierung von Zeug:innenaussagen, also der Zurücksetzung von Überlebenden zugunsten einer an Gegenständen orientierten Beweisführung. Meine Erkundungen im Feld der lateinamerikanischen Menschenrechtsforensik weisen darauf hin, dass die materielle Spur das von Überlebenden Bezeugte in der öffentlichen Wahrnehmung eher aufwertet denn zurücksetzt: Was vorher »nur Worte« waren, wie uns der guatemalteke Forensiker Erwin Melgar sagte, wurde mit den Exhumierungen zur »Evidenz«.

Das Forensische ist in einem Kontext wie dem Verschwindenlassen zunächst vor allem eine Suchbewegung: nach menschlichen Überresten, nach DNA-Profilen und Verbindungen zwischen Namen und Körperresten, und auch nach Indizien für Täter:innen

und Tathergänge. Nicht als lineare Bewegung, eher als andauerndes Hin und Her zwischen körperlosen Gesuchten und namenlosen Gefundenen, zwischen Einzelteilen und Zusammenhängen. Über diese spezifische Wissensproduktion hinaus, die in wissenschaftlichen und gerichtlichen Szenarien ihre Wirkmacht entfaltet, lässt sich das Forensische auch als diskursive Intervention lesen, die staatlich legitimierte Wahrheitsdiskurse herausfordert und die politische Praxis einer *Counterforensics* (Weizman 2014: 14) begründet.

Schließlich bergen forensische Verfahren ein narratives Potenzial. Sie verweben materielle Spuren in Körpern, Gegenständen oder Landschaften zu größeren Stories, setzen also verstreute Fragmente zu etwas ›größerem Ganzen‹ zusammen – sei es ein Mensch, ein Tathergang oder auch ein Verbrechensmuster. Diese Rekonstruktionen verstehe ich als Erzählung, weil sie Materielles (Vorhandenes) mit dem Imaginären (Gewussten, Vorgestellten) verknüpfen.

Auch bei audiovisuellem Storytelling fügen wir scheinbar Unzusammenhängendes zusammen, verknüpfen Verstreutes, Fragmentiertes und Erinnerungtes, suggerieren eine Verortung in Zeit und Raum, spekulieren über Zusammenhänge und entwerfen dafür neue Bilder. Womöglich ließe sich eine Montage von Bild- und Soundfragmenten zu diesen Grenzgebieten der Gewalt, bei denen imaginäre Geographien und Landschaften entstehen, versuchsweise *forensisch* nennen. Gemeint wäre ein narratives und auch ästhetisches Verfahren, das die übliche Trennung zwischen dem Materiellen, dem subjektiven Sprechen und Erleben sowie der diskursiv oder analytisch motivierten Aufbereitung unterläuft: Hier wie dort (im Labor, am ›Schneidetisch‹) geht es um Arbeit an der Imagination, also das Vorstellbarmachen. Also nicht nur Dinge oder Geschichten zu sagen oder zu erzählen, sondern überhaupt erst sag- und erzählbar zu machen und damit zu konstituieren.

Es ging, so denke ich im Rückblick auf unsere Erzählversuche zu diesen Gewaltlandschaften, um die Erprobung narrativer Strategien, die sich an materiellen Spuren und Texturen ausrichten, dabei aber nicht dem forensischen Komplex als ästhetische Versuchung erlagen und das Materielle nicht zum Fetisch erhoben. Den Anspruch, »neue Gestaltungen des Sichtbaren, des Sagbaren und des Denkbaren« zu befördern, wie Jacques Rancière es für

die Bilder einer politischen Kunst (Rancière 2015 [2008]: 121) fordert, bedeutet, andere als die in der sozialen Imagination eingespeicherten Marker in den Blick zu nehmen, so etwas wie Abstandgewinnung zum Gewohnten zu ermöglichen, die Rancière auch »Aufhebung« (ders.: 71) nennt. Also Sinnliches und Materielles zu fokussieren, das außerhalb der gewohnten Bildordnungen und Narrative liegt.

Eine Rolle könnte die von Rancière ins Feld geführte Figur des »nachdenklichen Bildes« (ders.: 125) spielen. Das Nachdenkliche schlägt er als Begriff für ein Unbestimmtes vor, das »im Bild etwas bezeichnet, was dem Denken widersteht« (ders.: 150). Eine Art ästhetische Eigensinnigkeit, die zwar in der Materialität des Gezeigten aber nicht im Wesen des Bildes begründet liegt, und sich erst aus dem Wechselspiel zwischen verschiedenen Perspektiven einstellt. Womöglich kommt das dem nahe, was ich irgendwann anfang, das Atmen der Bilder zu nennen. Damit meine ich zum einen eine Art visuelles Innehalten oder Durchatmen, aber eben auch, dass *zwischen* den Bildern eine Art Luft sein oder entstehen möge, die in der Betrachtung aufgenommen werden kann und neue Räume eröffnet.

Zu Beginn unserer Filmrecherchen war mir vor allem ein Film im Kopf, *Nostalgia de la Luz* (Nostalgie des Lichts, 2010) des chilenischen Dokumentarfilmers Patricio Guzmán. Vom thematischen Fokus her liegt das nahe: Der Film berichtet von der Suche nach den winzigen Menschenresten in der Atacama-Wüste, von der Rekonstruktion der nicht mehr vorhandenen Folterlager der Pinochet-Diktatur und dem Kampf gegen die Spurlosigkeit der Menschenvernichtung. Auch Guzmáns späterer *El botón de nacar* (Der Perlmutterknopf, 2015) macht sich auf die Suche nach den Spuren zweier Manöver der Auslöschung, das Verschwindenlassen von Junta-Opfern und der Genozid an einem indigenen Volk in Südpatagonien zu Beginn. Mehr noch als die inhaltliche Nähe interessiert mich die Rolle der Landschaften als Zeuginnen, in die sich die Verbrechen buchstäblich einschreiben, und die Verschränkung von weit auseinanderliegenden Blickrichtungen, Maßstäben oder Zeitebenen: In *Der Perlmutterknopf* verweben sich die 1970er Jahre mit dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, in

*Nostalgie des Lichts* ist es der Blick der Astronom:innen, die von der Wüste aus das Weltall absuchen und das suchende Stochern der Mütter im Wüstensand. Das Winzigkleine verbindet sich in einem durchaus forensisch zu nennenden Sinne mit dem unermesslich Großen. Die Versuchung von Pathos und narrativem Kitsch liegt nahe, bestärkt noch durch den altmodischen Gestus einer über allem liegenden Erzählerstimme. Die Materialitäten, von denen hier die Rede ist – die sandkorngroßen Mensehteilchen, der Perlmutterknopf am Meeresgrund oder die Gestirne am Himmel – aber halten ihr stand.

Später stoße ich auf Guzmáns kleines Handbuch über »Filmen, was man nicht sieht« (Guzmán 2016). Darin finde ich die schöne Aufforderung, den »Dingen Gesellschaft zu leisten« (*hacerle compañía a las cosas*) und »der Materie habhaft zu werden« (*atrapar la materia*) (ders.: 52). Eine forensische Erzählung erschließt die Sinnlichkeit des Materiellen, die sich durch das Sensorische (sehen, schauen, hören, fühlen) vermittelt. Aber sie hätte, so glaube ich, auch einen Beitrag zu liefern zum Verstehen solcher Landschaften, gerade in derart opaken Gewaltverhältnissen wie dem gegenwärtigen Mexiko. Nicht als vollständige Entzifferung und analytische Erschließung, doch es sollte schon Hinweise zu ihrer Lesbarmachung geben. Im Film *Persistencia*, der ohnehin auf eine durcherzählte Hauptgeschichte verzichtet, gliedern wir die filmische Erzählung durch eine Sequenz von Tätigkeitswörtern: *recuperar, reconstruir, retornar, exterminar, evidenciar, seguir*. Sie lenken den Fokus auf das Handeln derjenigen, die diese Landschaften zu dem machen, was sie sind: neben Suchenden und Forensiker:innen auch die Toten und ihre Mörder.

### **Staat**

Aus Sicht vieler Gewaltbetroffener in Mexiko ist der Staat nicht weniger ungreifbar als ihre verschleppten Angehörigen. Schon beim Suchen nach den Entführten zeichnen sich staatliche Ermittler und Behördenvertreter:innen, so dokumentieren Berichte in bestürzender Einmütigkeit, durch Ineffizienz, Unwilligkeit und oft zynisch anmutende Indifferenz aus. Vollends inexistent und gleichsam verschwunden aber ist der Staat in den Augen der betroffenen

Familien, wenn es um Rechtsstaatlichkeit oder Justiz geht. So hegen die meisten von ihnen keinerlei Hoffnung auf eine strafrechtliche Aufarbeitung und gar Bestrafung von Täter:innen und Taten. »Wir suchen nur nach den Körpern, und nicht nach Gerechtigkeit«, lautet seit Beginn der selbstorganisierten Suchmanöver der Leitsatz vieler Gruppen, dem ich im Laufe der Recherchen unzählige Male begegnet bin. Das Täterwissen, also die anonymen Hinweise, denen sie in den Sucheinsätzen folgen, ist für sie von großem Wert. Anders als Länder wie Kolumbien, wo es oft das Wissen von bereits im Gefängnis einsitzenden Täter:innen ist, das in Prozessen einer Transitional Justice ›verhandelt‹ wird, sind in Mexiko die am Morden und Verscharren Beteiligten meist auf freiem Fuß. Für viele *Buscadores* sind sie eine wichtige Informationsquelle.

Meine Irritation darüber wird mit der Zeit nicht kleiner. Auch wenn ich um die tief verankerte Kultur der Strafflosigkeit in Mexiko weiß, vermag ich mich vom Horizont des Strafrechts und der Rechtsstaatlichkeit nicht zu lösen, also von der Möglichkeit, dass Strafflosigkeit überwindbar sein muss. Der Horizont der meisten Familien aber ist ein anderer: Dass aus dem bodenlosen Schrecken wieder bewältigbare Trauer werden möge. Es gilt zur Kenntnis zu nehmen und eine Sprache dafür zu finden, dass das Politische, also Fragen nach Macht oder Gerechtigkeit, sich für die allermeisten nicht über den Diskurs dar- oder herstellt, sondern einer *Erfahrung* entspricht: der Ohnmacht und Demütigung durch das schamlose Nichtstun oder der sagenhaften Empathielosigkeit. Das mag eine Erklärung dafür sein, dass Wut, Zorn und das Verlangen nach Bestrafung sich, wenn überhaupt geäußert, meist auf Funktionär:innen und Uniformierte beziehen, und nicht auf die oft abstrakt bleibenden Täter:innen.

Es ist klar, dass wir von ihnen, den trotz ihrer Allgegenwart seltsam gesichtslosen und ungreifbaren Kriminellen, besonders mit Blick auf ihre Verstricktheit mit Teilen des Staatsapparates, nicht sprechen können, ohne uns und unsere Protagonist:innen in Gefahr zu bringen. Die poröse, fragmentierte und diskreditierte Staatlichkeit aber möchte ich als Teil dieser Landschaft durchaus in den Blick nehmen. Und auch hier ist ein Fokus auf Materialität, der über die bekannten visuellen Rhetoriken von Staatsmacht

oder Staatsgewalt hinausführt, hilfreich: nämlich auf die Art, wie die Behörden oder Institutionen in diesen Landschaften materiell repräsentiert und verkörpert sind.

Als geradezu surreales Leitmotiv kristallisiert sich dabei mit der Zeit heraus, wie die Uniformierten, die die Behörden zur Sicherung der Grabungsarbeiten abgestellt haben, in diesen Suchlandschaften stehen: meist im Schatten, wie wartend, unbeteiligt, immer am Rande des Geschehens. Als hätten sie die Weisung, sich nicht einzumischen, sondern allenfalls zu bezeugen, was sich vor ihren Augen abspielt. Sie verkörpern das paradoxe Vakuum, das die staatlichen Behörden in diesen Vernichtungszonen generieren: zwar allgegenwärtig, aber nicht zuständig.

Neben den Uniformträger:innen, die mit den Landschaften zu verschmelzen scheinen, gilt es auch, Bilder für die Funktionsträger zu finden. Bildfolgen, die nicht die Einzelnen satanisieren – wir haben es durchgehend mit wohlmeinenden Funktionären zu tun, die andernfalls auch kaum vor der Kamera gesprochen hätten –, wohl aber ihre Eingeschriebenheit in den Behördenlandschaften markieren. Es entsteht eine Sequenz aus drei Schreibtischen, hinter denen jeweils ein Behördenvertreter in die Kamera blickt, seine Stimme erklingt dazu aus dem Off. Sie loben die Arbeit der Suchbrigaden, doch aus diesem Lob klingt ihre ganze institutionelle Befangenheit heraus: der Paternalismus, die Arroganz, auch die Hilflosigkeit. Dabei geht es nicht um ihre Person, sondern die Rolle, die sie ausfüllen und verkörpern, also eben materialisieren.

### **Erzählung als Raum**

Dass forensische Verfahren, bei aller Wissenschaftlichkeit, niemals linear verlaufen, dürfte klar geworden sein. Dass ich mich im Anschluss an *Persistencia* für das Format einer interaktiven und daher nicht-linearen Webdokumentation entscheide – Forensic Landscapes – entspricht den Suchbewegungen im Feld, ob Familien oder Forensiker:innen, daher womöglich mehr als die Storyline eines durchgehenden Films. Denn auch ihre Suchmanöver folgen ja keinem durchgezeichneten Skript, auch bei ihnen gibt es Abzweige, Umwege und Unterbrechungen. Eine interaktive Er-

zählung, in der Besucher:innen selber ihre Routen festlegen und Verknüpfungen herstellen, bietet also die Chance, Sehen und Suchen in ein (neues) Verhältnis zu stellen.

Wie zuvor geht es hier darum, die dunkle Materie porös werden zu lassen und sich eine forensische Perspektive eigen zu machen, die auf das Vorhandensein der Verschwundenen beharrt und auf die Möglichkeit ihrer Rekonstruktion. Gewohnte Vorstellungen von Betroffenheit, Verantwortung oder auch Expertise sollen perforiert werden, die Zonen des Vorstellbaren geweitet und zudem verschiedene Geographien, und Zeithorizonte, zu einer imaginären Landkarte verflochten oder sogar verschmolzen werden. Mittels einer sogenannten Daten-Architektur wurden dafür nun digitale Landschaften gebaut: die Storyline wurde zum narrativen Raum erweitert. Dieser Erzählraum lässt sowohl die Zweidimensionalität der linearen Geschichte, aber auch das Georeferenzielle hinter sich: in den acht gestalteten imaginären Landschaften – und den darin eingelassenen mehr als zwanzig Videoessays – spielt es keine entscheidende Rolle mehr, ob das Gezeigte in Mexiko, Argentinien oder Guatemala verortet ist.

Die einzelnen Tableaus sind als ›thematische Atmosphären‹ gestaltet – die Schwärze des Verschwindens, die Weite einer imaginären Suchlandschaft, die Sterilität eines Laborsettings, eine fiktive historische Kartographie, das Abschiednehmen von den Toten, das Maschinelle einer Behördenlandschaft, das Fragmentierte des Gesellschaftlichen bis zum Überbordenden der Kunst. Aus diesen atmosphärischen Tableaus bildet sich eine zusammenhängende Raumlandschaft, in der – als zweites Level der Erzählung – die jeweils in sich geschlossenen Videoessays eingelassen sind.

Es sind also zwei Raum- und Erzählebenen, die hier miteinander verschränkt sind und zwischen denen Besucher:innen sich hin und her bewegen. Das Durchqueren ist als Reise gedacht, in der die fortwährende Entdeckung von Details, Nebenschauplätzen, Protagonisten, als Vor und Zurück, Anhalten und Weiterziehen gleichsam programmiert sind. Dabei wird die Navigation tatsächlich zum narrativen Mittel und Medium einer forensischen Logik. Denn die Videos werden in den Landschaften geradezu versteckt, Besucher:innen müssen nach ihnen suchen, sich dafür

genau umsehen und immer wieder die Perspektive wechseln. *Take your time, look for signs. Everything will speak to you: objects, details, even what's most unexpected*, heißt es im Begrüßungstext. Die Videos können in einem Erdhaufen, einem Hemd, einem Pappkarton oder einem Rippenknochen stecken. Fündig wird man immer da, wo ein Gegenstand tatsächlich Signale aussendet: Die anzuklickenden Icons sind animierte Konturen, sie fallen durch visuelles Vibrieren ins Auge. Wenn ein Video angesehen wurde, wechselt der Gegenstand seine Farbe. *Your gaze will make the difference as it transforms the landscape*.

Auch eine räumliche Erzählung hat eine Dramaturgie. Sie beginnt mit dem Limbo der Ungewissheit über die Zeiten und Geographien hinweg – die Mexikanerin, die nach ihrer 2004 verschwundenen Tochter sucht; die Guatemaltekin, deren Bruder 1984 verschleppt wurde oder der Argentinier, dem die Junta 1976 seine Jugendliebe entrissen hat. Gemein ist ihnen die Desorientierung, die Bodenlosigkeit. Und dass sie, das haben sie wiederum mit den Forensiker:innen gemein, noch im Dunkeln mit dem Suchen beginnen. Klar war auch, dass die Erzählung über das forensische Suchen und Handeln mit all seinen Abzweigen und Neben Bühnen, und auch über das Irreparable und Unversöhnte, die diese Landschaften prägen, hinausführen soll. Nicht in ein esoterisches Jenseits, aber in die Möglichkeiten der Kunst.

So setzen wir an das Ende die poetische Aktion eines argentinischen Künstlers, Jorge Velarde, auf dem Rio de la Plata. Den Rio de la Plata hatten die sogenannten Todesflüge, bei denen tausende politische Gefangene abgeworfen wurden, in den 1970er Jahre zu einer Art Massengrab gemacht hatten. Die am Meeresgrund vermodernden Überreste sind mit den Mitteln einer noch so modernen Forensik weder zu lokalisieren noch zu bergen. Die Kunstaktion aber nimmt diese unmögliche Materialisierung auf und führt sie mit künstlerischen Mitteln weiter: Mittels nautischer Karten »errechnet« Velarde fiktive Koordinaten als Abwurfpunkte, an denen er von seinem kleinen Boot aus Blumen ins Wasser warf, die gleich darauf versanken. Die Performance erfindet also eine Markierung und verweist zugleich darauf, dass auch Wasser eine Materie ist, in der sich menschliche Körper nicht zur Gänze auflösen können.

## Literatur

- Cavarero, Adriana (2009). *Horrorism: Naming Contemporary Violence*, New York: Columbia University Press.
- Didi-Huberman, Georges (2007). *Bilder trotz allem*, München: Wilhelm Fink.
- Diéguez, Ileana (2015). *Cuerpos sin duelo. Iconografías y teatralidades del dolor*, Monterrey/Mexiko-Stadt: Universidad Autónoma de Nuevo León.
- Dziuban, Zuzanna (2017). »Introduction. Forensics in the Expanded Field«. In: dies. (Hg.): *Mapping the ›Forensic Turn‹. Engagements with Materialities and Mass Death in Holocaust Studies and Beyond*, Wien: New Academic Press, S. 7–35.
- Forensic Architecture (Hg.) (2014). *Forensis. The Architecture of Public Truth*, Berlin: Sternberg Press.
- Hartman, Saidiya (2008). »Venus in Two Acts«. In: *Small Axe*, Nr. 26 (vol. 12, Nr. 2), S. 1–14.
- Guzmán, Patricio (2016). *Filmar lo que no se ve*, Madrid: DOCMA.
- Huffschmid, Anne (2015a). »Knochenarbeit. Wider den Mythos des Verschwindens – Forensische Anthropologie als subversive Praxis«. In: Anne Huffschmid/Wolf-Dieter Vogel/Nana Heidhues/Michael Krämer (Hg.): *TerrorZones. Gewalt und Gegenwehr in Lateinamerika*, Berlin/Hamburg: Assoziation A, S. 60–75.
- Huffschmid, Anne (2015b). »Huesos y humanidad. Antropología forense y su poder constituyente ante la desaparición forzada«. In: *Athenea digital. Revista de pensamiento e investigación social*, 15 (3). URL: <http://atheneadigital.net/article/view/v15-n3-huffschmid/1565-pdf-es>.
- Huffschmid, Anne (2019a). »Los (des)bordes de la justicia. Agencias y procesos forenses desde las fosas del presente (mexicano)«. In: Silvia Dutrénit Bielous/Octavio Nadal Amendóla (Hg.): *Pasado recientes, violencias actuales: antropología forense, cuerpos y memorias*, Mexiko-Stadt: Instituto Mora, S. 31–67.
- Huffschmid, Anne (2019b). »Neue forensische Landschaften. Verschwundene, Suchmanöver und die Arbeit der Bilder in Mexiko«. In: *Forensik. ZfK – Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, 1/2019 (Hg. von Zuzanna Dziuban, Kirsten Mahlke, Gudrun Rath), S. 69–82.
- Huffschmid, Anne (2020). »The Human Remains. Forensic Landscapes and Counter-Forensic Agencies in Violent Presents – the Mexican Case«, In: *Forschung DSF*, Nr. 54. URL: <https://bundesstiftung-friedensforschung.de/blog/forschung-dsf-no-54/>
- Ingold, Tim (1993). »The Temporality of Landscape«. In: *World Archaeology* 25: 2, S. 152–174.
- Mbembe, Achille (2003). »Necropolitics«. In: *Public Culture* 15: 1, S. 11–40.
- Moten, Fred (2003). »Black Mo'nin«. In: David L. Eng/David Kazanyian (Hg.) *Loss: The politics of mourning*, Berkeley: University of California Press, S. 59–76.
- Perosino, Celeste (2012). *Umbrales. Praxis, ética y derechos humanos en torno al cuerpo muerto*. Unveröffentlichte Dissertation im Fachbereich Philosophie, Universidad de Buenos Aires, Argentinien.
- Rancière, Jacques (2015 [2008]). *Der emanzipierte Zuschauer*, Wien: Passagen-Verlag.

- Somigliana, Carlos (2012). «Materia Oscura. Los avatares de la Antropología Forense en Argentina». In: Andrés Zarankin/Melisa A. Salerno/Celeste Perosino (Hg.): *Historias desaparecidas. Arqueología, memoria y violencia política*, Córdoba: Encuentro Grupo Editor, S. 25-34.
- Weizman, Eyal (2014). «Introduction: Forensis». In Forensic Architecture (Hg.): *Forensis. The Architecture of Public Truth*, Berlin: Sternberg Press, S. 9-32.
- Weizman, Eyal (2017). *Forensic Architecture. Violence at the Threshold of Detectability*, New York: Zone Books.

## Zu den Autor:innen und Herausgeber:innen

DINA ALVES ist Juristin und Anthropologin. Als Anwältin begleitet sie den bekannten Fall rassistischer und sexualisierter Polizeigewalt gegen Luana Barbosa dos Reis. In ihrer Dissertation »Schwarze Gefängnisse, weiße Richter« beschäftigt sie sich mit der Körperlichkeit Schwarzer Frauen im Strafvollzug in Brasilien.

CARLOS MARTÍN BERISTAIN ist Arzt und Psychologe mit jahrelanger Erfahrung in der Aufarbeitung von Menschenrechtsverletzungen in Lateinamerika und Afrika. Er war Berater in Wahrheitskommissionen von Paraguay, Ecuador, Peru, Guatemala und unabhängiger Experte im Fall von Ayotzinapa, Mexiko.

EMANUELA BORZACCHIELLO ist feministische Wissenschaftlerin und Kuratorin. Sie forscht und arbeitet zu feminizidaler Gewalt mit Schwerpunkt in Mexiko. Seit 2019 ist sie Mitglied des multidisziplinären und interinstitutionellen Ausschusses *Comité de Seguimiento de la Alerta de Género para la Ciudad de México*.

TIMO DORSCH arbeitet an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Journalismus. Im mandelbaum-Verlag ist sein Buch »Nekropolitik. Neoliberalismus, Staat und organisiertes Verbrechen in Mexiko« erschienen.

JANA FLÖRCHINGER arbeitet als freie Referentin, Autorin und Kuratorin zu patriarchaler Gewalt und queerfeministischem Widerstand in Deutschland und Lateinamerika. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Debatten um Feminizide, Care-Arbeit und Fragen zur Politisierung von Beziehungsweisen.

VERÓNICA GAGO ist Dozentin an der *Universität von Buenos Aires* (UBA). Sie war Teil des *Colectivo Situaciones*, einem Versuch militanten Forschens. Sie ist beteiligt an der Arbeit des unabhängigen Verlages *Tinta Limón* und ist aktiv in der feministischen Bewegung *NiUnaMenos* in Argentinien.

RAQUEL GUTIÉRREZ AGUILAR ist Mathematikerin, Philosophin, Soziologin und militante Aktivistin. Sie arbeitet an der *Benemérita Universidad*

*Autónoma de Puebla*. Ihre Schwerpunkte umfassen die Beziehung zwischen erneuerten populären Feminismen und Praktiken zur Produktion des Gemeinsamen.

ANNE HUFFSCHMID lebt als Kulturwissenschaftlerin und Autorin in Berlin. Sie forscht, lehrt und publiziert seit den frühen 1990er Jahren zu städtischem Raum, Gewalt und sozialer Erinnerung, Diskurspolitik und Visual Culture, mit Schwerpunkt auf Lateinamerika und insbesondere Mexiko.

ALKE JENSS ist promovierte Sozialwissenschaftlerin und forscht insbesondere zu Sicherheit und Unsicherheit in Mexiko und Kolumbien. Sie ist Koordinatorin des *Cluster State & Governance* des *Arnold-Bergstrasser-Institut* in Freiburg im Breisgau.

CLAUDIA LÓPEZ PARDO ist eine bolivianische Biologin. Sie arbeitet zu Themen im Zusammenhang mit sozio-ökologischen Konflikten, politischer Ökologie und Feminismus.

VERA MALAGUTI DE S. W. BATISTA ist Generalsekretärin des *Instituts Carioca für Kriminologie* in Rio de Janeiro und Koordinatorin der Arbeitsgruppe für Öffentliche Sicherheit im Projekt Populares Brasilien – Bewegung der Landarbeiter\*innen ohne Boden (MST).

CARLOS MARTÍNEZ ist Journalist und gehört dem Recherccheteam *Sala Negra* (Gewalt in Zentralamerika) der digitalen Zeitung *El Faro* in El Salvador an. Arbeiten von ihm sind in Kolumbien, Mexiko, Frankreich, den USA und weiteren Ländern erschienen.

BÖRRIES NEHE arbeitet zu autoritärem Neoliberalismus und rechten Ideologien. Er koordiniert die International Research Group on Authoritarianism & Counter-Strategies der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

HERIBERTO CORONEL PAREDES ist selbstständiger Fotograf und Journalist. Er arbeitet mit verschiedenen, oftmals unabhängigen, mexikanischen und auch internationalen Medien zusammen.

DANIELA REA ist Journalistin beim unabhängigen mexikanischen Nachrichtenportal *Pie de Página*. Sie ist spezialisiert auf soziale Konflikte und die Auswirkungen von Gewalt.

MARIO RUFER ist Professor der *Universidad Autónoma Metropolitana – Xochimilco* (Mexiko). Seine Forschungsfragen orientieren sich an Kulturwissenschaften und Postkolonialer Kritik, Subalternen Studien und den epistemologischen Problemen bezüglich Erbe, Archiv und öffentlicher Erinnerung.

RITA LAURA SEGATO ist emeritierte Professorin für Anthropologie und Bioethik der *Universität Brasilia*, Brasilien. Parallel zu ihrem wissenschaftlichen Schaffen engagiert sich Segato in vielfältigen Initiativen für Menschenrechte sowie feministischen Gruppen.

CHRISTIAN SPERLING ist Professor an der *Universidad Autonoma Metropolitana – Azcapotzalco* (Mexiko). Seine Forschungsgebiete umfassen unter anderem die mexikanische und lateinamerikanische Erzählung sowie das Verhältnis von Literatur und anderen, etwa wissenschaftlichen Diskursen.

MARCELA TURATI ist unabhängige Journalistin, spezialisiert auf Reportagen zum sogenannten Drogenkrieg in Mexiko und die Auswirkungen der damit verbundenen Gewalt auf Individuum und Gesellschaft. Sie ist Mit-Gründerin des Netzwerkes *Periodistas de a Pie*.

ALEX WISCHNEWSKI ist Mitbegründerin des Netzwerkes *Care Revolution* und Initiatorin der Plattform *#keinemehr* gegen Femizide. Sie leitet das Programm Globaler Feminismus der *Rosa-Luxemburg-Stiftung*.

JONAS WOLFF ist Politikwissenschaftler und Leiter des Programmbereichs *Innerstaatliche Konflikte* der *Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung* (HSFK) in Frankfurt am Main. Seine Forschungen umfassen Projekte zur Entwicklung und Transformation der Demokratie in Lateinamerika und Nordafrika.